Heft 7

XXIV. Jahrgang

März 1910

Velhagen & Klasings Monatshefte

Redaktion in Berlin W. 50. Tauenzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing

Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien.

*

SUCHARD's BELIEBTE
ESS-CHOCOLADEN.

MILKA
NOISETTINE
VELMA

SUCHARD, ALLEINIGER
FABRIKANT.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inhalt des Märzheftes:

Seite:

Conrad Pilater. Roman von Jakob Schaffner. (Fortsetzung folgt) 305
Dank. Gedicht von Bruno Baumgarten 347
Szenen und Bilder. „Peterle“ und „Der Birnbaum“. Von Carl Bulcke 348
Lorenzo Bernini. Von Max von Boehn. Mit achtzehn Textabbildungen 349
Perlen. Gedicht von Else Leucht 365
Das Bild des Engländers. Von O. v. Gottberg 366
Epilog. Von Antoinette Baronin Sedlnitzky 372
Die Sonatine. Gedicht von Ernst A. Bertram 376
Kakteen. Von B. Haldy. Mit neun Abbildungen in Faksimiledruck nach Originalen von Curt Agthe 377
Ruhm und Ende der Glocke von Horbach. Gedicht von Georg Busse-Palma. 385
Laienmedizin, Wissenschaft und Publikum. Von Professor Dr. Friedrich Martius 386
Der Kopfschmuck. Gedicht von Otto Brechler 391
Zum fünfzehnten März 1910 (Paul Heyses achtzigstem Geburtstag). Gedicht von Ludwig Fulda 392
Auf märkischer Erde. Roman von Hanns von Zobeltitz. (Schluß folgt). 393
Berliner Bühnen. Besprochen von Paul Oskar Höcker. Mit elf Textillustrationen nach Originalaufnahmen in Tondruck . . . 420
Frau Königin. Gedicht von Otto Rennefeld 429
Das Privilegium der Damen von Glanta. Novelle von Gertrud Freiin le Fort 430

Seite:
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Wanderfahrten eines Vortragsredners. Von Prof. Dr. Ed. Heyck 437
Paßwanderung. Gedicht von Ad. Holst 442
Die Grundlagen des Einfamilienhauses. Von Regierungsbaumeister Wentscher. Mit zwölf Textabbildungen 443
Tottänzerin. Gedicht von Frida Schanz. 454
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse. 455
Illustrierte Rundschau. Von der Galerie Kalkmann in Hamburg. — Kleinplastik von Johann Vierthaler in München. — „Quadrille à la cour": Tafeldekoration von Victor A. Seifert, ausgeführt von der Porzellanmanufaktur Gebr. Heubach in Lichte. — Zu unseren Bildern. Von H. v. Sp. . . . 460

Kunstbeilagen:

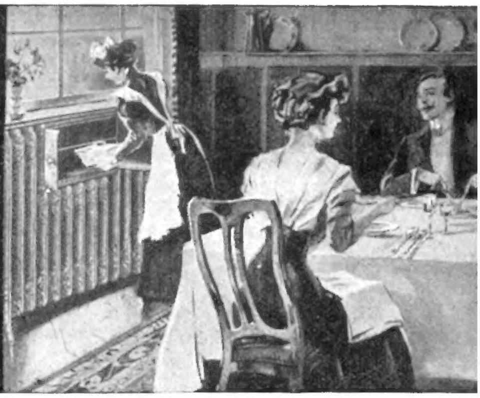
Amsterdamer Waisenhausmädchen. Gemälde von N. van der Waay. Faksimiledruck . . Titelbild
Frühling am Bach. Gemälde von Prof. Th. Hagen. Faksimiledruck . . . . 320—321

Einschaltbilder:

Rosen. Gemälde von Prof. Walter Georgi. Tondruck . . . 328—329
Auf der Düne von Katwyk. Gemälde von Prof. Max Thedy. Tondruck . . . . 336—337
Stürmischer Abend in den Lofoten. Gemälde von Prof. Otto Sinding. Tondruck. . . 344—345
Bildnis. Gemälde von Joseph Oppenheimer. Tondruck 376—377
Paul Heyse. Zu seinem achtzigsten Geburtstage. Gemälde von Franz von Lenbach. Tondruck . 392—393
Graf Louis Szèchényi. Gemälde von P. A. László. Tondruck 408—409
Andante. Bronze von Edmund Gomansky. Tondruck. . 416—417
Damen im Garten. Gemälde von Claude Monet. Tondruck 432—433

Inserate:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—32
darunter folgende Spezialabteilungen:
Töchterpensionate . . . 12
Unterrichtsanstalten . . 12—13
Heilanstalten . . . . . 13—14
Hotels 15
Winter-Sport und Winter-Kur. . . . . 16—18
Münchener Kunst und Kunstgewerbe 19
Hinterer Anzeigenteil . . 1—8



Luxus oder Lebensbedingung?

In unserem nervösen, aufreibenden Zeitalter ist ein behagliches und trautes Heim, das uns Ruhe und Erholung gewährt, ein Bedürfnis. Es ist kein Luxus, wenn wir alle jenen modernen Einrichtungen verlangen, die Komfort und Gesundheit bedeuten.

CENTRALHEIZUNG mit

NATIONAL RADIATOREN & NATIONAL KESSEL

ist eine Lebensbedingung geworden: Rücksichten auf Gesundheit und Sparsamkeit, der Wunsch nach Reinlichkeit und Komfort, die Dienstbotenfrage und das Verlangen nach Sicherheit zwingen dazu.

Informieren Sie sich weiter durch unsere interessanten Broschüren: „Zweckmässige Heizungs-Anlagen", „Die Modernisierung veralteter Wohnhäuser"

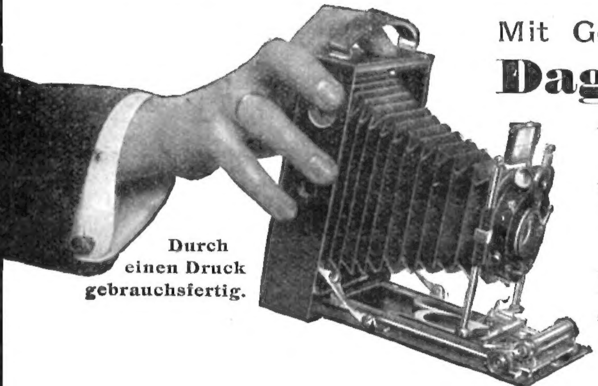
NATIONALE RADIATOR GESELLSCHAFT m.b.H.

BERLIN S 42, Alexandrinenstrasse 35

Abteilung V.

GOERZ „AUTOFOK"-TENAX

Flachkamera für Platten und Filmpacks.



Durch einen Druck gebrauchsfertig.

Mit Goerz Doppel-Anastigmat

Dagor und Syntor

Formate 9×12	
M. 210.—	M. 170.—

Formate 10×15	
M. 245.—	M. 195.—

Preisliste kostenfrei.

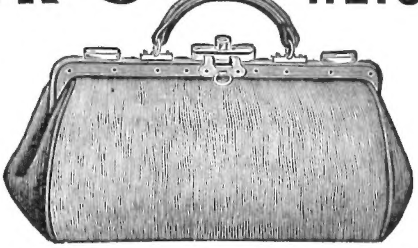
Bezug durch alle Photo-Handlungen, wo nicht erhältlich, durch die

Opt. Anstalt C. P. Goerz, A.-G., Berlin-Friedenau 39.

WIEN	PARIS	LONDON	NEW-YORK
Stiftgasse 21.	22, rue de l'Entrepôt.	1-6 Holborn Circ.	79 East 130th. Street.

MÄDLER'S beliebte REISETASCHEN

elegant und praktisch, von zimtbraunem Rindleder, mit solidem Bügel u. Schloss, Drellfutter.



No.			ℳ
1350 A.	33 cm	Bügell.	7.50
1350 B.	36 „	„	9.50
1350 C.	39 „	„	11.50
1350 D.	42 „	„	13.50
1350 E.	45 „	„	15.50

Desgleichen in feineren Ausführungen laut Preisliste.

Solide u. praktische FALTENTASCHEN von zimtbraun. Rindleder

äusserst elegant, mit eingenähtem, kräftigem Bügel, Drellfutter, grosser Innentasche.

No.			ℳ
1137 A.	48 cm	Bügell.	44.—
1137 B.	54 „	„	50.—
1137 C.	60 „	„	56.—
1137 D.	70 „	„	66.—

MORITZ MÄDLER, Leipzig-Lindenau 17.

Jllustr. Preisliste kostenlos.

Verkaufslokale: Leipzig, Peterssstr. 8, Berlin, Leipzigerstr. 29, Hamburg, Neuerwall 84, Frankfurt a/M., Kaiserstr. 29.

Abt. U: **Silber-, Gold- und Brillantschmuck, Glashütter- und Schweizer-Taschenuhren, Grossuhren, silberplattierte Tafelgeräte, echte und versilberte Bestecke** *(Katalog U 20).*

Abt. K: **Lederwaren, Plattenkoffer, Necessaires, Reiseartikel, echte Bronzen, Marmorskulpturen, Goldscheider-Terrakotten und Fayencen, kunstgewerbliche Gegenstände** in Kupfer, Messing und Eisen, **Nickelgeräte, Thermosgefässe, Tafelporzellane, Korbmöbel, Ledersitzmöbel** *(Katalog K 20).*

Abt. S: **Beleuchtungskörper** für Gas und elektrisches Licht *(Katalog S 20).*

Abt. P: **Photographische** und **Optische Waren: Kameras, Vergrösserungs- und Projektions-Apparate, Feldstecher, Operngläser, Goerz Trieder Binocles** etc. *(Katalog P 20).*

= Gegen Barzahlung oder erleichterte Zahlung. =

Kataloge, je nach Artikel U, K, S oder P, kostenfrei.

STÖCKIG & Co., Hoflieferanten,

DRESDEN-A. 1 (für Deutschland). BODENBACH 2 i. B. (für Österreich).

ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILIN-FABRIKATION, BERLIN SO. („AGFA“ 69)

Nirgends iſt die Verwendung erſtklaſſiger Materialien ſo entſcheidend für den Erfolg, wie in der Photographie! — Verwenden Sie

„Agfa“-Photo-Artikel,

die als abſolut zuverläſſig beim Fachmann wie beim Amateur ſeit Jahren anerkannt ſind.

Die

„Agfa“-Preisliſte pro 1910

16 ſeitig :: (mit nebenſtehender Titelzeichnung)

iſt erſchienen

Ebenſo das neue

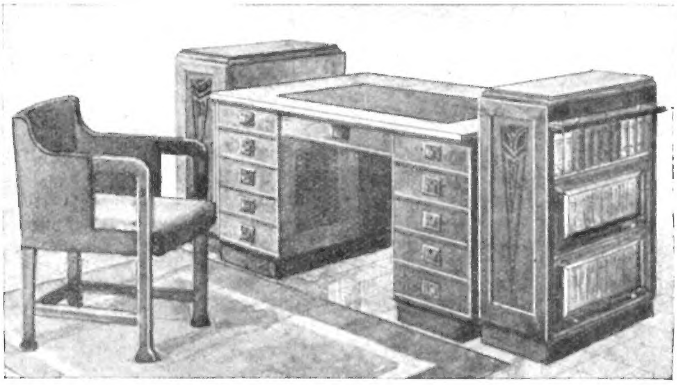
„Agfa“-Photo-Handbuch

ca. 130 Seiten, 76.—85. Tauſend, grüner Leinenband, **à 30 Pf.**

:: :: :: Bezug durch die Photohändler :: :: ::

4 KAISER,
10 KÖNIGE,
28 Regierende Fürsten

benutzen selbst oder in ihren Hofverwaltungen unsere Fabrikate.



Gleichfalls hunderttausende Firmen und Private.

Zahlreiche erste Staatspreise für hervorragende Leistungen unserer Möbelfabrik.

Illustrierte Prospekte Nr. 34 kostenlos!

Shannon-Registrator-Co.

AUG. ZEISS & Co., BERLIN W.

Leipzigerstrasse 126, 2 Minuten vom Leipzigerplatz.

Gegründet 1885.

11 Hoflieferanten-Diplome!

Schlanka

Verlangen Sie Spezial-Katalog über die zweckmässigsten Unterkleider.

Poröse Strickart. Tadellose Passform. Ohne Knöpfe. Wohlverschlossen. Bequemes Öffnen.

In feinem gebleicht. Zwirn:

Klein	Mittel	Gross	Extraweit
M. 6.40	6.70	7.—	7.50

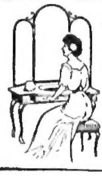
Ausserdem vorrätig: Weiss Vigogne od. Seide, Reinwolle Weiss od. Natur.

Alleiniger Versand gegen Nachnahme durch

CONRAD MERZ, Stuttgart.

Humoresken

Skizzen, Novelletten (humorist.) im Umfang von 100 bis 150 Zeilen sucht gegen hohes Honorar wöchentl. erschein. vornehme Zeitschrift. Talentvolle Schriftsteller wollen Adresse einsenden sub **W. 3902** an **Arthur Moser, Berlin SO. 16,** Michaelkirchstr. 26.



Toiletten-Tische

in einfacher bis hocheleganter Ausführung liefert den verehrlichen

Damen als **Spezialität**

Katalog B franko F. Einbeck, Frankfurt a. M. Cölnerstr. 42.

Fabrik von Kotillon und Karneval-Artikeln.

Kostüme aus Stoff und Papier. ∴ Mützen, Orden, Papier-Illuminations-Laternen.

Gegründet 1820.

Telephon 1280.

Vorteilhafteste Bezugsquelle für Wiederverkäufer, Grossisten und Exporteure.

Festdekorationen etc.

Export nach allen Ländern. ∴ Preisliste kostenfrei.

Wintersport und Camera

Katalog No. 537 gratis

„ICA" ACT.-GES. Dresden

Vereinigung der Camerafabriken Hüttig, Dr. Krügener, Wünsche und Zeiss-Palmos.

Gegen **Monatsraten**

Uhren aller Art, Gold-, Silber-, Alfenide- und Kupferwaren, Grammophone, Musiken, optische Artikel, feine Lederwaren, Koffer etc.

Neues Preisbuch gratis und franko.

Grau & Co., Leipzig 244.

Vertragsfirma der meisten Beamten-Verbände.

Auf alle Uhren 2 Jahre Garantie.

Sœnnecken

Nr 783
Beste Kugelfeder
1 Gros 2.—

Kratzt nie!
Überall erhältlich

Kaloderma

KALODERMA-SEIFE
KALODERMA-GELÉE
KALODERMA-REISPUDER

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut.

F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE
BERLIN - WIEN

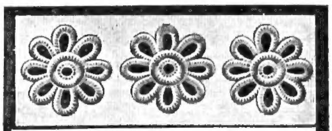
Zu haben in Apotheken, Parfümerie-, Drogen- und Friseurgeschäften.

Ausserordentliche Preisermässigung! [1451

Poetko's alkoholfreien **Aepfelsaft** naturrein, aus edlem frischen Obst, unbegrenzt haltbar, **ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende,** versendet pro Flasche 40 Pfg., Auslese 50 Pfg., exkl. Glas u. Kiste, von 30 Flasch. aufwärts geg. Kasse

Ferd. Poetko, Guben 22.

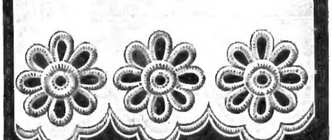
Grösste Apfelsaftkelterei Deutschlands.



St. Galler Stickereien

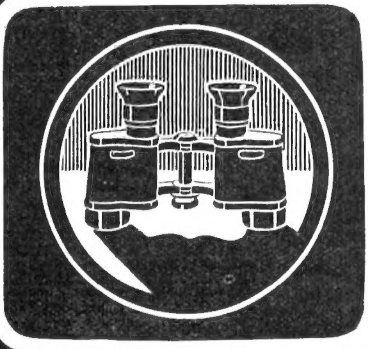
für Leib- und Bettwäsche, ganze Ausstattungen; Blusen, Roben, Tüchli, Monogramme, Plumetys etc. direkt zollfrei an Private.

Stickerei-Manufactur, Bischofszell 55 bei St. Gallen (Schweiz).



Schriftstellern bietet vornehmer Buch- und Zeitschriftenverlag Publikationsmöglichkeit. Anfragen mit Rückporto unter L. E. 4172 an **Rudolf Mosse, Leipzig.**

Die Knochen- und Muskelfleischentwicklung der Säuglinge wird durch die Ernährung mit „Kufeke"-Suppe und Kuhmilch am besten gefördert. Die aus „Kufeke" gekochte Suppe mischt sich sehr gut mit der Milch, verhindert im Magen deren grobflockige Gerinnung, so daß sie leichter verdaulich wird und erhöht durch den der Muttermilch entsprechenden Gehalt an Mineral- und Eiweißstoffen den Nährwert der Nahrung.



ZEISS
FELDSTECHER

sind zu beziehen durch optische Geschäfte oder direkt von:

CARL ZEISS · JENA — Berlin · Hamburg, Frankfurt a. M., London · Wien, St. Petersburg.

:: Prospekte T1. gratis. ::

Wirtschaftliche Frauenschule

in Schloss Löbichau bei Nöbdenitz, S.-A. — 1½ Stunde von Leipzig.

Für Töchter und Frauen der gebildeten Stände im Alter von 18—30 Jahren. Gründliche Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft, in Gartenbau, Geflügelzucht, Milchverwertung. — Beginn der Kurse im April und Oktober. — Der Lehrgang ist einjährig mit abschliessender Prüfung. — Anfragen wegen Zusendung von Prospekt und Anmeldungen an die [2978

Vorsteherin **Frl. Helene Coeler, Löbichau b. Nöbdenitz, S.-A.**

Invalidenräder
Krankenselbstfahrer
Kranken-fahrstühle.

Solide Fabrikate. Katalog gratis.

Rich. Maune, Dresden-Löbtau.

Dr OET KER's
BACKPULVER

J. A. Henckels Zwillingswerk.
Stahlwaren bester Qualität.

Für jedes Stück, welches meine Schutzmarke: trägt, leiste ich volle Gewähr. — Wo mein Fabrikat nicht zu erhalten, bitte sich zu wenden an die **Hauptniederlage:**

BERLIN W. 66J, Leipziger Strasse 118.

Eigene Verkaufs-Niederlagen: **Cöln a/Rh.**, Hohestr. 144 — **Dresden**, Wilsdrufferstr. 7 — **Frankfurt a/M.**, Rossmarkt 15 — **Hamburg**, Gr. Johannisstr. 11 — **Wien**, Kärnthnerstr. 24.

Malto-Haimose

Pepsinsalzsäure-Bluteiweiss mit Maltose.

Appetitanregend, blutbildend, wohlschmeckend. Ärztlich **vorzüglich** empfohlen bei: Appetitlosigkeit, mangelhafter Ernährung und Verdauung, bei Blutarmut, bei Entkräftung, bei Tuberkulose sowie bei Magen- und Darmerkrankungen u. nervös. Zuständen.

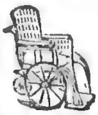
Originalglas M. 3.—.

Erhältlich in den Apotheken oder direkt: **Dr. Hermann Stern, München 10,** Karlstr. 42.

Ernemann

Cameras sind hervorragend für die Reise geeignete Modelle für Sport-, Genre-, Landschafts- und künstlerische Aufnahmen. — Nach dem Urteil erster Autoritäten Meisterwerke deutscher Camerabaukunst! Mit dem ersten Staatspreis und auf der Int. Photogr. Ausstellung Dresden 1909 mit den höchsten Auszeichnungen, dem Ehrenpreis und der Krone-Medaille prämiiert! — Photograph. Apparate für alle Zwecke der Amateur- u. Berufsphotographie. — Projektionsapparate. — Kinematographen für Amateure und für Theater. — Neuer, reich illustrierter Prachtkatalog auf Wunsch.

Heinr. Ernemann A.-G., Dresden 169



Kranken- Fahr- und Ruhestühle, verstellbare Keilkissen usw. Preisliste 15 b gratis u. franko.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik

Berlin, Markgrafenstr. 20.
München, Sonnenstr. 28.

LECIPLASMA

Neue Nerven-Nahrung

leicht verdaulich. Appetit anregend. Wohlschmeckend. Bequem z nehmen. Aerztl empfohlen Auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut. Literatur u. Prospekte durch die Fabrikanten:

LÜTTGEN & Co. G. m. b. H. – MAGDEBURG.

Brillanten, Uhren, Goldwaren,

feine Lederwaren und Reiseartikel, echte Bronzen, Alfenide, photogr. Apparate, Pianos, Beleuchtungskörper f. Gas u. elektr. Licht.

= *Gegen monatliche Amortisation.* =

Illustr. Katalog gratis u. franko.

L. Römer, Altona (Elbe), Mathildenstr. 15 D.

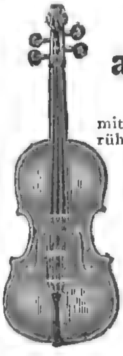
Rud. Amsinck, Kiel-N

Spezial-Versand von Orig. Matrosen-Anzügen für Knaben u. Mädchen

Eigene Anfertigung

Marine Cheviot für Damenkleider u. Herren-Anzüge Damentuche.

Preisliste u. Muster franko zu Diensten!



Versenden gratis neuesten Katalog

alter Violinen, Violen, Celli

mit Original-Illustrationen berühmter italienischer Meister. Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise. **Tausch. Gutachten.** Atelier für Reparaturen.

Hamma & Co., Grösste Handlung alter Meister-Instrumente, **Stuttgart.**

BERNDORFER ALPACCA-SILBER-ESSBESTECKE UND TAFELGERÄTE,
BESTER ERSATZ FÜR ECHTES SILBER,

REIN-NICKEL-KOCHGESCHIRRE,
VON UNBEGRENZTER HALTBARKEIT,
AUS EINEM STÜCK GEARBEITET,

sind in jedem besseren Geschäft der Branche zu Original-Fabrikspreisen zu haben.

Schutzmarke für Alpacca-Silber I.

Schutzmarke für Rein-Nickel.

BERNDORFER METALLWAAREN-FABRIK
ARTHUR KRUPP,
Niederlage BERLIN W. 66, Leipzigerstr. 6, Berndorfer Haus.

Jllustrierte Preislisten kostenlos.

Kunstgewerbe aller Techniken : Möbelstoffe

HOHENZOLLERN-KUNSTGEWERBEHAUS ✿ FRIEDMANN & WEBER
BERLIN-WESTEN ✧ LEIPZIGERSTRASSE 13

Wohnungseinrichtungen

Lachende Schönheit! ▪ Eine Umwälzung auf dem Gebiete der Schönheitspflege!

Damen und Herren! Es gibt jetzt ein neues, natürliches Verfahren, Schönheit des Körpers zu gewinnen. Jeder Arzt sagt Ihnen, dass schlechter Teint, welke Haut, Falten, Runzeln und Pickel, schlaffe Formen entstehen, wenn das Unterhautzellengewebe nicht genügend von seinem Nährstoff — dem Blut — durchströmt wird. Das Gewebe schrumpft dann und die Haut wird durch Verlust ihres Unterlagepolsters schlaff. Sie verliert ihre natürliche Frische. Wollen Sie Hautunreinlichkeiten, schlaffes Fleisch und welke Farbe beseitigen? Wünschen Sie sich rosig zarten Teint, sammetweiche Haut, gesunde Festigkeit des Fleisches, und edle Form für Gesicht, Hals, Arm und Körper, so verspricht Ihnen unser sensationeller kleiner Apparat, der in allen Kulturstaaten **patentiert** wird, überraschende Schönheit. Er saugt das Blut mittels atmosphärischen Druck in das erschlaffte Gewebe, er beseitigt bei denkbar einfachster Handhabung Mitesser und andere Unreinlichkeiten unglaublich schnell, er bewirkt, auf wissenschaftlicher Grundlage konstruiert, eine gesunde Hauternährung und bringt Ihnen auf natürlichem Wege dauernde Schönheit. Er ist ein Schutz gegen Spuren des Alters! Der Apparat ist unübertroffen (keine einfache Gummikapsel), er ist glänzend erprobt und begutachtet, er ist klein, leicht anzuwenden und wir sind des Erfolges so sicher, dass wir sonst das **Geld zurückzahlen.** Um auch weniger Bemittelten die Anschaffung zu ermöglichen, führen wir den Apparat in zwei Preislagen. Es kostet unser Amo-Apparat nur **3 M. Amorette-Apparat in feinster Ausstattung 5 M.** Diskreter Versand gegen Voreinsendung des Betrages (auch Briefmarken) oder Nachnahme. Hervorragende Anerkennungen.

Central-Laboratorium Abt. 46, Berlin, Ziegelstr. 3.

Verlangen Sie die neueste illustrierte Preisliste der

Gänseleberpasteten-Fabrik

Albert Henry, M. Schott Nachfl.

Königlicher Hoflieferant

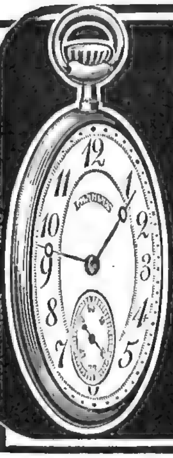
Strassburg i. E.

Gänseleberpasteten sowie Wildpretpasteten, Gänseleber- und Wildpret-Pain.

Parfait und Suprême von Gänseleber; Gänseleberwurst und Galantine.

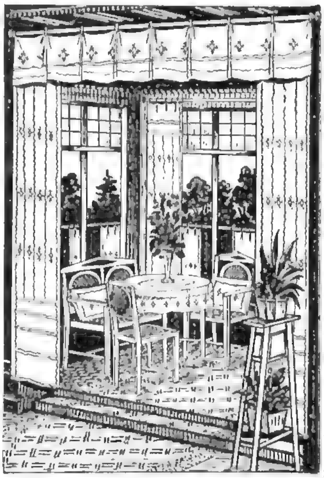
ASPIC von GÄNSELEBER „LUCULLUS".

Veraltet ist der Mediziner, der das **„Markensammeln"** nicht in seinen Arzneischatz aufgenommen hat gegen Neurasthenie und Nervenleiden.
Philipp Kosack, Berlin, Burgstrasse 12.



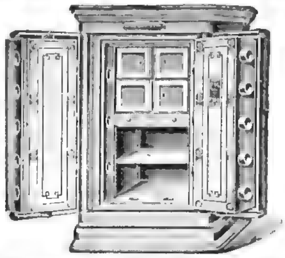
LONGINES
die beste der
PRAEZISIONS-TASCHENUHREN
Durch alle besseren Uhrengeschäfte des In- u. Auslandes zu beziehen.

Herm. Behn & Co.
Lübeck V.



Waschbare
Künstler-Vorhänge
Stores, Decken, Kissen, Bettdekorationen, mit gestickten, eingewebten od. bedruckten Mustern.

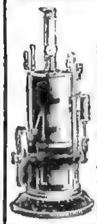
Abbildungen, Stoff- und Farbproben werden frei zugesandt.



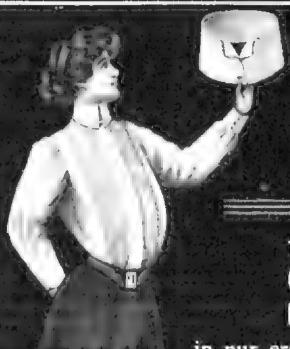
Carl Kästner,
Actien-Gesellschaft
Gegr. 1846 **Leipzig** Gegr. 1846
Spezialfabrik f. Panzerschränke aller Art, Tresor- u. Safe-Anlagen, Stahlkammern etc. neuester, unübertroff. Konstruktion.
Lieferant d. Reichshauptbank u. ca. 100 Reichsbankstellen, der Deutsch. Bank, Nationalbank f. Deutschland, Allgem. Deutschen Credit-Anstalt, Bank für Handel u. Industrie u. d. bedeutendst. Banken d. In- u. Auslandes.

Cassel-Wilhelmshöhe
Villa Angelika
Fürstenstrasse 5
Töchterpensionat Dietz.
Wissenschaftliche, wirtschaftliche, gesellschaftliche Ausbildung, Sprachen, Musik, Gesang, Malen. Ia Lehrkräfte. Herrliche, gesunde Lage dicht am Schlosspark. Annehmlichkeiten der Grosstadt. Prospekt frei durch die Vorsteherin. [2929

Feine Metall-Spielwaren.
Modell-Dampfmaschinen



Heissluft-Motore vollständig gefahrlos.
Betriebsmodelle
Eisenbahnen mit Uhrwerk, Dampf- u. Elektrizitätsbetrieb. Dampfer u. Kriegsschiffe, Luftschiffe, Automobile, Laterna magica, Kinematographen.
Ferdinand Gross, Kgl. Hofl.
Stuttgart, Olgastrasse 50.
Reich illustr. Katalog M. gratis.



Wäscherei-Einrichtungen
jeder Grösse
für Villen, Landhäuser, Güter, Pensionen, Kurhäuser, Hotels etc.
in nur erstklassiger Ausführung fabriziert
Forster Wäschereimaschinenfabrik Rumsch & Hammer,
FORST, Lausitz 5.
Filiale und Maschinen-Ausstellung Berlin SW., Friedrichstr. 16, Handelsstätte Belleallliance.
Spezialität: Einrichtungen für geräuschlosen Betrieb und ohne Aufstellung eines Dampfkessels.
Referenzen aus ersten Kreisen auf Wunsch zur Verfügung.

Prachtvolle Briefmarken.

500 vollständig versch.	nur	5 M.
1000 „ „	„	12 „
9 versch. Borneo 1894	„	1.50 „
9 „ Labuan 1897	„	1.50 „

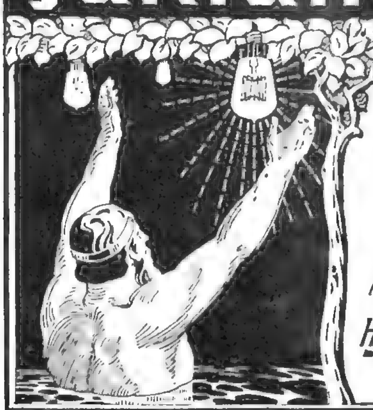
Preisliste gratis.
A. Beddig, Hannover.

WEIMAR
Praktisches Töchterbild.-Institut, Harthst. 30
Wissenschaftl., gewerbl. u. wirtschaftl. Ausbildg. Mus.-, Mal-, Tanzstunde. Erste Lehrkräfte. Sorgf. indiv. Pflege. Beste Referenzen. Prosp. d.
Dr. phil. C. Weiss u. Frau.

Wenn Sie Ihr Kind

gesund, munter und frisch sich entwickeln sehen wollen, so geben Sie ihm *Dr. Hommel's* **Haematogen.** WARNUNG! Man verlange ausdrücklich den Namen **Dr. Hommel.**

Tantallampe



Dauerhafteste Metallfadenlampe.

Für alle Stromarten.

20–240 Volt.

In allen gebräuchlichen Lichtstärken.

Hohe Stromersparnis.

Überall erhältlich!

Rasse-Hunde-Zuchtanstalt u. Hdlg.

Arthur Seyfarth,

Köstritz i. Thür. 20.

Weltbek. Etablissement. Gegr. 1864.

Lieferant viel. europ. Höfe. **Präm. m. höchst. Auszeich.**

Versand sämtlicher moderner

Rasse-Hunde

edelst. Abstamm. vom kleinst. **Salon-Schosshündchen** b. z. gr. **Renommier-, Wach- u. Schutzhund,** sowie alle Arten

Jagdhunde.

Gar. erstkl. Qualität.

Export nach allen Weltteilen unter Garantie gesund. Ank. zu jed. Jahresz. Preisliste franko. **Jll. Pracht-Album m. Preisverzeichn. nebst Beschreib. der Rassen 2 Mk.** Das interess. Werk: **„Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten" 6 Mk.**

Vortreffliche Wiedergabe von Sprache, Gesang und Musik.

KANTOFON

Musik- und Sprech-Apparate

à 22, 30, 40, 50, 65, 100, 130 Mk.

Kantofon-Automaten à 80, 100, 130–300 Mk.

Grosses Platten-Repertoir à $1\frac{1}{2}$, 2, 3, 5 Mk.

Preisliste No. 2 und Plattenverzeichnisse gratis.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Neu aufgenommen Mädchen-Kleider.

Zeichnungen u. Preislisten gratis

Versand nur an Private.

Deutschland's einziges Spezialgeschäft für

Matrosen-Knaben-Anzüge

und Bekleidungs-Gegenstände

genau nach Vorschrift der Kaiserl. Marine

GNUTZMANN & SEBELIN

Hoflieferanten **KIEL, 8.**

Weltberühmte [2472

Fern. Del Perugia

Mandolinen, Mandòlen, Guitarren

anerkannt als tadellose Marke, Mk. **20.**— aufwärts.

Kataloge gratis und franko nach überall.

Alleindebit für die ganze Welt:

Musikinstrumenten-Handlung

C. Schmidl & Co., Trieste.

Kriefsch

Feinste Marke

Wäsche [2984

Stickereien

besonders günstig!

Madapolam auf Doppelstoff Mtr. 10 Pf. an. Für Beinkleider etc. Mtr. 15 u. 20 Pf., Rockstickerei Mtr. 30 u. 40 Pf., bunte Stickereien Mtr. 15, 20 Pf. etc. **Handklöppelecken** 65 Pf., Kisseneinsätze „Gute Nacht", „Träume süss" 20 Pf., Klöppelspitzen Mtr. 20 Pf., Wäschebändchen 10 Mtr. 18 Pf.

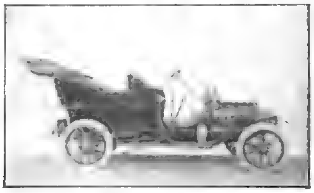
Grosse Auswahl! Muster franko!

Stickerei-Versandhaus „Germania", Berlin 4, SO. 16, Köpenickerstr. 44.

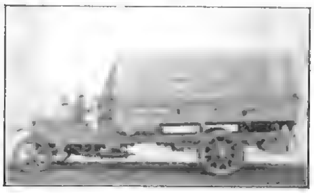
Lieblinge der Frauen sind:

OPTIMA **Nähmaschinen** MATADOR
FABRIK
TITTEL & NIES
SAALFELD (SAALE)

Stoewer-Wagen



Touren-Wagen
Erstklassig! Concurrenzlos billig
Lastwagen
als kriegsbrauchbar staatl. subventioniert!



Von allen Fachleuten als mustergiltige Präcisions-Fabricate anerkannt! Erstklassige Referenzen!
Verlangen Sie kostenlose Cataloge und Offerten.
Gebrüder Stoewer, Fabrik f. Motor-Fahrzeuge, Stettin.

Magen-Tee von **Doctor Boerhaave**
(berühmtester Arzt des 18. Jahrhunderts)
vorzüglich für Magenleidende und Nervöse.
Alleiniger Fabrikant **Ludw. Buff Nachf.**, Echternach 38.
Packet Mk. 1.— in den Apotheken.
Wenn irgendwo nicht vorrätig, wende man sich an die vorstehende Firma, von welcher Frankozusendung erfolgt.

Empfohlene Töchterpensionate

Braubach a. Rh. Töchterpensionat von Frau Dr. Weisbach-Ravené

bei Coblenz,
Schloss Philippsburg.

verbunden mit kl. Familienschule, bietet In- und Ausländerinnen Ausbildung in Sprach., Wissensch., Haush., nach Lehrplan der Töchter- und Frauenschule. Herrliche Lage. Gr. Räume. Elektr. Licht. Garten. Beste Pflege. Vorzügl. Empf. Aufnahme jederzeit.

Bussigny Töchterpensionat, Villa Montolieu.

bei Lausanne. **Herr Subilia,** ehemaliger Pfarrer, **nimmt** wieder eine beschränkte Anzahl junger **Mädchen,** welche ihre Erziehung vollenden wollen, in seiner Familie **auf.** Gründliche Erlernung der franz. Sprache. Englisch, Italienisch, Musik, Malen, Kochkurse etc. Prospekt u. Referenzen zur Verfügung.

Dresden Töchterpensionat: Marg. Heinrich u. Math. Pressel. Eliasplatz 4, I u. II.

Gediegene Ausbildung in allen Wissenschaften, Sprachen (Engl. u. Franz. i. Hause), Malen, allen Hand- u. kunstgewerbl. Arbeiten. Musik, Tanz, Turnen, Anleitung im Haushalt. Prospekte durch die Vorsteherinnen.

Dresden-A. Töchterpensionat Küster-Bertram.

Villa Kaitzerstr. 18 a.
Schweizerviertel. o

Eig. gr. Villa mit schatt. Gart. in gesunder Lage. Vorsteh. **J. Kiessling** u. **C. Jäckel,** staatl. gepr. Lehrerinnen. Sorgf. Erziehg. Vorzügl. zeitgemässe Ausb. i. Wissensch., Sprach., Musik, Mal., Handarb., auf W. i. Haush. Angen. Familienl. Prosp. u. Ref. d. d. Vorsteh.

Dresden-A. Pensionat für Töchter gebildeter Stände

Elisenstr. 7 a. von Frau **Emma Mundinger.**

Villa im Garten gelegen. Erste Lehrkräfte für Wissenschaften, Sprachen, Musik, Malen, Handarbeit usw. Sorgfältige Erziehung, gesellschaftliche Ausbildung u. gewissenhafte Körperpflege. Tennisplatz. Tägliches Turnen. Beste Referenzen.

Dresden-A. Haushaltungs-Pensionat, Höhere Kochschule, Industrie-Schule

Villa Goethestrasse 12. von **Sophie Voigt.**

Heim im eigenen Hause mit schönem Garten in vornehmster Lage der Stadt. Beste Referenzen, ausführlicher Prospekt. Siehe auch Inserat im Daheim No. 28, Seite 49.

Dresden-Blasewitz Schubertstrasse 34.

Frl. A. Schoels Haushaltungs-Pensionat.

Koch-, Haushaltungs- u. Industrieschule. Auf Wunsch Musik, Tanzunterricht u. Sprachen, Fortbild.-Unterricht. Eigene Villa. Preis 850 M. Prosp. Vorsteherinnen **M. Salkowski** u. **H. Ranke.**

Godesberg a. Rh. Ev. Töchterpensionat **Gelderblom,** staatl. konz.

Schön geleg. Eigentum i. d. Nähe d. Rheins mit Garten u. Tennisplatz, f. 20 Schülerinnen zweckmässig eingerichtet. Liebevollste, sorgfältigste Körperpflege. Fortbildungsunterricht, der modernen Frauenschule entsprech., aufbauend auf d. höh. Mädchenschule. Bei 5 Lehrkräften i. Hause indiv. Erzieh. Ref. durch Eltern früh. Schülerinnen. Prosp. d. d. Leiterinnen **J. Gelderblom,** staatl. gepr. Schulvorsteherin, **E. Gelderblom, A. Gelderblom,** höh. Lehrerin.

Hann. Münden die Perle des Wesertales.

Reformpensionat Schulze für In- u. Ausländerinnen. Berücksichtigung der Individualität und der Körperkonstitution. — Schnelle u. gründl. Vorbereitung auf d. ob. Klassen d. höh. Mädchenschule, Seminar u. Studienanstalt. Abschluss d. Allgemeinbildung. Unterr. im Freien. Auch Einzelunterricht. — Haushalt. — Musik, Malen, Tanzen, Sport, Bäder.

Ilmenau i. Thür. :: *Villa Mahr.*

Pensionat *u. höh. Mädchenschule.* *Wissenschaftl. Untern. nach neuem Lehrpl. Wirtschaftl. Ausb. Franz. u. Engl. i. H. Eig. Villa m. Gart. d. a. Walde. Turnen, Tennis, Wintersp. Prosp. u. Lehrpl. d. d. Vorst.* ***M. Fischer*** *u.* ***A. Pooch.***

München Töchter-Pensionat f. In- u. Ausländerinnen. Sophie Sickenberger.

Äussere
Prinzregentenstr. 22.

Vollständ. Ausbildung in Wissensch., Fremdsprachen, Hauswirtschaft. — Malen, Handarbeit, Musik. — Herzliches Familienleben. — Eigenes Institutsgebäude in schönster, freier Lage. Zentralheizung. — Turnhalle, Spielplatz, Garten.

Waltershausen, Thür.

Töchterpensionat von Frau Apotheker **Hanner.** Kräftigung der Gesundheit, wissensch. Unterricht, Haushalt, Handarb., Schneidern, Weissnähen, Musik, Malen, Schnitzen. Lehrerin und Ausländ. i. Hause. Herrl. waldr. Gegend. Villa i. Garten. Tennis. I. Ref. v. Eltern.

Wiesbaden Villa Tannenburg, Töchter-Pensionat Debberthin,

Dambachtal — Freseniusstrasse 23, Telef. 6589.

Villa mit gross. Garten. Zentralheizung. Elektr. Licht. Beste Lehrkräfte. Vorzügl. Verpflegung. I. Referenzen. Prospekte durch die Vorsteherin.

Zittau Pensionat u. Haushaltungsschule Frl. **L. Müller.**

Gedieg. wissensch. u. prakt. hauswirtsch. Ausbild. Hervorr. Lehrkräfte. Vorzügl. Ernähr. u. Körperpflege. Herzl. Familienleben. Aufnahme v. 12. Lebensj. an. Eig. Villa mit Garten, herrl., waldr. Gegend. Österr. Küche. — Vorzügl. Referenzen. Vorsteherin Frl. **Distelbarth,** staatl. gepr. Lehrerin der Hauswirtschaftskunde.

(Jedes Feld kostet nur 15 Mark monatlich.)

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Arvedshof Haus- und landwirtschaftliche Frauenschule u. Gartenbauschule

Prospekte über die wirtschaftl. Jahreskurse, die landwirtschaftl. Halbjahrskurse u. die 1—2jähr. Gartenbaukurse versendet die Besitzerin u. Leiterin Frau Baurat Dr. **Rossbach, Hopfgarten II,** Bez. Leipzig.

Berlin SW. 11, Königgrätzerstrasse 90. ::

Polytechnisches Institut.

Maschinenbau, Elektrotechnik, Hochbau, Tiefbau. — Tages- und Abendkurse. — Programm kostenlos. — Grösste und besteingerichtete Anstalt Berlins. Führende Anstalt in Deutschland. — 42 Dozenten. — 660 Studierende p. a.

Berlin W. Sprach- und Handels-Lehrinstitut f. Damen

Potsdamerstr. 90. von Frau **Elise Brewitz.**

Staatlich konzessioniert. Handelsgerichtlich eingetragen. Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen. Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Berlin W. 35 Atelier Clara E. Fischer.

Potsdamerstrasse 121 a.

Malen, Zeichnen, Graphik, Plakatkunst.
:: Verlangen Sie Prospekt. ::

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Berlin-Charlottenburg Kantstrasse 159, Schillerstr. 105, u. Schlüterstr. 74.
Studien-Ateliers für Malerei und Plastik, akad. Schule für Herren u. Damen. **Lehrkräfte:** Lovis Corinth, Lewin-Funcke, Martin Brandenburg, Dr. med. Robert Richter, Maler (Anatomie), Leo Arndt (Radieren). Prospekte kostenfrei durch das Bureau **Kantstr. 159.** **Lewin-Funcke.**

Bielefeld Westfalen :: Ravensbergerstr. 71. **Institut Brackemann.**
Vorbereitung f. alle **höh. Schulexamina** (Gymnas., Realgymnas. u. Oberrealschulkurse). **Individueller Unterricht** i. kleinen Klassen. **Behördlich** empfohlen. Beste Referenzen. Aufnahme mit u. ohne Pension. Für Pensionäre gesundeste Lage in unmittelbarer Nähe herrlichster Bergwälder. Eintritt jederzeit. Auch Aufnahme von Ferienpensionären. Prospekte d. d. Leiter **Dir. Brackemann.**

Braunschweiger Vorbereit.-anstalt
für Abitur., Prima, Fähnrich-, Einj.-Freiw.-Prüfung. Energischer, individ. Unterr. in kleinen Abteilungen. Eig. Haus mit Garten. Gute Pens. auch f. Schüler höh. Lehranstalten. Damenabteilung zur Vorbereitung f. Prima u. Abitur. Bisher stets beste Erfolge. Näheres durch den Leiter **Oskar Soff,** Bammelsburgerstr. 12.

Dresden Bürgerwiese 18. **Wiener's Vorbereitungs-Institut**
zum Einjährig-freiwilligen-Examen. Wiederholt bestanden sämtliche Schüler des Instituts die Prüfung. Vorzügliches Internat. Prospekt frei.

Jena **Knaben-Erziehungsanstalt** (Pfeiffer'sches Institut).
Sorgfältigste Überwachung und Körperpflege. Für **schwache Schüler** intensive Nachhilfe. Aufnahme von Zöglingen f. städt. Oberrealschule jederzeit. Prospekte d. d. Leiter A. Sauerteig.

Jena-Sophienhöhe **Trüpers Erziehungsheim**
für Knaben und Mädchen, welche vorübergehend oder andauernd den Anforderungen der öffentl. höheren Schule nicht gewachsen sind u. einer bes. Erziehung u. Pflege oder eines individ. Unterrichts bedürfen. — Kleine Schulklassen. — Realschulfächer mit Englisch u. Französisch. — Latein durch Einzelunterricht. — Vorzügl. Lage in gross. Park. **Mädchenheim** abgesondert. — Gut eingerichtetes **Kindersanatorium.** Näheres durch **illustr. Prospekte.**

Bad Kösen in Thüringen. **Pädagogium.**
(Staatl. konz. u. beaufs.) **Höhere Lehr- u. Erziehungsanstalt für Knaben.** Gymnasial- u. Realkurse. — Individ. Unterr. in kl. Klassen; Förderung Zurückgeblieb. — Gewissenh. sittl. u. körperl. Pflege. — **Auch Aufnahme v. Ferienpensionären und Ausländern.** Gr. Garten. Waldnähe (Bergtouren). — Zahlreiche Kurmittel f. schwächl. Knaben. Sol- u. Flussbäd., Gradierwerk etc. — Prospekte durch d. Leiter Professor **Dr. Posseldt.**

Gr. Lichterfelde-W. Holbeinstrasse 67.
Militär-Vorbereit.-Anstalt v. Major a. D. Bendler,
früh. Kriegsschullehr. **1894** berecht. **Nicht mehr Ringstr. 105. Fähnr.-, Prima-Vorber. Lehr.: Profess.** u. **Oberlehr. 1908 bestanden wieder sämtliche 24 Junker d. Fähnr.-Pfg.** Eintr. stets.

Marburg a. Lahn Sichere Vorbereitung für alle Prüfungen.
Glänzender Erfolg. Erste Referenzen. **Institut Schellenberg.**
Pension Dr. Schellenberg u. Dr. Engels. Nur 25 Pensionäre. Grosser Garten, Tennis, elektr. Licht, Bad etc. Prospekt u. Nachweis der Erfolge frei. Leiter: **Dr. Engels,** Sybelstrasse.

München **Lehr- und Versuch-Ateliers für angewandte u. freie Kunst,**
Hohenzollernstr. 21. **Wilhelm von Debschitz.**
Für Herren und Damen. Unterricht im **Entwerfen** für das gesamte Kunstgewerbe. **Zeichnen** und **Malen.** Praktische Ausbildung in **Lehrwerkstätten.** Ausführliche Prospekte kostenlos. **Nächster Eintrittstermin: 1. März.**

Rauhes Haus, b. Hamburg **Erziehungs-Anstalt**
für Knaben und Jünglinge aller Stände,
umfasst:
1. Militärberechtigte Realschule.
2. Volksschulabteilung mit Englisch.
3. Landwirtschaftliche Abteilung für 15—19jährige.
4. Handwerkerabteilung mit 5 Werkstätten.

Gegründet 1833.
Prospekte sendet gern Dir. **D. M. Hennig, Hamburg 26.**

Deutsches **Walderziehungsheim** in **Roda S.-A.** für indiv. Unterr. u. Erzieh. Vorzügl. Erholungsheim. Mittelschulziele mit Fremdsprachen. Schwachsinn ausgeschl. Psychiatr. Beirat i. Roda u. Jena. Besitzer u. Leiter H. **Landmann,** früher 1. Oberl. a. päd. Univ.-Sem. i. Jena.

Schnepfenthal **Lehr- und Erziehungsanstalt,**
am Fusse des Thür. Waldes gelegen, gegr. i. J. 1784 von **Christian Gotthilf Salzmann.** Ihr Zweck ist, **Knaben aus den gebildeten Ständen v. 9. bis z. 15. Lebensjahr zu erziehen u. zu unterrichten.** Nähere Angaben üb. die Erziehungsgrundsätze, die wissenschaftl. Ausbildung u. die Aufnahmebedingungen enthält der Prospekt. Direktor: **Geh. Schulrat Dr. W. Ausfeld, Schnepfenthal (Herzogt. Gotha).**

Zuoz, Engadin, Schweiz. **Hochalpines Lyceum mit Realgymnasial-, Gymnasial- und Realabteilung.**
Pflege der Gesundheit und Kräftigung des Körpers bei normaler Erledigung d. wissensch. Arbeit. Wahrung d. heimatl. Interessen. Kleine Klassen. Handwerk. Turn- und Spielplätze: 30000 qm. Internat für 50 Schüler. Vorzügliche Referenzen. Prosp. und Lehrplan durch den Direktor: Prof. **Velleman,** Phil. Dr.

Zürich — **Reform-Gymnasium,** bietet jungen Leuten vom 15. Jahre ab **(auch Mädchen)** Gelegenheit, sich eine gründliche und moderne Allgemeinbildung zu erwerben. Es bereitet für das **Abitur** und das **Polytechnikum** in Zürich vor. Individueller Unterricht, modernste Demonstrationsmittel. Vorzügliche gesunde Lage. Eintritt jederzeit möglich. Kleines Internat.
Der Direktor: Dr. Rudolph Laemmel.

(Jedes Feld kostet nur 15 Mark monatlich.)

Empfohlene Heilanstalten

Ahrweiler Rheinprovinz. In prachtvoller, landschaftlicher Umgebung des Ahrtales gelegene und mit allen Hilfsmitteln der modernen Nervenheilkunde ausgestattete, das ganze Jahr geöffnete **Heilanstalt für Gemüts- und Nervenkranke** sowie **Erholungsbedürftige,** verbunden mit Institut für physikal. Heilmethoden, Schwimm- u. Wellenbad, Arbeitssäle f. Beschäftigungstherapie, ca. 430 Morgen grossen eigenen Waldungen und Anlagen. Prospekte durch **Sanitätsrat Dr. von Ehrenwall.**

Baden-Baden 10 **Binswanger's**
Naturheilanstalt „Lichtental".
Vorzüglich eingerichtete und geleitete Anstalt.
:: Prospekte frei. ::

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Empfohlene Heilanstalten

St. Blasien im bad. Schwarzwald, 775 m üb. dem Meer. **Winterkurort, Terrain- und Waldkurort.**

Sanatorium Villa Luisenheim. Winterkuren für Nerven-, Magen-, Darm- u. Stoffwechselkrankheiten. **Lungenkr. ausgeschlossen.** Leitende Ärzte Hofr. **Dr. Determann** u. **Dr. Wiswe.**

St. Blasien im südlichen Schwarzwald, 800 m über dem Meere.

Sanatorium für Lungenkranke.

Modernste Einrichtungen. Herrliche Gebirgslage inmitten Tannenwälder. Viele Dauererfolge. Illustrierte Prospekte frei.
Dir. Arzt: **Dr. Sander.**

Böblingen im Schönbuch (Württbg.) **Sanatorium**

Ausgezeichnete klimatische, völlig staubfreie Höhenlage am Wald.

für ***Lungenkranke, Skrofulose, Tuberkulose*** *der Knochen und Gelenke usw. Prospekt auf Wunsch.*

Dr. Kraemer, Dr. Falckenberg.

Bad-Elster San.-Rat Dr. *Köhler's* **Sanatorium.**

Jeder moderne Komfort; alle erprobten Heilmethoden für **Innere, Stoffwechsel-, Frauenleiden. Nerven- Gelenkleiden, Rheumatismus.** Besondere Abt. f. blutarme, nervöse u. orthopäd. kranke Kinder.

Friedrichroda i. Th.

Dr. Bieling's Waldsanatorium Tannenhof.

Für Kranke und Erholungssuchende. — Behagliche Gesellschaftsräume. Warmwasserheizung.

„Godesberg" a. Rh. Kur- u. Wasser-heilanstalt

für Nervöse und Erholungsbedürftige.

Das ganze Jahr geöffnet.

Ärztl. Leitung: **Dr. med. Staehly.** Kaufmänn. Leitung: **Direktor Butin.**

Hirsau bei Calw (Württemb. Schwarzwald). :: Tel.-Amt Calw No. 39. **Sanatorium.**

Für **innere**, bes. **Herz-, Zuckerkranke** und **Nervenleidende.** Diätetisch-physikalische Kuranstalt. Röntgenkabinett. Luftbäder. Prächtige Lage. Das ganze Jahr besucht. Prospekte frei.
Dr. med. C. Römer.

Kropp (Schleswig) **10 Villen für alle Erkrankungen des peripheren u. zentralen Nervensystems,** für Erholungsbedürftige und Entziehungskranke. Beschäftigungstherapie in Werkstätten, Gärtnerei u. Landwirtschaft, 175 Hektar. 2 Aerzte. Mässige Preise. Besonders kräftige, von der Nord- und Ostsee beeinflusste Luft. Prospekte durch die **Anstalts-Direktion.**

Marienbad bei Goslar a. Harz

Sanatorium. Phys.-diät. Kuranstalt für Nerven-, Herz- und Stoffwechsel-Erkrankungen, Blutarmut; Erholungsbedürftige. Mildes Gebirgsklima. Moderne Einrichtungen und Kurmittel. Prospekt. Kaufm. Leiter **Ed. Löhr.** Ärztl. Dir. San.-Rat Dr. **C. Benno.**

Norderney **Kinder-Sanatorium Dr. Schlichthorst.**

Knochen- u. Gelenkerkrankungen, Rhachitis, Skrophulose, Asthma, Neigung zu Katarrhen der Luftwege. Sommer und Winter Betrieb. Näheres Prospekte.

Schockethal b. Cassel

Kuranstalt für physikal. diätetische Heilweise.

Neueste fachwissenschaftliche Apparate, moderne Einrichtungen. Grosse Erfolge. Entzückende, sehr geschützte Lage, mildes, gleichmässiges Klima. Sommer- und Winterkuren. Prospekte. Telephon 1151, Amt Cassel. **Dr. Schaumlöffel.**

Schreiberhau Riesengebirge. **„Sanatorium Schreiberhau".**

3 Ärzte; Chefarzt **Dr. Wilhelm,** früher langj. Assistent von Dr. Lahmann.

Genaue Adresse: „Sanatorium Schreiberhau" in Schreiberhau, Rsg.

Soden-Salmünster bei Frankfurt a. M.

Sanatorium Stolzenberg f. Nerven-, Herz-, Frauen- u. Gelenkleiden, Verdauungs-, Blut- u. Stoffwechsel-Krankheiten. Alle natürl. Heilmethoden, spez. Diät-, auch Trockenkuren. Sommer u. Winter geöffnet. Mildes Klima. Prospekt frei.
Leit. Arzt: **Dr. Erwin Silber.**

Stromberg (Hunsrück, Kreis Kreuznach). **Sanatorium Römerberg.**

Waldreiche Umgebung, idyll. Lage. **Kuranstalt familiär. Charakt.** z. Aufn. von Herz-, Nerven-, Stoffwechselkranken. **Entziehungskuren,** Beschäftigungstherapie, individ. Behandlung. Preis 6—12 M. pro Tag. Näheres d. Prospekt. **Dr. med. Paltzow.**

Sülzhayn a. Südharz. **Sanatorium Erholung**

Privatheilanstalt für **Leichtlungenkranke.** Winter u. Sommer gleichmässig gut besucht. Zimmer nur Sonnenseite inkl. **ärztl. Behandlung,** Kur und Verpflegung M. 5.— bis M. 7.—. Leitende Ärzte: **Dr. Stein, Dr. Schleisiek.** Prospekte frei **durch die Verwaltung.**

Sülzhayn im Südharz. :: **Sanatorium „Kurhaus".**

Winterkuren für Lungenkranke.

Moderne Anstalt f. **Leichtkranke.** Geschützte, sonnige Lage. Vorzügliche Erfolge. 2 Ärzte. Broschüre frei.

Wehrawald bei Todtmoos, südl. bad. Schwarzwald.

Höchstgelegenes **Sanatorium** Deutschlands für **Lungenkranke**

(861 m). Mustergültige Einrichtungen. Das ganze Jahr geöffnet. Besonders geeignet für **Leichtlungenkranke.**
Dirig. Arzt: **Dr. F. Lips.**

Wernigerode am Harz

San.-Rat Dr. Guttmanns **„Sanatorium Salzbergtal"**

für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-Erkrankungen,
:: Blutarmut; Erholungsbedürftige. ::

Zihlschlacht Eisenbahnstation: Amriswil (Kanton Thurgau) **Schweiz**

Privat-Heilanstalt „Friedheim", in ruhiger, naturschöner Lage mit grossen Parkanlagen. Zur Aufnahme von

Alkohol-, Nerven- u. Gemütskranken,

Morphinisten inbegriffen. Sorgfältige Pflege und Beaufsichtigung. Gegr. 1891. Besitzer u. Leiter: **Dr. Krayenbühl.**

Auf dieser Seite ist noch ein Feld (Preis 15 Mk. monatlich netto) zu vergeben.

Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an

Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

Empfohlene Hotels

Basel Hôtel UNIVERS.

Vornehmstes Haus in ruhiger Lage am Zentralbahnhof. Neu erstellt im Jahre 1905 und somit aller moderner Komfort vorhanden. — Abgeschlossene Wohnungen sowie Einzel-Zimmer mit Bad.

Bellagio Grand Hôtel Bellagio et Hôtel Villa Serbelloni.

Hôtels ersten Ranges mit jedem Komfort. Schönste Lage am Comer See. 200 Zimmer und Salons. Gäste des Grand Hôtel haben freien Zutritt zu den Anlagen der Villa Serbelloni. **L. Breitschmid**, Bes.

Berchtesgaden Pension Geiger, Bischofswiesen.

Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet. Besitzer **F. Geiger.**

Berlin W. Grand Hôtel Bellevue und Tiergarten-Hotel (Hôtel du Parc).

Potsdamer Platz 1, vis-à-vis d. Potsdamer Bahnhof u. unmittelbar am Tiergarten. Fernsprecher: Amt VI, No. 69, 793 u. 3485. Haus ersten Ranges. Durch Neubau bedeutend vergrössert u. m. allem Komfort der Neuzeit ausgestattet. Zimmer von 3 M. an. Kleine u. grosse Appartements, verbunden mit Bad u. Toilette. Zimmer mit fliessendem heissen u. kalten Wasser. Bei längerem Aufenthalt u. für Familien Vorzugspreise. Besitzer: **Emil Metzger.**

Davos + Hotel Buol + Schweiz.

Ein altrenommiertes, von Deutschen bevorzugtes Hotel I. Klasse, mit moderner Einrichtung.

Dresden, Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus. Unvergleichl. Lage an der Elbe und am Theaterplatz. Inmitten sämtlicher Sehenswürdigkeiten. Elektr. Beleuchtung. Lift. Zimmer mit Privatbad u. Toilette. Auto-Garage: abgeschlossene Abteile. **R. Ronnefeld**, Direktor.

Genua Grand Hôtel Miramare.

Das neueste und **grossartigste** Hotel in Genua, :: wundervolle Fernsicht! ::

Glion (Luftkurort) oberhalb **Montreux** (Genfersee), 700 m ü. M.

Park-Hotel. 100 Betten. Neu erbaut. Haus I. Rang., mit jedem Komfort der Neuzeit ausgestattet. Mit Salons u. Bäder-Einrichtungen. Herrl. Panorama. Eigener grosser Waldpark. Ruh. Lage. Das ganze Jahr geöffnet. Deutsches Haus. Sommer- u. Wintersport. **E. Gaiser,** Besitzer.

Locarno Grand Hôtel Locarno.

Das vornehmste und vollendetste Etablissement für Winter- und Sommer-Aufenthalt. Prachtvolle freie Lage, inmitten eines grossartigen Parks. Neben Bahnhof und Schiffslände. Moderner Komfort. Appartements mit Privatbadezimmer. Elektr. Licht, Zentralheizung, Lifts, Tennis. Deutsche und Engl. Kirche. Auto-Garage. 200 Betten. Illustrierte Prospekte. **Balli & Cie.**

Lugano Gd Hôtel du Parc. Beau-Séjour.

Wärmster Kurort der Schweiz. Frühjahrs-, Herbst- u. Winter-Aufenthalt. Altbekanntes Haus I. R. Vornehmstes Hotel am Platze, 1906 umgebaut und neu möbeliert. Zimmer mit Bad. — Grosser Park. — Das ganze Jahr offen.

Menton Hôtel de Turin.

Ruhige, sonnige Lage im Mittelpunkt der Stadt. — Garten. Moderner Komfort. Aufzug. Elektrisches Licht und Warmwasserheizung in allen Zimmern. Bäder. Pension Frs. 9.— bis 15.—. Besitzer **J. Würth.**

Nizza Rheinischer Hof (Hôtel du Rhin).

Vornehmes Familien-Haus I. Ranges. 150 Betten. Herrliche zentrale Südlage. Jeder Komfort. Appartements sowie Einzel-Zimmer mit Bad. **Ganz deutsch. Zimmer von Fcs. 4.— an.**

Nizza (Süd-Frankreich) Hôtel Suisse.

Schweizer Haus I. Ranges, von ärztlichen Sommitäten empfohlen. — Schöne Lage am Meer. Moderner Komfort. Grosser Garten. Warmwasser-Zentralheizung überall. Illustr. Prospekte gratis und franko. **J. P. Hug**, Besitzer.

Nizza Hôtel de Suède. 36 Avenue Beaulieu.

Deutsches Haus, für längeren Aufenthalt sehr angenehm. Heisswasser-Zentralheizung. Elektrischer Aufzug. Halle nach dem Garten gelegen. **H. Morlock & Ch. Schnetzer**, Propres.

Nizza Terminus-Hôtel. I. Ranges.

Das ganze Jahr offen. 150 Zimmer u. Salons. 25 Appartements mit Bädern und Toilette. Heisswasserheizung überall. Öffentliches Restaurant, bekannt für feine Küche. Deutsche Bedienung. Gepäcktransport frei. Elektrischer Aufzug. Neuer Besitzer: **Henri Morlock.**

Hôtel de Suède und **Hôtel de Berne** gleicher Besitzer.

Oberhof in Thüringen.

Vornehmstes Haus, : herrliche Lage. :

Grand Hôtel Wünscher.

Rom Pension Hannover,

20. Settembre 4 (nahe Königsschloss).

I. Ranges. Beste, ruhige Lage. Schöne, helle Zimmer mit vorzüglicher Pension 6—9 Fr. Bes. **P. Wacker.**

Wiesbaden Nassauerhof. Hotel — Badhaus.

— Vornehmstes Haus. —

Schönste Lage der Stadt, gegenüber dem neuerbauten Kurhaus u. Königl. Theater. Badhaus mit direkter Thermalquelle.

Anschliessend:

Hotel Cecilie. Neuestes und ruhigstes Familienhotel.
Hotel Oranien. Vornehmes Hotel im Villenviertel.

Wilhelmshöhe b. Kassel

Hervorrag. Luftkurort. Reine Gebirgs- u. Waldluft.

Grand Hôtel im Schlosspark, vornehm und modern, ruh., geschützte Lage. Pension, Zimmer mit Bad. **A. Stecker**, Kgl. Hoflieferant.

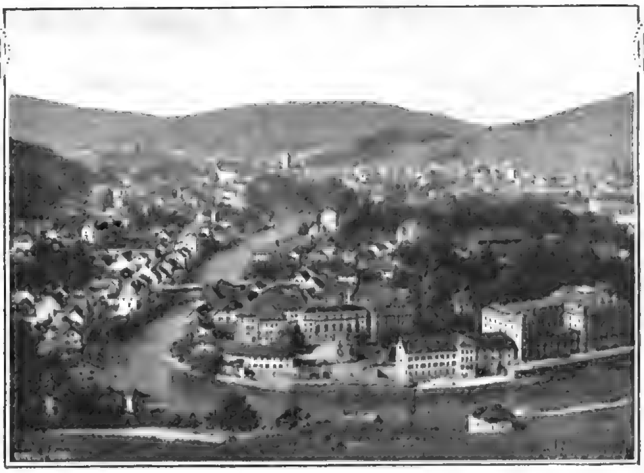
Zürich Grand Hôtel Victoria.

Erstklassiges, dem Hauptbahnhof gegenüber gelegenes Familienhotel mit modernstem Komfort. Appartements mit Bad u. Toilette. Renommierte Küche u. Keller. Mässige Preise. **Gebrüder Boller.**

BADEN (Schweiz)

Schwefelhaltige Thermalquellen (48° C.)

Spezialärzte am Platze.



Orchester; Theater: Oper, Operette, Schau- und Lustspiel.

Heilindikationen: Hervorragende Erfolge bei subakuten und chronischen, gichtischen, rheumatischen und pseudorheumatischen Affektionen der Gelenke, Muskeln, Sehnenscheiden, Schleimbeutel etc.; bei typischer Gicht in der Latenzperiode und nach akutem Gelenkrheumatismus als Präventivkur; bei Harngries und Harnsand; bei Neuralgien und Neuritiden (speziell Ischias mit und ohne Lumbago), bei traumatischen Gelenk- und Muskelaffektionen; bei chronischen Katarrhen der verschiedensten Schleimhäute; bei Frauenkrankheiten, besonders chron. Para- und Perimetritis.

Vollbäder, Dampfbäder, elektrische Lichtbäder, Kohlensäurebäder und Solbäder, Inhalationen, Douchen, Massage, Gymnastik, alle Arten Elektrizität, Trinkkuren.

Alle Hotels verfügen über eigene Bäder im Hause selbst und die meisten sind mit Warmwasserheizung versehen.

Prospekte frei. **Kurverwaltung.**

Konstanz

am Bodensee u. Rhein

400 m ü. M. — 27 000 Einw. — Grösster Fremdenplatz am Bodensee. Deutsche Grenzstadt an den Toren der Schweiz. Vorstation alpiner Kurorte (Engadin, Tirol). — Anmutige Lage an See u. Rheinstrom. Südlich mildes Klima. Reine, staubfreie Luft. Bevorzugter Ruhewohnsitz. — **Mittelpunkt einer der herrlichsten und geschichtlich bedeutsamsten Kurlandschaften.** — Inseln Mainau und Reichenau. Untersee- und Rheinlandschaft (Scheffel-Land). — *Endstation der Schwarzwaldbahn.* — Von Berlin, Bremen und Hamburg über Frankfurt a. M.—Karlsruhe—Offenburg—Triberg—Singen—Konstanz, oder über Stuttgart—Horb—Immendingen—Singen, bezw. Ulm—Friedrichshafen.

:: Man verlange Prospekte und Führer vom **Bureau d. Kur- und Verkehrsverein Konstanz.** ::

München ❁ **Hotel Roter Hahn.** In zentralster Lage. Karlsplatz 8, 11 u. 12. Nur 3 Minuten vom Hauptbahnhof. Altbekanntes, bestrenommiertes bürgerliches Haus, **auf 270 Betten vergrössert.** Modernster Komfort. Grosses Restaurant. Gelobte Küche. **Mässige Preise.** Omnibus am Bahnhof. Telegr.-Adr.: „Rothahn". Telefon 7876. Besitzer: **Adolf Zimmer,** Königl. Hoflieferant, Königl. Hoftraiteur. Gleichzeitiger Besitzer des **„Grand Hotel Iglerhof"** in **Igls,** Tirol. [2487

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul

Dr. WIGGER'S (Sanatorium)
Kurheim Partenkirchen.
Modernste, komfortabelste Kuranstalt für Leidende aller Art. Wintersport. 3 Ärzte. Prospekte.

Flinsberg
im schles. Isergebirge. 524—970 m hoch. Gebirgskurort m. bedeutenden kohlensauren Stahlquellen, Rinden- u. Moorbädern, Inhalationen. Angezeigt bei Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Nervenleiden, Gicht, Herzfehlern u. Brustschwäche. Herrliches grosses Kurhaus. Wandelhalle. Elektr. Beleuchtung. Besuch 12000 Personen. **Wintersportplatz.** Bahnstation. Illustr. Prospekte frei durch die Badverwaltung.

Hotel Pension Bellalui
Lens bei Siders Montana (Wallis, Schweiz).
Vorzügl. klim. Station; trockenste, sonnenreichste Gegend der Schweiz. Mod. Komf. Das ganze Jahr offen. **Wintersport.**

Gossmann's Sanatorium
Herrliche Lage. **Wilhelmshöhe-Cassel.** Elegantes Kurleben.
350 m ü. d. M.
Modernster Komfort. Beste Heilerfolge. Bis 1. April ermässigte Preise.
Leit. Arzt: Dr. med. **Strasser,** früh. Oberarzt in Dr. Lahmann's Sanatorium.

Für Winterreisen!
Geographische Monographien
(Land und Leute)
herausgegeben von **A. Scobel.**

Thüringen.
Von A. Scobel. Zweite Aufl. Mit 117 Abbildungen und farbiger Karte. Preis 4 Mk.

Das Riesen- und Isergebirge.
Von Prof. Dr. Regell. Mit 90 Abb. u. farb. Karte. Preis 4 Mk.

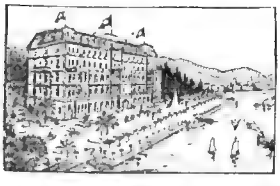
Oberbayern. München und Bayerisches Hochland.
Von Max Haushofer. Mit 102 Abbildungen und farbiger Karte. Preis 3 Mk.

Die Schweiz.
Von J. C. Heer. Zweite vermehrte Auflage. Mit 181 Abbildungen, einer farbigen Tafel und Karte. Preis 4 Mk.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.
Durch alle Buchhandlungen.

Für den Wintersport
bei denkbar kürzesten Momentaufnahmen und bei sehr ungünstigen Lichtverhältnissen
orthochromatische u. ortholichthoffreie Platten
Serie B und D.
Für Schnee- und Winterlandschaften *Sigurd-Platten* *drei Sorten ein Preis.*
Sigurd-Diapositiv-Platten, billigere Marke, vorzüglichster Qualität.
Bezug durch Photohändler. Kataloge kostenfrei.
RICHARD JAHR Trockenplattenfabrik, DRESDEN-A. 18.

LOCARNO
am Lago Maggiore (Südschweiz).
Klimatischer Kurort I. Ranges für Herbst, Winter u. Frühling (September bis Juni).
Endstation der Gotthardbahn. Direkteste Verbindung zwischen Gotthard und Simplon durch Dampfschiffe-Postverbindung Locarno-Domodossola (Centovalli). Gelegenheit zu **mannigfaltigsten pittoresken Spaziergängen. Elektr. Vallemaggiabahn, Drahtseilbahn Madonna del Sasso.** Auskunft über Hotels und Pensionen, sowie Prospekte gratis durch das **Verkehrsbureau von „Pro Locarno“.**



Lago Maggiore : **BRISSAGO** : (Schweiz)
40 Minuten von Locarno.
Idealer Frühjahrs-Aufenthalt.
GRAND HOTEL Das neueste, vornehmste u. mit dem grössten Komfort ausgestattete Familienhotel allerersten Ranges des Lago Maggiore. Unvergleichliche Lage und Panorama. — Grosser Garten direkt am See. — Tennis. — Gondeln. o Man verlange Prospektus. o **PENSION von Frs. 8.— an.**

Hotel und Pension Mont-Fleuri
b. TERRITET (Genfersee)
Eine der reizendst gelegenen Hotel-Pensionen am Genfersee. — Auf halbem Wege von Montreux nach Glion, inmitten herrlicher Promenaden u. Kastanienwälder zum Hotel gehörend.

Gebaut mit allem Komfort der Neuzeit. Zentral-Heisswasser-Heizung, Halle, Lift, Elektrisches Licht. — Schönster Aussichtspunkt auf den See und die Alpen. **Besonders empfohlen** für Ruhebedürftige u Rekonvaleszenten.

o Das ganze Jahr geöffnet. o

Gelegenheit für hydrotherapische Behandlung in unmittelbarer Nähe gelegenen „La Colline“ und Valmont (Sanatorium von Dr. Widmer).
Bahnhof und Landungsplatz: ***Territet.***

MONTREUX am Genfersee.

Weltbekannter Luftkurort. **Das mildeste Klima nördlich der Alpen. Völlig nebelfrei.** Mittlere Temperatur: Winter 1°.9, Frühjahr 9°.6, Sommer 18°.4, Herbst 10°.5. **Kursaal**, grosses Orchester, Symphonie-Konzerte, Schauspiele, Variétés. — Mehrere Bergbahnen für Wintersport benutzbar. **Alkalische Mineralquelle. — 80 Hotels und Pensionen zu allen Preisen.** Prospektus „C" und Hotelführer durch das **Offizielle Verkehrsbureau**, 83, Grand Rue, **Montreux.**

MERAN

Klimatischer Kurort in Südtirol. **Saison: September—Juni. 1908/09: 21378 Kurgäste. Trauben-, Terrainkuren, Freiluftliegekuren, Mineralwasser-Trinkkuren.** Städtische Kur- und Badeanstalt mit Zandersaal, Kaltwasseranstalt, kohlensauren und allen medikamentösen Bädern, pneumatischer Kammer, Inhalationen. Kanalisation. Hochquellenleitungen. Theater, Sportplatz, Konzerte. Sanatorien, Hotels, Pensionen und Fremdenvillen. Prospekt gratis durch die **Kurvorstehung.**

Sanatorium „Stefanie" für Rekonvaleszenten, Überarbeitete, Nervöse, Herz-, Gicht- und Darmkranke. Dr. Binder.

Sanatorium Martinsbrunn. Offene Kuranstalt für interne und Nervenkranke. Prospekte.

Hotel Habsburger Hof, I. R. Mod. Komfort. Warmwasserheizung. Prosp.

Hotel Minerva, I. R., neuester Komfort. Bes. **M. Honeck**, kgl. sächs. Hoftraiteur.

Palast Hotel, Prospekte gratis. Franz Leibl. Besitzer.

„Pension Kessler" Meran, altren. Nahe Promenade, Kur- u. Badeanst. i. gr. Garten.

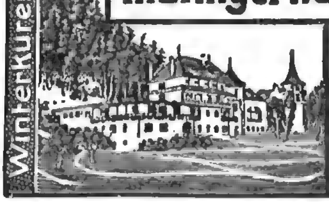
„Pension Neuhaus" an der Hauptpromenade, unter ärztlicher Leitung, Prospekte.

Sanatorium v. Zimmermann'sche Stiftung, Chemnitz.

Zander-Institut. Behandlung von **Nerven-, Frauen-, Magen-, Darmleiden, Herzkrankheiten, Gicht** etc. **Sommer- und Winterkur.** Chefarzt **Dr. Loebell. Jllustr. Prospekt frei.**

Thüringer Waldsanatorium

Winterkuren — Sommerkuren



Schwarzeck b. Blankenburg i. Schwarzatale.

Besitzer: **Dr. med. Wiedeburg.** Aerztl. Leiter: **Dr. Wiedeburg, Dr. Goetz**; 3 Aerzte, Mod. Wohn- u. Kureinrichtungen. Geschäftsl.: Kais. Forstassessor **Wiedeburg.** Für Nervenleiden, Magen-, Darm-Krankh., Herz-, Frauen- u. chron. Krankh., Abhärtg., Erholg. Ausgeschl.: Geisteskr., Tuberkulöse.

Dr. Dr. Teuscher's Sanatorium

Oberloschwitz-Weisser Hirsch bei Dresden. Physik. diätet. Kurmethoden.

. . Für Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-Kranke und Erholungs-Bedürftige. . .

Dr. H. Teuscher, Nerven-Arzt. Dr. P. Teuscher, praktischer Arzt. — Prospekte.

Neue Badehaus, elektrisches Licht, Zentralheizung. ***Winterkuren.***

Dr. Möller's Sanatorium in Dresden-Loschwitz | **Diätet. Kuren nach Schroth** | Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. fr.

Teneriffa-Orotava

Studien- und Erholungsreisen

am **4./I., 29./I., 18./II., 11./III.**, mit den schönsten Salondampfern. Durch Begründung des Observatoriums am Pic von Teneriffa sind längere Ausflüge in die kanarische Hochwüste ermöglicht. Näheres durch **Kurhaus-Betriebs-Ges. Charlottenburg.**

Stotterer

erhalten schnell u. sicher eine vollkommen natürliche Sprache in **Prof. Rud. Denhardt's Sprachenheilanstalt Eisenach.** Prospekte über das seit 40 Jahren ausgeübte u. wissenschaftl. anerkannte, mehrf. staatl. ausgez. Heilverfahren gratis. Leitender Arzt: **Dr. med. Höpfner.**

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

Bewährt als vorzügl. linderndes Mittel bei catarrhal. Affectionen u. chron. Brustleiden

80 PFENNIGE.

Marienbader Entfettungs-Tabletten

zur **gefahrl.** Entfettungskur **ohne Diät** versendet à Sch. 2.— Mark

Kronen-Apotheke, Liegnitz 13

Wer an Gallenstein leidet, wende sich an: CHEM. INDUSTRIE- u. HANDELS-GESELLSCHAFT m. b. H. DRESDEN-A.

Kefyr, Broschüren über **Kefyr**, ein f. **Lungenleidende** u. **Blutarme** ärztl. vielf. empfohl. **Milchgetränk**, versendet kostenfrei **Erste kaukasische Kefyr-Anstalt, Breslau.**

Seit 20 Jahren bewährt!

Lauterbachsche

Hühneraugen-Seife

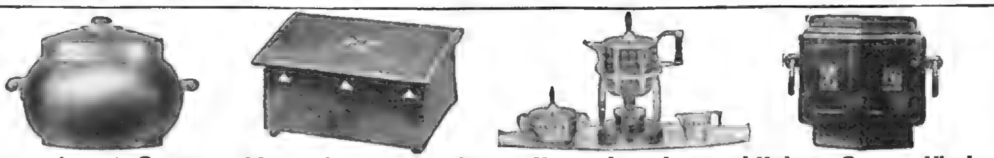
beseitigt Hühneraugen und Hornhaut in wenigen Tagen radikal und gefahrlos. Vermöge ihrer Affinität dringt diese Seife mit überraschender Leichtigkeit in die Hautwucherung ein und löst sie schmerzlos. à 50 u. 75 Pfg.

Zu haben in Apotheken u. Drogenhandlungen, eventuell direkt von der Fabrik mediz. Seifen, Toilette-Seifen und Parfümerien

Ferdinand Lauterbach, Breslau X.

B. Kunstgewerbeverein München, Pfandhausstr. 7.

Ständige Ausstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse täglich von 8–7 Uhr. :: Eintritt frei. Die von einer aus Mitgliedern des Vereinsausschusses gebildeten Kommission zur Ausstellung zugelassenen mustergiltigen Handarbeiten der Vereinsmitglieder werden fortwährend gewechselt. Die Ausstellung bietet daher stets die besten kunstgewerblichen Erzeugnisse Münchens.



J. Winhart & Co., München 29.

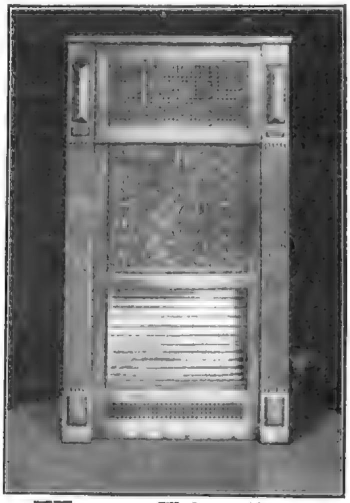
Herstellung kunstgewerblicher Gegenstände in Kupfer oder anderen Metallen getrieben und ziseliert in jeder Stilart. „EOSIN", Spezialmarke für künstlerische aparte Patinierungen.

An diesem Schild sind die Läden erkennbar, in denen SINGER Nähmaschinen verkauft werden.

ORIGINAL SINGER NÄHMASCHINEN

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

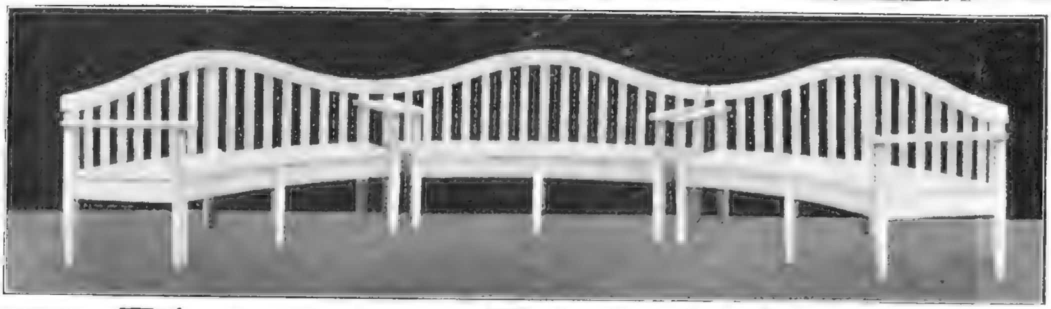
Filialen überall.



Hans Lincke,

MÜNCHEN, Landwehrstrasse 12.

Öfen, Kamine, Heizkörper-verkleidungen, Gaskamine, nach eigenen und gegebenen Entwürfen; gebrauchsfertig verwendbar.



Rheinauer Garten-Möbel

nach Entwürfen erster Künstler wie: Prof. PETER BEHRENS, HERM. BILLING, MAX LÄUGER, ALBIN MÜLLER, EMANUEL VON SEIDL u. a.

Streng einfache Formen mit durchweg künstlerischen Wirkungen. Stabile und bequeme Modelle wie: Bänke, Tische, Stühle in leuchtendem, wetterbeständigem Weißlackanstrich. Gartenhäuser, Spalierbauten für Parkanlagen, Veranden und Wintergärten, weißlackierte Möbel für Blumen und Pflanzen.

Prachtkatalog gegen Einsendung von M. 1,50 bei Bestellung gratis. **Beißbarth & Hoffmann A.-G., Mannheim-Rheinau I.**

Orthopädische Gesichts- und Körperpflege durch „Charis".

„Charis" ges. geschützt: Deutsches Reichspatent No. 131122 K. K. Oesterr. Pat. No. 14879 Schweizer Pat. No. 26378

Im 18. Lebensjahre ohne Anwendung von „Charis". In den 40er Jahren nach 4wöch. häufigem, dann seltener. Gebrauch von „Charis".

ärztl. geprüft u. empfohlen, vorzüglich bewährt, beseitigt **Falten, Runzeln**, scharfe **Gesichtszüge**, unschöne **Nasenform, Doppelkinn, Tränenbeutel** und kräftigt die **erschlafften** Gesichtsmuskeln auf orthopädischem Wege.

Für Erfolg leiste ich Garantie.

Broschüre versendet die Erfinderin Frau
Aug. Schwenkler,
BERLIN 57, Potsdamerstrasse 86 B.
Sprechzeit: 11½—6 Uhr.

Der orthopäd. **Brustformer „Charis"**, ges. gesch., macht **welke, kleine Brust** voll, rund u. fest. — Die Brust wird schön — wird tägl. 5 Minuten eigenhändig angelegt.

Aerztl. Gutachten d. Hrn. **San.-Rats Dr. S.** über den orthopädischen Brustformer „Charis" in der Broschüre: Eine Dame, die den Brustformer „**Charis**" anwenden wollte, konsultierte einen **Arzt**, um über die Zweckmässigkeit desselben ein ärztliches Urteil zu erlangen. Das Urteil lautete wie folgt: Durch den abschliessenden Ring findet in den Brüsten eine vermehrte Ansammlung des Blutes statt. Auf diese Weise werden vermehrte Mengen von Nährmaterial, deren Aufspeicherung zum Aufbau von neuem Drüsengewebe notwendig ist, den Brüsten zugeführt. Eine Gefahr für den Organismus ist dabei nicht gegeben, da weder Metall noch Glas den umschnürenden Ring darstellt, sondern ein weiches, gefüttertes Polster. Die harten Glas- oder Metallringe müssen nach **ärztlicher Meinung** das Nervensystem zerrütten.

Eine andere Dame teilte mir mit, der Spezialarzt für Gesundheits- u. Schönheitspflege habe ihr meinen Brustformer als **das Beste**, das bis jetzt zu dem Zweck erfunden sei, geschildert. [2500

Natürliches Wiesbadener Kochbrunnen-Quellsalz

Sofortige Linderung **Lungenleiden** Husten Heiserkeit

Auswurf. Tausende verdanken diesem Naturschatze von Weltruf jährl. ihre Genesung. Unübertroff. bei Magen-, Darm- und Verdauungsstörng. Unentbehrl. b. Keuchhust., Hasen- u. Rachenkatarrhen. In Apoth. à 2.50 M., direkt 3 Fl. 7.50 M. franko. Anweisung u. begeist. ärztl. Heilberichte umsonst Brunnen-Contor, Wiesbaden S. Gewinnung unt. Kontrolle d. Stadt Wiesbaden.

Haemogallol

ist ein von hervorragenden Ärzten warm empfohlenes, für **Bleichsüchtige** und **Blutarme** unentbehrliches [2659

blutbildendes Kräftigungsmittel.

Es wird vom Körper leicht aufgenommen, ausgezeichnet vertragen, **ist** frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen.

Haemogallol ist in Pulver- und Tablettenform in den Apotheken erhältlich; eine Schachtel Tabletten M. 2.80.

E. Merck, chemische Fabrik, Darmstadt.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit

Ende 1908 Versicherungsbestand 642 Millionen Mark. Ältestes, bewährtes System steigender Dividende. 1908 gezahlte Dividende: bis 119% der vollen Jahresprämie.

Autoren-

Verbindung sucht der

Silva-Verlag, Berlin N. 20.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Redaktion behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Rezensionsexemplaren kann in keinem Falle erfolgen.

Aram, Kurt. Die Hagestolze. Humoristischer Roman. S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt, Berlin.

Bank, Karl. Was schlichte Leute erkennen. J. H Karl Bank, Charlottenburg.

Bartels, Adolf. Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Eduard Avenarius, Leipzig.

Becker, Peter. Universal neue Weltanschauung. Peter Beckers Verlag, Magdeburg.

Börckel, Alfred. Hessisches Heldenbuch. Hessische Fürstensöhne als Helden und Heerführer in ihrem Leben und Wirken dargestellt. Emil Roth, Gießen.

Breasted. Geschichte Ägyptens. Deutsch von H. Ranke. Heft 2—10. Karl Curtius, Berlin.

Busse, Carl. Geschichte der Weltliteratur. 1. Band. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Courths-Mahler, H. Es irrt der Mensch. Roman. Memmingers Verlagsanstalt, Würzburg.

Darwin, Charles. Reise eines Naturforschers um die Welt. Tagebuch auf der Reise mit dem „Beagle". Deutsch von Dr. Heinrich Schmidt (Jena). Alfr. Kröner Verlag, Leipzig.

Das Neue Testament. Verdeutscht von Rudolf Böhmer. Lieferung 1 u. 2. Max Kielmann, Stuttgart.

Eckardt, Fritz. Übungen, Figuren u. Tänze leichterer Art für das Eislaufen mit besonderer Berücksichtigung des Paar- und Gesellschaftslaufens. Mit einem Anhang: Rollschuhlaufen. Von Georg Rich. Gäbel. C. Heinrich, Dresden-N.

Goldene Tage. Kalender für die deutsche Jugend 1910. Schall & Rentel, Berlin.

Goldschmidt, Moritz. Chronique scandaleuse. Ein Geschichtenbuch. Schirmer & Mahlau, Frankfurt a. M.

Grauenhorst, Erna. Katechismus für Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen, Kinderfräulein und Mütter, wie Kinder nach der Fröbelschen Methode zu erziehen und zu beschäftigen sind. Ein Lehrbuch in Fragen und Antworten. Fröbel-Oberlin-Verlag, Berlin-Südende.

Haack, Ernst. D. Theodor Kliefoth. Ein Charakterbild aus der Zeit der Erneuerung des christlichen Glaubenslebens und der lutherischen Kirche im XIX. Jahrhundert. Fr. Bahn, Schwerin i. M.

Hallische Mappe. Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag, Halle a. S.

Haendcke, Berthold. Der unbekleidete Mensch in der christlichen Kunst seit neunzehn Jahrhunderten. J. H. Ed. Heitz, Straßburg.

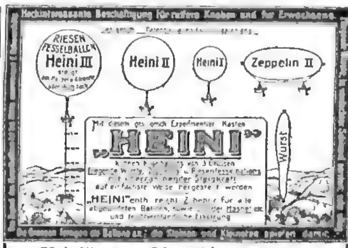
Hobbing, Gela. Hauswirtschaftliches Nachschlagebuch für Lehrende und Lernende. Peter Hobbing, Darmstadt.

Hollack, Reinhold. Entweder — oder?! Kritische Gedanken. Teichmann & Co., Leipzig.

Illustrierter Kräuterarzt. Alphabetisches Verzeichnis fast aller Krankheitszustände und ihrer pflanzlichen Heilmittel. Verlag „Hygieia" v. Czarnowski, Berlin.

Neueste Seiden- und Foulard-
Stoffe für Strassen-, Gesellschafts-, Braut- u. Hochzeitstoiletten. Muster franko.
Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., **Zürich** (Schweiz)
Zollfreier Seidenstoff-Versand nach allen Ländern.

Batik, Tiefbrand
Reliefschnitt
Satin-Tarsia
Samt-Bügeln
Bedeutendste deutsche Firma.
H. Freytag, Stuttgart
Kgl. Hoflieferant
Spezialgeschäft
für Liebhaber-Künste.
2 goldene u. 1 silberne Medaille.
Farbig illustr. Prachtkatalog.



„Heini" gross M. 7.50 } per Nachn.
„Heini" klein „ 5.50 }
Prospekt gratis.
Otto Pieper, Fabrikant, Wernigerode a/H.

Eugen Gärtner, Stuttgart II.
Kgl. Hof-Geigenbauer. Fürstl. Hohenz. Hofl.
Handlung alter Streichinstrumente.
Anerkannt größtes Lager in ausgesucht schönen, guterhaltenen

alten Violinen
der hervorragendsten **italien., französisch. u. deutsch.** Meister. Weitgehende Garantie. — Für absol. Reellität bürgen feinst. Referenzen. Spez.: **Geigenbau.** Selbstgef. Meisterinstrum. Berühmt. Reparatur-Atelier. Glänzend. Anerkenn.

Echte Briefmarken Europa-Katalog = 1 = Mark

40 altdeutsche **1.75**, 100 Übersee **1.50**
40 deutsche Kol **3.—**, 200 engl. Kol. **4.50.**
Zeitung und Liste gratis Albert Friedemann
Briefmarkenhandlung, LEIPZIG 51.

Hug & Co. Leipzig 9 Filialen. Gegr. 1807.
Pianinos Anerkannt solide, bestens eingeführte Hausmarken
M. 450.—, 500.—, 570.—, 635.—, 660.—, 700.—, 750.—, 800.—.
Verkauf und Vermietung auch nach auswärts.
Bei späterem Kauf Gutschrift von Miete.
Hoher Rabatt bei Barzahlung. :: Teilzahlung.
Harmoniums
für Haus-, Schul- und Kirchengebrauch.
M. 40.-, 65.-, 100.-, 120.-, 150.-, 200.-, 225.-, 260.-, 325.-, 360.-.
Pracht-Katalog No. 51 gratis und franko zu Diensten.
Violinen M. 15.—, 20.—, 25.—, 30.—, 50.—, 75.—.
Zithern, Guitarren, Lauten, Mandolinen, Holz- u. Blech-Blasinstrumente, Musik-Mappen, Metronome, Musik-Requisiten jeder Art. Katalog gratis.
Instrumenten-Preisverzeichnis No. 51 gratis und franko.

Der Hüter tiefer Geheimnisse
des Seelenlebens. Vornehme Naturen korrespondieren in seelischen Fragen u. bunten Schicksalen mit dem Meister schon seit 1890. — Ihr **Charakter** u. Seelenleben wird in **tieferer Bedeutung** nach Ihrer Schrift brieflich beurteilt. Seriöser Prospekt gratis. Vor Empfang des Gratisprospektes bitten kein Honorar! Die Gemeinde des Meisters betont, dass seine Adresse nur Menschen von Distinktion gilt. **P. Paul Liebe**, Psychologe in **Augsburg I.** D.-Fach.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Im Zeichen der Türme. Almanach für jeden Tag des Jahres. Briefe aus vergangener Zeit, Karl Curtius, Berlin.

Kellermann, Bernhard. Yester und Li. Die Geschichte einer Sehnsucht. Friedrich Rothbarth, Leipzig.

Knies, Richard. Der katholische Literaturstreit und Nanny Lambrecht. Hermann J. Frenken, Cöln-Weiden.

Kohlrausch, Robert. Deutsche Denkstätten in Italien. Robert Lutz, Stuttgart.

Konschel, Paul. Der Königsberger Religionsprozeß gegen Ebel und Diestel. Kommissionsverlag Ferd. Beyers Buchhandlung (Thomas & Oppermann), Königsberg i. Pr.

Kurpiun, Robert. Der Mutter Blut. Roman. Phönix-Verlag, Breslau.

Lacroma, Paul Maria. Deus Vicit! Kulturhistorischer Roman aus der Römerzeit Aquilejas. F. H. Schimpff, Leipzig.

Laske, Paul. Der Jünger einer. Gedichte. G. Siwinna, Kattowitz.

Lepsius, Richard. Friedrich der Große. Schauspiel. Karl Curtius, Berlin.

Lindau, Rudolf. Eine Nachlese. Eigenes und Fremdes. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten und München.

Meinhold, Paul. Arndt. Ernst Hofmann & Co., Berlin.

Moenninghoff, Leutnant. In Wucherer-Händen. Selbstverlag des Verfassers, Druck von L. Schwann, Düsseldorf.

Neumann-Neurode, Detleff. Kindersport. Körperübungen für das frühe Kindesalter. Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Newcomb, Simon. Astronomie für Jedermann. Allgemeinverständliche Darstellung der Erscheinungen des Himmels. Nach der Übersetzung von F. Gläser, bearbeitet von Prof. Dr. R. Schorr und Dr. K. Graff. Gustav Fischer, Jena.

Nietzki, Albert. Bilder aus dem evangelischen Pfarrhause Ostpreußens im XVIII. Jahrhundert. Kommissionsverlag Ferd. Beyers Buchhandlung (Thomas & Oppermann), Königsberg i. Pr.

Osman, Hans A. Der Fall Mannesmann. Eine deutsche Antwort. Verlag Continent, Berlin.

Rohm, Sofie, und Therese Bauer. Das lustige Glückwunschbüchlein. 100 leichte Kinderverslein für allerlei Feste. Max Kellerers Hofbuchhandlung, München.

KALODONT
beste **Zahn-Crême**

Biliner

Natürlicher Sauerbrunn.

Diabetikern, Gichtikern, allen an **Harnsäureüberschuss** und deren Folgen Leidenden etc. in steigendem Masse verordnet u. überall seines Wohlgeschmackes und seiner Bekömmlichkeit wegen beliebt. Käuflich in Mineralwasserhandlungen, Apotheken u. Drogerien.

Brunnen-Direktion, **Bilin** (Böhmen).

Dr. R. Reiss RHEUMASAN

gegen Rheumatismus

Gliederreissen · Gicht · Ischias · Hexenschuss.

Von den ärztlichen Autoritäten bestens empfohlen. — In Krankenhäusern und Kliniken in ständigem Gebrauch. — In Tuben zu 1 u. 2 Mk. zu haben in allen Apotheken. Broschüre kostenfrei durch

Chemische Werke Dr. Albert Friedlaender G. m. b. H.

BERLIN W 35.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

v. Sazenhofen, Anna. Märtyrer Rußlands. Roman. E. Piersons Verlag, Dresden.

Schemann, Ludwig. Gobineaus Rassenwerk. Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des Essai sur l'inégalité des races humaines. Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), Stuttgart.

Schmidt, Curt. Die Photographie im Dienste wissenschaftlicher Forschung. A. Hartlebens Verlag, Wien und Leipzig.

Schüler-Kalender für das Schuljahr 1909—1910. Moritz Schauenburg, Lahr.

Schwabe, Kurd. Im deutschen Diamantenlande. Deutsch-Südwestafrika von der Errichtung der deutschen Herrschaft bis zur Gegenwart (1881—1910). E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Steindorff, Ulrich. Gedichte. Harmonie, Berlin.

Stieber, Ferdinand. Das ewige Irren. Novelle. M. Braunschweig, Verlagsbuchhandlung, Wien und Leipzig.

Thoden van Velzen, S. K. Seele und Gehirn. Dr. S. K. Thoden van Velzen, Joachimsthal b. Berlin.

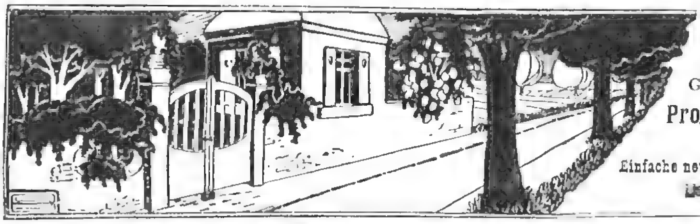
Unger, Hellmuth. Das Tiefenbachlied. Eine Harzermär in Versen. E. Streckers Buchdruckerei, Nordhausen.

Wiese, J. Benjamin Franklin. (Männer des Erfolgs.) Carl & August Ulshöfer, Stuttgart.

Wildland 1929! Roman. Ostwald & Huth, G. m. b. H., Stade (Provinz Hannover).

Witte, A. M. Von Meer und Heide. Novellen und Skizzen. Memmingers Verlagsanstalt, Würzburg.

Zurhellen-Pfleiderer, Else, und Otto Zurhellen. Wie erzählen wir den Kindern die biblischen Geschichten? J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.



Berz & Schwede, Inh. Chr. O. Berz

Gegr. 1900. STUTTGART 4. Gegr. 1900.

Projekte und Ausführung von Park- und Gartenanlagen.

Einfache neuzeitl. Haus- u. Villengärten. Park- u. Kuranlagen.

Reich illustr. Katalog.

Kaffee u. Kakao ist am grossen Markt bedeutend billiger geworden!

Sie kaufen bis auf weiteres, bei Umgehung des Zwischenhandels, jedoch nicht unter zusammen 9 Pfund, **Kaffee** geröstet zum Engrospreise das Pfund für 84, 89, 98, 105, 120, 140, 160 Pfg., roh 77, 82, 90, 97, 102, 128, 135 Pfg. **Kakao** garantiert rein! 92, 100, 120, 140, 160, 180 Pfg. **Tee:** 110, 140, 180, 220, 320, 400, 600, 1000 Pfg. **Vanille:** Dtzd. 60, 80, 105, 125, 225, 300 Pfg.

Alles franko Nachnahme inkl. Emballage direkt ab Importhafen.

Importeur Carl H. Klemmensen, Hamburg M.

Kronen Quelle

Zu Hauskuren

Gicht, Rheumatismus, Nieren- und Blasenleiden, Griess- und Stein-Beschwerden, Zucker, Katarrhe. Broschüren gratis.

Adresse: „Kronenquelle, Bad Salzbrunn."

Heidelberg

Altberühmte Universitätsstadt an d. Mündung d. Neckars i. d. Rheinebene, überragt v. d. herrl. Schlossruine, als landschaftl. schönste Stadt Deutschl. anerkannt. Weite Wälder, Bergbahnen. — Wohnsitz zahlreicher Rentner u. Pensionäre; jeder Komfort der Grossstadt; angenehme Geselligkeit. — Universität, Theater, Bibliotheken; berühmte Künstler-Konzerte; Hallenschwimmbad. Auskunft grat. u. franko durch d. **Städt. Verkehrs-Bureau, Hauptstr. 195.**

JAVOL

Die beste Hilfe bei Kopfschuppen Haarausfall

Ein kahler Kopf ist hässlich....

Kopfschuppen sind die Hauptursache des Haarausfalls. Selbst unter schwierigen Umständen hat sich JAVOL zuverlässig bewährt!

Javolisiere dein Haar

Gichtiker, Diabetiker

erhalten kostenlos das Buch des K. S. von **C. W. Broll, Weilburg** — Lahn.

EIER-CONSERVIERUNGS-MITTEL GARANTOL

Tausendfach von Autoritäten empfohlen!

In ODESSA und in ST. PETERSBURG 1907 mit *Goldenen Medaillen*, in ANTWERPEN 1908 mit *Ehrendipl.*, den *höchsten Anerkennungen* prämiiert.

In GARANTOL bleiben die **Eier ein Jahr** und länger **frisch.** Weder von aussen noch beim Oeffnen ist den Eiern anzusehen, dass sie nicht direkt von der Henne kommen. **Geschmack** und **Geruch** sind **vorzüglich;** das Weisse trennt sich leicht vom Dotter und lässt sich schnell zu festem Schnee schlagen.

Garantol-Eier werden allen anders konservierten Eiern vorgezogen und sind für alle Zwecke verwendbar.

Garantol ist anerkannt auch besser als **Wasserglas** — es gibt den Eiern nicht den so unangenehmen schlecht. Beigeschmack.

Paket	A	für	120	Eier	25 Pfg.
„	B	„	300	„	40 „
„	C	„	400	„	50 „
„	D	„	600	„	75 „
„	E	„	1200	„	1.25 Mk.
„	F	„	2400	„	2.— „

In Detailgeschäften zu haben!

Packungen **ohne** Schutzmarke „Garantol" u. „Ei mit U" weise man zurück.

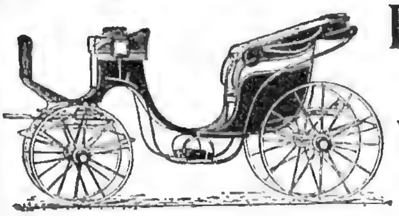
Garantol-Gesellschaft m. b. H., Dresden 19. Filiale in Bodenbach a. E.

Aechte An- und Verkauf. Briefmarken aller Länder versendet

M. Kurt Maier, Heidelberg I. Auswahlsendungen zu Diensten.

Wissenschaftliche Gründlichkeit vereinigen die **Selbstunterrichtswerke,** Methode Rustin, mit einer Herz und Geist erfrischenden, klaren, für jederm. verständl. Darstellung. Sie gewähren eine gründl. Vorbildung zur Aufnahme in die Tertia, Sekunda, Prima am Gymnasium, Realgymnas., Oberrealschule sowie in die entspr. Klass. der höh. Mädchenschule, Studienanst. d. Lyzeums, Konservatoriums, zur Einjährigen-, Abiturienten-, Lehrerinnen-, Handelsschulabschl.-, Seminaraufnahme-, Mittelschullehrer-Prüfung. — Glänz. Erfolge. Anerkennungsschreiben u. Ansichtssendungen bereitwilligst und ohne Kaufzwang. Kleine Teilzahlungen.

Bonness & Hachfeld, Potsdam N. 5.



Friedr. Trebst
LEIPZIG

Weststr. 45—47
Wiesenstr. 20—22

═ Gegründet 1862 ═

Hocheleg. Luxus- u. Sportwagen :: Autokarosserien

Matrosen-Kleidung
für Knaben und Mädchen

Christian Voss, Kiel

Gegr. 1858. Preisliste u. Proben zu Diensten.

Methode Toussaint-Langenscheidt

Sprachunterrichtsbriefe ✱ Wörterbücher.

Das geläufige Sprechen, Schreiben, Lesen und Verstehen fremder Sprachen ist ohne Lehrer sicher zu erreichen durch die bekannten Unterrichtsbriefe nach der Originalmethode Toussaint-Langenscheidt. — Tausende haben nach dieser Methode studiert und ihre Lebensstellung verbessert. Es gibt für die freie Zeit keine nützlichere und angenehmere Beschäftigung als das Studium einer fremden Sprache nach dieser Methode. Lassen Sie sich eine Einführung in den Unterricht einer beliebigen Sprache und die illustrierte Broschüre „Der Weg zum Erfolge" kostenlos kommen von der Langenscheidtschen Verlagsbuchhdlg. (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30.

(Spezialverlag für Sprachlehrmittel.)

ff. **Braunschweiger Wurstwaren**

beziehen Sie am besten von der Firma

Johs. Blumenberg, Hofl.,
Braunschweig.

Gegr. 1850. Fernspr. 258.
Postscheck-Conto Hannover 297.

An Orten, wo Geschäfte meine Fabrikate führen, weise dieselb. gern nach.
Postkollis sortiert von 10—15 Mk.
Preislisten franko.

MAX SELLGE
Spezial-Geschäft für
Baumkuchen
BERLIN W., Kurfürstenstr. 71F.
Versand nach ausserhalb à Pfd. 2.20 Mark exkl Porto. Für Verpackung wird pro Pfd. ca. 10 Pfg. berechnet.

Das seelen- u. gemütvollste aller Hausinstrumente:
Harmoniums mit wundervollem Orgelton. Katalog gratis.
Aloys Maier, Hoflieferant, **Fulda.**
Illustrierte Prospekte auch über den neuen Spielapparat „**Harmonista**", mit dem jedermann ohne Notenkenntnisse sof. 4st. Harmonium spielen kann.

Salit
das Einreibemittel

Rheumatismus (Hexenschuss, Reissen etc.)
In Apotheken Flasche M. 1,20

Kgr. Sachsen.

Technikum Mittweida.

Direktor: Professor A. Holzt.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen f. Ingenieure, Techniker u. Werkmeister.
Elektr. u. Masch.-Laboratorien.
Lehrfabrik-Werkstätten.
Höchste bisherige Jahresfrequenz 3610 Besucher. Programm etc. kostenlos v. Sekretariat

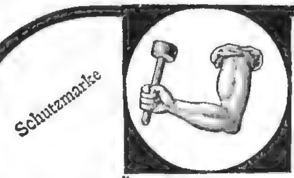
Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE zu beziehen.

Diabetikern,
Magenleidenden
ZUCKERKRANKEN
welche sich für eine bewährte Ernährung interessieren, sende kostenfrei
Dr. Otto Gotthilfs hygienische Studie.

Aleuronat-Gebäck-Fabrik Friedrich Günther, Frankfurt a. M., C.
2847]

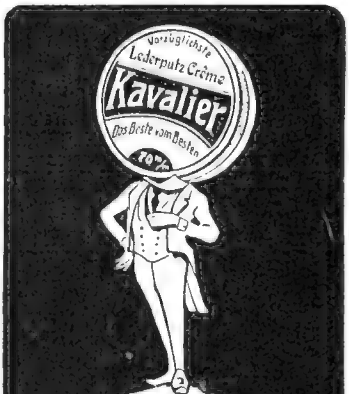
Brettspiel
für Jung und Alt. Absolut neuartig. Unerschöpflich an Anregungen. Das einzige Brettspiel f. d. reifere männl. Jugend. Zu haben direkt bei
A. HUBER,
Hoflithographie,
München, Neuturmstr. 2 a.
Preise je nach Ausstattung:
klein M. 2.40; 3.20; 4.80,
gross M. 3.—; 4.—; 5.60.

Hunderttausende Kunden. Viele Anerkennungen.
Jonass & Co.
Berlin SW. 110
Belle-Alliancestrasse 3
Vertragslieferanten vieler Beamtenvereine liefern auf
bequeme Teilzahlung
Hochinteressanter Katalog mit über 4000 Abbildungen umsonst und portofrei. — Die Firma Jonass & Co. hat an über 28000 deutschen Orten Kunden. Jährlicher Versand von über 25000 Taschenuhren.



Mechling's China-Eisenbitter.

Von über **600 Ärzten** glänzend begutachtet als ausgezeichnet blutbildendes Kräftigungsmittel für **bleichsüchtige** und **blutarme** Personen, nach schweren Krankheiten, **Blutverlusten, Schwächezuständen; mächtig appetitanregend** und **nervenbelebend.** 10 g. Medaillen. **Von ganz hervorragendem Wohlgeschmack.**
Depot: die Apotheken. Mit Anfragen wende man sich an d. Fabrik **E. Mechling** in **Mülhausen i. E.** Nur echt mit obiger Schutzmarke.



allein steht auf der • HÖHE • der Zeit.
Verlangen Sie deshalb stets
KAVALIER,
das beste aller Lederputzmittel.

WELT-DETEKTIV
PREISS-BERLIN 20 Leipziger Strasse 107 V. Nähe Friedrichstr. Tel.: I, 3571.
Beobachtungen, Ermittelungen in allen Vertrauenssachen.
Heirats-Auskünfte *über Vorleb., Lebensweise, Ruf, Charakter, Vermög., Einkomm., Gesundheit etc. von Personen an all. Plätz. d. Erde.* DISCRET. GESCHÄFTS-CREDIT-AUSKÜNFTE EINZELN U. IM ABONNEMENT. GRÖSSTE INANSPRUCHNAHME!
Beste Bedienung bei solidem Honorar.

Thusnelda

Zitza-Werke, Zeitz.

Einen wohlfeilen Kunstschatz
bieten unsere Kunstblätter in Dreifarbendruck. :: Format 27 × 36 cm.
Preis 50 und 60 Pf. das Blatt.
Alte und moderne Meister.
Unübertroffene Ausführung.
Illustrierte Prospekte sendet gratis jeder Buch- u. Kunsthändler oder der Kunstverlag **Römmler & Jonas,** G. m. b. H., **DRESDEN-A. 16.**

GRAND PRIX PARIS 1900

ST. LOUIS 1904

PIANOS, HARMONIUM

„SCHIEDMAYER, PIANOFORTEFABRIK"

vorm. J. & P. SCHIEDMAYER

K. u. K. Hoflieferanten

STUTTGART

Neckarstr. 12.

100 seltene Briefmarken von China, Haïti, Kongo usw. usw. nur 2.00 M. 100 hochfeine Europa gute Sorten nur 4.50 M. 100 Afrika nur 4.00 M. — 125 Nordamerika nur 5.00 M. — 225 Südamerika nur 9.50 M. 100 Westindien nur 4.75 M. — 100 Asien nur 2.75 M. — 60 Australien nur 1.50 M. 100 französ. Kolonien, nur gebrauchte, nur 3.40 M. — 50 deutsche Kolonien, alt u. neu, nur 4.50 M. usw. usw. Alle versch. Illustrierte Preisliste gratis.

Ernst Hayn, Naumburg (Saale) 19

Familien-Wappen. Fast jeder Name vorhanden. Historische Auskunft (franko ℳ 1.— in Briefmarken). F. W. Becker, Dresden-Laubegast, Schoberstr. 25.

Werden Sie Redner!

Lernen Sie gross und frei reden!

Gründliche Fernausbildung durch Brecht's bewährten Ausbildungskursus für **höhere Denk-, freie Vortrags- und Redekunst.**

Einzig dastehende Methode! Erfolge über Erwarten! Anerkennungen aus allen Kreisen. Prosp. frei durch **R. Halbeck, Berlin 464,** Friedrichstr. 243.

Radium-Emanationsbäder.

Stark radioaktive Jod-, Brom- und Lithionhaltige Heilquellen.

Bad Kreuznach

Indikationen: Frauen- und Kinderkrankheiten, Skrofulose, Rachitis,

Alle modernen Heilmittel und perfekte sanitäre Einrichtungen.

Saison 1. Mai–1. Oct.

Hautkrankheiten, Herzkrankheiten, Gicht und Rheumatismus.

Kreuznacher Mutterlauge.

Gewerbe-

Städtische Akademie Friedberg in Hessen.

Polytechnisches Institut. Maschinen-, Elektro-, Bauingenieurwesen u. Architektur.

Programm kostenlos durch das Sekretariat.

Schriftstellern bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur **Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.** Anfragen an den Verlag für **Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 60.** [2637

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Jubiläums-Ausgabe.

Andrees Allgemeiner Handatlas

139 Haupt- und 161 Nebenkarten auf 207 Kartenseiten nebst alphabetischem Namenverzeichnis von über 240 000 Namen.

Fünfte völlig neu bearbeitete und vermehrte Auflage. :: Dritter revidierter Abdruck 1909.

Herausgegeben von Professor A. Scobel.

Preis 28 Mark einschließlich Namenverzeichnis. In starkem Halbfranzband 32 Mark.

(Ältere Auflagen des Andreeschen Handatlas oder beliebige andere alte Handatlanten werden in Umtausch gegen die neueste Auflage zurückgenommen und mit 10 Mark vergütet.)

Die neue Jubiläumsausgabe des weitverbreiteten Kartenwerkes hat eine durchgreifende Verjüngung und gänzliche Neubearbeitung in allen Teilen des Atlas erfahren. Sie enthält namentlich auf dem Gebiete der Handels- und Wirtschaftsgeographie Karten, wie sie kein anderer Handatlas aufweist.

Bisheriger Absatz: Über 570 000 Exemplare.

Auszug aus dem „Großen Andree":

Velhagen & Klasings Neuer Volks- u. Familien-Atlas

in 102 Kartenseiten.

Herausgegeben von Professor A. Scobel.

Elegant und dauerhaft gebunden Preis 12 Mark 50 Pfg.

Erhältlich in allen Buchhandlungen.

KÖNIGL. Natürliches Mineralwasser FACHINGEN wirkt belebend und erhaltend KÖNIGL. Natürliches Mineralwasser FACHINGEN auf den Organismus. KÖNIGL. Natürliches Mineralwasser FACHINGEN

Modell A 4/22/60.

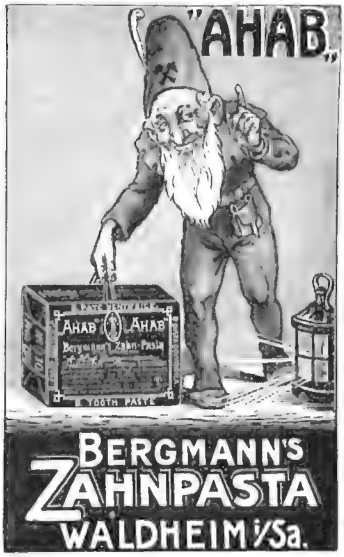
Kochkiste „Hausfreund"

System Lindner, ges. gesch.

Grosse Ersparnis an Zeit, Arbeit und Feuerung. — Einfachste Handhabung. — Kocht ohne Extra-Hilfsmittel wie Heizsteine, Wärmeplatten etc., durch welche der Preis succ. sehr verteuert wird.

Verlangen Sie kostenlos Broschüre No. 72.

Geraer Holzwarenfabrik
Robert Lindner, Gera 322 (Reuss).



HANDARBEITEN!

Verlangen Sie kostenlos illustrierte Preisliste A

Hoflieferant BRÜHL, BERLIN, Leipziger Str. 109

[2529

Man befrage seinen Arzt wegen:

REGULIN

„Natürliches" Mittel zur Regelung des **Stuhlgangs.**

D. R. P.Nr. 169864 und Wortmarke Nr.86674.

Reizlos!	Wohlschmeckend!
In allen Apothek. zu haben.	In allen Apothek. zu haben.
In Tabletten (20 Tabl.) M. 0.60	In Schuppen (50 g).... M. 1.30

Chemische Fabrik Helfenberg A. G., Helfenberg (Sa.)

Magerkeit.

Schöne, volle Körperformen durch unser orientalisches Kraftpulver **„Büsteria", ges. gesch., preisgekrönt mit gold. Medaille Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garant. unschädlich. **Streng reell — kein Schwindel. Viele Dankschreiben.** Karton mit Gebrauchsanweisung 2 Mk. Postanw. od. Nachn. exkl. Porto. **Hygien. Institut**

D. Franz Steiner & Co.,
Berlin 221, Königgrätzerstr. 66.

Seifen direkt ab Fabrik!

Prima Wasch-Seife in 5 Sorten sort.
Postpaket = 9 Pfd. Inhalt Mk. 3.—
Bahnkiste = 25 Pfd. „ Mk. 7.50
ff. Toilette-Seife. — Kein Abfall!
50 Stück = ca. 9 Pfd. nur Mk. 5.
in 25 Sorten sortiert und in div. Gerüchen.
Sehr milde. Garantie Ia Qualitäten.
Probepakete mit:
8 Pfd. Prima Wasch-Seife u. 1 Dtzd.
feinste Toilette-Seife Mk. 4.—.
— Alles franko gegen Nachnahme. —
Hoffmann & Krügel, Cöthen/A. 53.

SCHAEDE's Schnell-Waschmaschine,

mit und ohne Wäschepresse.

Überall **wegen ihrer grossen Vorzüge** als **beliebteste Waschmaschine bei den Damen** bekannt. Das beweist der **grosse Umsatz.**

Kochen Sie Ihre Wäsche nie und verlangen gratis Anleitung zur rationellen Wäschebehandlung.

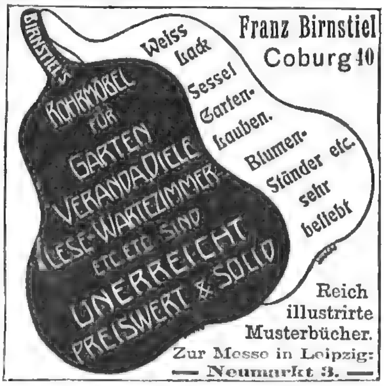
Patentmangel (Rolle),
bei Nichtgebrauch als Tisch zu stellen.

Wringer und **Buttermaschinen** etc.

Nur erstklass. Fabrikate. Garantie: Zurücknahme.

M. Schaede, Saalfeld (Saale) 8,
Fabrik für Haushaltmaschinen.

Franz Birnstiel
Coburg 40



Reich illustrirte Musterbücher.
Zur Messe in Leipzig:
— Neumarkt 3. —

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Schönste Geschenke einfacher und doch vornehmer Art!

Jeder Band einzeln käuflich.

Illustrierte Monographien:

Geographische, Geschichtliche, Kulturgeschichtliche, Künstler-Monographien.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und elegant in Leinwand mit Goldschnitt gebunden.

Geographie.

Land und Leute.

Berlin und die Mark . 4.—
Dresden und die Sächs. Schweiz . . . . . 4.—
Riesen- und Isergebirge 4.—
Deutsche Ostseeküste . 4.—
Deutsche Nordseeküste 4.—
Der Harz . . . . . . 3.—
Thüringen . . . . . 4.—
Frankenland . . . . 4.—
Die Lüneburger Heide . 4.—
Das Weserbergland und der Teutoburger Wald 3.—
Am Rhein . . . . . 4.—
Die Vogesen . . . . 4.—
Der Schwarzwald . . 4.—
Oberbayern . . . . . 3.—
Tirol . . . . 4.—
Die Schweiz . . . . 4.—
Norwegen . . . . . 4.—
Die Riviera . . . . . 4.—
Rom und die Campagna 4.—
Neapel, seine Umgebung und Sizilien . . . . 4.—
Durch die libysche Wüste zur Amonsoase . . 4.—
Deutschland im Stillen Ozean . . . . . . 4.—
Cuba . . . . 3.—
Palästina . . . . . 4.—

Geschichte.

I. Altertum.

Die Blütezeit des Pharaonenreiches . . . . 4.—
Ninive und Babylon . . 4.—
Alexander der Große . 3.—
Die Römer in Deutschland . . . . 4.—
Kaiser Augustus . . . 4.—

II. Mittelalter und neuere Zeit.

Die Kreuzzüge und das heilige Land . . . . 4.—
Florenz und die Mediceer . . . . 4.—
Die Erfindung der Buchdruckerkunst . . . 4.—
Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum . . . . . . 3.—
Luther . . . . 4.—
Die Wiedertäufer . . 3.—
Maximilian I. . . . . 3.—
Königin Elisabeth . . . 3.—
Die deutsche Hanse . . 4.—
Der falsche Demetrius 3.—
Wallenstein . . . . . 3.—
Venedig als Weltmacht und Weltstadt . . . 4.—
Der große Kurfürst . . 4.—
Wilhelm von Oranien . 4.—
Friedrich I. und die Begründung des preuß. Königtums . . . . 3.—
Friedrich der Große . 4.—
Maria Theresia . . . 3.—
Lübeck . . . . 4.—

III. Neueste Zeit.

Mirabeau . . . . . . 4.—
Napoleon I. . . . . . 4.—
Das Zeitalter der deutschen Erhebung . . 4.—
Die Vereinigten Staaten von Nordamerika . . 4.—
Bismarck . . . . . . 4.—
Kaiser Wilhelm I. und seine Zeit . . . . 4.—
Staat und Kultur der Japaner . . . . . 4.—

Kulturgeschichte.

Der Wein . . . . . . 4.—
Die deutsche Karikatur im 19. Jahrhundert . 4.—
Die Jagd . . . . . . 4.—
Exlibris . . . . . . 4.—
Weihnachten . . . . 4.—
Das Porzellan . . . . 4.—
Die moderne Malerei in Deutschland . . . . 4.—
Frauenschönheit im Wandel von Kunst und Geschmack . . . . 4.—
Der Tanz . . . . . . 3.—
Die moderne Plastik in Deutschland . . . . 4.—
Die Wohnung und ihre Ausstattung . . . . 4.—
Die Landschaft . . . 3.—
Reklamekunst . . . . 4.—
Der Fächer . . . . . 4.—
Der Kupferstich . . . 4.—
Der Holzschnitt . . . 3.—
Das Kostüm . . . . . 4.—

Kunst.

I. Kunst des gotischen Mittelalters.

Giotto . . . . 4.—

II. Kunst der Renaissance.

Donatello . . . . . . 3.—
Luca della Robbia und seine Familie . . . 4.—
Verrocchio . . . . . 3.—
Angelico da Fiesole . 4.—
Botticelli . . . . . . 3.—
Ghirlandajo . . . . . 2.—
Pinturicchio . . . . 4.—
Mantegna . . . . . 3.—
Perugino . . . . . . 4.—
Bellini . . . . 4.—
van Eyck, Hubert u. Jan 3.—
Memling . . . . . . 3.—
P. Vischer und A. Krafft 4.—
Veit Stoss . . . . . 3.—
Leonardo da Vinci . . 3.—
Michelangelo . . . . 3.—
Raffael . . . . 3.—
Correggio . . . . . . 3.—
Tizian . . . . 3.—
Giorgione und Palma Vecchio . . . . . 4.—
Veronese . . . . . 3.—
Tintoretto . . . . . 4.—
Dürer . . . . 3.—
Holbein d. J. . . . . 4.
Lukas Cranach d. Ä. . 4.—
Die Kleinmeister . . . 3.—
Andrea del Sarto . . 4.—

III. Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts.

Tiepolo . . . . . . 3.—
Murillo . . . . . . 3.—
Velazquez . . . . . 2.—
Watteau . . . . . . 3.—
Rubens . . . . . . 3.—
van Dyck . . . . . . 3.—
Teniers d. J. . . . . 3.—
Franz Hals . . . . . 2.—
Ostade, A. und J. . . 3.—
Terborch und Jan Steen 3.—
Rembrandt . . . . . 3.—
Chodowiecki . . . . 3.—
Gainsborough . . . . 3.—
Reynolds . . . . . . 4.—
Fr. de Goya . . . . 4.—

IV. Kunst des 19. Jahrhunderts.

Wereschtschagin . . . 3.—
Hokusai . . . . . . 4.—
Corot und Troyon . . 4.—
Millet und Rousseau . 4.—
Cornelius . . . . . . 4.—
Preller d. Ä. . . . . 4.—
Thorwaldsen . . . . 3.—
Reinhold Begas . . . 3.—
Siemering . . . . . 4.—
Schinkel . . . . . . 3.—
Philipp Veit . . . . . 3.—
Ludwig Richter . . . 4.—
W. von Kaulbach . . . 4.
Schwind . . . . . . 4.—
Lenbach . . . . . . 4.—
Defregger . . . . . 4.—
Leibl . . . . 3.—
Wilhelm Trübner . . . 4.
Koner . . . . 3.—
Grützner . . . . . . 3.—
Gysis . . . . 4.—
F. A. v. Kaulbach . . 4.—
Stuck . . . . 4.—
Uhde . . . . 4.—
Eugen Bracht . . . . 3.—
Böcklin . . . . . . 4.—
Feuerbach . . . . . 4.—
Geselschap . . . . . 3.—
Thoma . . . . 4.—
A. v. Werner . . . . 4.—
Menzel . . . . 3.—
Klinger . . . . . . 4.—
Liebermann . . . . . 3.—
Prell . . . . 3.—
Munkacsy . . . . . 3.—
Knaus . . . . 3.—
Vautier . . . . . . 3.—
Rethel . . . . 3.—
Gebhardt . . . . . . 3.—
Burne-Jones . . . . 4.—
Walter Crane . . . . 4.—
W. H. Hunt . . . . . 4.—
Rossetti . . . . . . 4.—
Herkomer . . . . . 4.—
Watts . . . . 4.—
Canova . . . . . . 3.—
Meunier . . . . . . 2.—
Rodin . . . . 3.—
Adolf Hildebrand . . . 3.—
Eberlein . . . . . . 3.—
Segantini . . . . . . 4.—
Hans v. Bartels . . . 4.—
L. von Hofmann . . . 3.—
Eugen Bracht . . . . 4.—
Worpswede . . . . . 4.—
Neu-Dachau . . . . 4.—

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Selbstladepistole Schwarzlose

Modell 1909. * Patentiert in allen Industriestaaten. * Kaliber 7,65.

Automatische Sicherung durch Entspannung der Schlagfeder.

Bestes Material.

Gewicht 0,530 kg.

Grösste Einfachheit in der Konstruktion. 7 Patronen i. Magazin.

Vorwärts gehender Lauf.

In allen Teilen maschinell auswechselbar hergestellt.

Länge der Waffe 140 mm. Länge des Laufes 105 mm.

Bei einem Kaliber von 7,65 hat die Pistole erheblich kleinere Form als die anderen Modelle mit gleichen Patronen. Sie steht somit zwischen den sonst üblichen Pistolen mit den Kalibern 6,35 und 7,65.

A. W. Schwarzlose G. m. b. H., Berlin NW., Levetzowstrasse 23.

General-Vertrieb für Deutschland:

G. C. Dornheim G. m. b. H., Berlin, Köln a. Rh., Leer in Ostfriesland, Lippstadt, Magdeburg, Suhl.

Erhältlich in allen Waffenhandlungen und Büchsenmachereigeschäften.

PER ASPERA AD ASTRA

Grote-Gold

Aug. Grote & Co., Frankfurt a/M.

Laxin-Confect

Ideales Abführmittel

von höchstem Wohlgeschmack und sicherer milder Wirkung

Originaldose (20 Stück) 1 Mark. Zu haben in allen Apotheken

Die einzige, hygienisch vollkommene, in Anlage und Betrieb billigste

Heizung für das Einfamilienhaus

ist die verbesserte Central-Luftheizung.

In jedes auch alte Haus leicht einzubauen. — Man verlange Prospekt. G. Schwarzhaupt, Spiecker & Co. Nachf. G. m. b. H. Frankfurt a. M.

Was lang genug die Welt vermisst,
Das hat sie nun — es ward — es ist!

Die **„Helios“**, eine leistungsfähige **Tasten-Schreibmaschine** zum niedrigen Preise von **M. 125.—**

Preis für Ausland M. 140.— Durch die Erfindung der Helios-Schreibmaschine ist ein Problem von weittragender Bedeutung gelöst worden. **Nun muss die Schreibmaschine Allgemeingut werden!** Illustr. Prosp. kostenlos. Bitte, schreiben Sie uns **heute noch** eine Postkarte.

Helios-Schreibmaschin.-Gesellsch. Berlin S. W. 68, Friedrichstr. 200 v.

Die nicht einlaufenden „Blitz“-Strümpfe liefert an Private: Hoflieferant **Georg Koch**, Strumpffabrik, **Erfurt H. 68**, sehr billig. Preiskatalog franko umsonst.

Ammerländer Schinken,

Landrauch, à 9—30 Pfd., mild gesalz., à Pfd. M. **1.10—1.20**, fett od. mager, geg. Nachn. J. G. Heintzen, Westerstede i. Oldbg.

Echte Straussfedern

ca. 1/2 m lg. 15 cm br. 4 M.
18 br. 6 M., 20 br. 10 „
25 „ 25 „ 30 „ 36 „
Boa von Straussfedern
1 1/2 m lg. 12 cm dick 10 M.
2 „ „ 12 „ „ 14 „
15 dick 17 M., 20 dick 31 M., grössere b. 120 M.
Marabustolen
1 1/2 m lg. 3 fach 5 M.
2 „ „ 3 „ 8.50 „
2 „ „ 4 „ 14 „
2 1/2 „ „ 4 „ 17 „
bessere bis zu 65 „
Ill. Preisliste frei.
Herm. Hesse Dresden, Scheffelstr. 101/103.

Korpulenz

Fettleibigkeit wird beseit. durch d. **Tonnola-Zehrkur.** Preisgekrönt m. gold. Med. u. Ehrendiplomen. Kein stark. Leib, k. stark. Hüft. mehr, sond. **jugendl. schlanke, eleg. Figur** u. graz. Taille. **Kein Heilmittel, kein Geheimmittel,** lediglich ein **Entfettungsmittel** für korpulente gesunde Personen. Aerztlich empf. Keine Diät, keine Aenderung d. Lebensweise. Vorzügl. Wirkung. Paket 2,50 M. fr. gegen Postanw. od. Nachn.

D. Franz Steiner & Co., Berlin 197, Königgrätzer Strasse 66.

Dr. Ernst Sandow's künstliches Emser Salz

Bei Erkältung altbewährt. [2817

Man achte auf meine Firma!

Nachahmungen meiner Salze sind oft minderwertig und dabei nicht billiger.

Schwerhörig?

Eine wirklich wundervolle Erfindung für Schwerhörige (ohne Ohrtrommel, Sprechtrompete und sonstige altertümliche mehr oder weniger gefährliche Vorrichtungen). Der richtige moderne elektrische Hör-Apparat, welcher in allen Ländern seit 5 Jahren mit grossem Erfolge benutzt wird, ist das

„AUROPHONE".

Mit diesem Apparat können Schwerhörige jedes Wort und jeden Ton bei Vorlesungen, Schauspielen, Predigten oder gewöhnlicher Konversation besser hören ohne Anstrengung und Verlegenheit. Die Ohrmuskeln und alle angegriffenen Teile werden dadurch in Bewegung gehalten und massiert, sodass sich in vielen Fällen das normale Gehör allmählich bessert.

Das „**Aurophone**" ist so klein, dass es bequem in der Westentasche oder Taille getragen werden kann, dennoch wissenschaftlich so richtig, **dass es jedem Stadium der Schwerhörigkeit angepasst wird.**

Auf Wunsch zur Probe.

Schreiben Sie noch heute an Abteilung I für illustrierte Beschreibung und Referenzliste.

M. Roeder, Aurophone-Vertrieb, (Sprechst. 10—4)
Berlin C., Französischestr. 16, I. Tel. I, 8997.

Schweizer Stickereien

eigen. Fabrikat. zu Damen-, Kinder- u. Bettwäsche, sowie zu Brautausstattungen versenden zollfrei an Private

Wappler & Grob
St. Gallen R. 5, Schweiz.

Gefl. Muster verlangen. Briefporto 20 Pf., Postkarte 10 Pf.

[2784

Echte Briefmarken

Satzliste grat. Rud. Koil, Gablonz a. N., Austria.

Maasbergs Gothaer Kranz.

Weltberühmte Spezialität.

Per Pfund 1.40 Mark, Stück 1—10 Mark.
Baumkuchen per Pfund 2.— Mark.
Jede Grösse Torten, Teegebäck sowie sämtliche feinste Konditoreiwaren versendet

A. Maasberg, Gotha K.

RIEDEL & ENGELMANN
DRESDEN,
empfehlen ihre beliebten
Special-Marken:

Schwerter-Cacao
Feinste Marke

Schwerter-Chocolade
leichtschmelzend
wenig süss.

DIALON

Bestandteile: Diachylonpflaster, Borsäure, Puder.

Seit Jahrzehnten bewährt, von hervorragenden Ärzten empfohlen: als unübertroffenes Einstreupulver für kleine Kinder. — Gegen starken Schweiss, Wundlaufen, Entzündung, Rötung der Haut, bei Verbrennungen, Hautjucken, Durchliegen etc. Im ständigen Gebrauche von Krankenhäusern, dermatologischen Stationen und Entbindungs-Anstalten.

Fabrik pharmaceutischer Präparate
Karl Engelhard, Frankfurt a. M.

Peek & Cloppenburg

BERLIN C. 19, J.

Fertig am Lager:

Porös wasserdichte Kamelhaarloden-Pelerinen:

	Länge 120 cm	130 cm
Nr. 551. Grau oder oliv	M. **15.50**	**16.50**
Nr. 558. Grau oder oliv	M. **21.50**	**23.00**
Nr. 562. Grau oder oliv	M. **24.50**	**26.50**

Nur eigene Erzeugnisse.

Kataloge kostenfrei.

Ein wirklich schönes Geschenk für unsere Frauenwelt

bilden die fein und geschmackvoll ausgestatteten Bände der Sammlung

Frauenleben

herausgegeben von **Hanns v. Zobeltitz.**

Jeder Band ist einzeln käuflich in elegantem Geschenk-Einband zum Preise von 3—4 Mark.

Neu erschienen:

Band 13. **Madame Mère. (Lätitia Bonaparte.)** Von Carry Brachvogel. Preis 4 M.

Frühere Bände:

Band 1. **Königin Luise.** Von Dr. Herman v. Petersdorff. Preis 3 M.

Band 2. **Marie Antoinette.** Von Charlotte Lady Blennerhasset. Preis 3 M.

Band 3. **Angelika Kauffmann.** Von Eduard Engels. Preis 3 M.

Band 4. **Annette von Droste.** Von Dr. Carl Busse. Preis 3 M.

Band 5. **Corona Schröter.** Von Heinrich Stümcke. Preis 3 M.

Band 6. **Charlotte von Schiller.** Von Jakob Wychgram. Preis 3 M.

Band 7. **Maria Stuart.** Von Professor Dr. Ed. Heyck. Preis 3 M.

Band 8. **Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans.** (Die Pfälzer Liselotte.) Von Professor Dr. Jakob Wille. Preis 3 M.

Band 9. **Die Jungfrau von Orleans.** Von Charlotte Lady Blennerhasset. Preis 4 M.

Band 10. **Bettina von Arnim.** Von Karl Hans Strobl. Preis 3 M.

Band 11. **Johanna von Bismarck.** Von Professor Dr. Ed. Heyck. Preis 4 M.

Band 12. **Frau Rat. Elisabeth Goethe, geb. Textor.** Von Johannes Höffner. Preis 4 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

:: Durch alle Buchhandlungen. ::

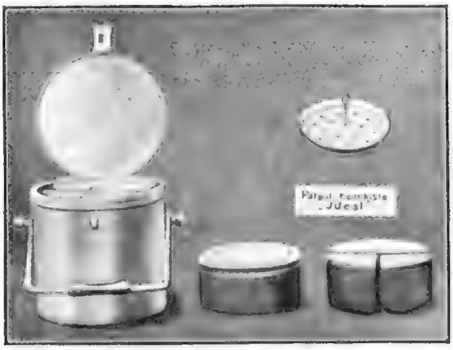
Für Luftschiffer, Automobilisten, Segler, Ruderer, Jäger von grösstem Interesse:

Ideal-Kochkiste mit Picknickeinrichtung

Zahlreiche Anerkennungen hoher und höchster Herrschaften.

In **geschmackvoller Segeltuchtasche** mit **hocheleganten Lederetui** für Bestecke, Teller etc.

Geschlossen in Segeltuchtasche.



Die **Kochkiste** für sich ist im **Haushalt** die denkbar praktischste und zweckmässigste.

Keine Auspolsterung — alles abwaschbar!

Preis der Kochkiste allein:
Grösse I m. 2/1 4/2 od. 8/4 Töpfen M. 22.— 25.—
„ II „ 1/1 2/2 „ 4/4 „ „ 15.— 16.—
(Töpfe nach Belieben zu wählen.)

Picknickkochkiste mit Einrichtung in hochelegauter Ausführung M. 60 — 100.—.

Man verlange Prospekt von

Fa. Hertwig, München-Schwabing
:: Fendstrasse 2. ::

Jederzeit warmes Essen (bis 8 versch. Speisen) **ohne Feuer.**

Offen.

Für die Anzeigen verantwortlich: G. Schräpler in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Hierzu Extrabeilagen vom Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H. in München, von G. Rüdenberg jun. in Hannover und betreffend München und Oberammergau 1910.

Amsterdamer Waisenhausmädchen.

Gemälde von N. van der Waay.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXIV. Jahrgang 1909/1910 — Heft 7. — März 1910

Conrad Pilater. Roman von Jakob Schaffner.

Erstes Kapitel.

Es war zur Zeit eines dunkelsonnigen Spätsommers, als ich, affenjung und flaumbärtig, das Moseltal hinauf wanderte, unter Schlössern und Weinbergen vorbei, durch Weiler und Städte immer hinter meiner regenbogenfarbigen Sehnsucht her. Die Sonne stand am Himmel wie eine schöne vorzeitige Witwe; zu erfahren, um noch einmal Frühling machen zu können, aber noch lange nicht alt genug und gesonnen, das Welthausregiment aus den Händen zu geben. Allenthalben, wo ich durchgekommen war in deutschen Landen, strahlten die Höhen, glänzten die Wälder und leuchteten die Täler mit Wiese, Garten, Busch und Baum in Schmuck und Reichtum. Überall wuchs es und dehnte sich und gewann Gestalt und Farbe. Der letzte Weinstock trug seine Last Trauben, und der hinterste Apfelbaum hatte sich in seinem Waldwinkel mit einer Krone voll Früchte heraus gemacht. Die Fruchtbarkeit lag wie ein Rausch auf der Welt, aber die Menschen gingen darin herum, als glaubten sie nicht recht daran, oder als seien sie in Verlegenheit wegen ihrer Sünden. Manchmal war auch eine plötzliche übertriebene Regsamkeit an ihnen, und ab und zu schwirrte, wie von einem Bogen geschnellt, ein übermütiger Freudenruf eine Talschaft hinauf, um ebenso unvermittelt zu verstummen.

Aber zwischen den atmenden Vorherbstgeschäften stand schon ab und zu jenes fragende Unterhorchen, jenes heimliche Vorausahnen eines Abschieds, von dem noch niemand spricht und an den noch niemand denkt. Dann ging durch all das Lachen und Regen ein nachdenkliches Brauensenken, und durch die Beleuchtung lief ein Schwanken wie vom Herabschrauben eines Lichtes. Und dann hatte die schöne vorzeitige Witwe am Himmel ihre tiefsinnige Stunde. In den Thüringer Landen, aus denen ich herkam, hatte ich's zum erstenmal über einem Wald schweben sehen, fraghaft, dunkelhell, daß ich nicht wußte, was es war, ob es mir gleich mit kühlen Händen deutlich ans Herz rührte. Darauf war's mir eines Abends mit ungewissem Zwielichtflügel im Spessart aus einem Tal vor den Augen aufgeflogen, in sich hineinzaudernd wie aufgescheucht; das hatte da gesessen und heimlich dem Jüngstvergangenen nachgebrütet. Überm Rheintal sodann glühte es schon in offenen Lichtern unverhohlen zwischen dem stehengebliebenen Sommerglanz. Wer Augen hatte dazu, der sah es, und wessen Seele nicht im Räderwerk der Alltäglichkeit mitschnurrte, der vernahm den leisen Gesang der Vergänglichkeit, der über der Weite schwebte.

Kochem, die fröhliche Mühlenstadt, lag schon Tagemärsche hinter mir, auch Trier, die Bewahrerin wundertätiger Heiligtümer. Bereits war von Luxemburg her das junge Diedenhofen passiert mit seinen Wällen und Waffenplätzen, und nun erhob sich

mit jedem Schritt das trotzige Metz höher und schroffer aus der Ebene. Dunkelviolett lagerte sich die schicksalsreiche Lothringerfeste vor den goldenen Südwesthimmel, und ihre Türme und Basteien zeichneten sich scharf von dem weichen Hintergrund ab. Hinter dem Dom sank die Sonne. Eine Handvoll Schönwetterwölkchen, die davor aus dem Stegreif ein Inselreich bildeten, erglühte in lichthellen Messingtönen; aber der durchbrochene Turmhelm des Domes war bis unter den obersten Knauf von einer ruhigen Goldglut erfüllt. Bald trug mir die Luft auch vielstimmiges Feierabendgeläut zu. Stadther zog mir singend eine Gesellschaft junger Leute entgegen. Sodann kam ich an vier Kapuzinerpatres vorbei, die vom deutschen Kaiser sprachen, überholte einen Schleppdampfer, der die Mosel hinaufstrebte mit zwei Kohlenkähnen, und wurde nacheinander von drei, vier heimkehrenden Herden umklingelt.

Von all dem Singen und Läuten ging ein leises, glückliches Dröhnen durch die Luft, das seine Wellen bald auch in meine grasgrüne Seele hineinspielte. Ich war frei, fröhlich und gesund, und darum empfänglich für jeden erfreulichen Eindruck. Es war mir leicht ums Herz, und wie ich nicht eben schwer an meinem Dasein und an meinen Erfahrungen trug, so drückte mir auch meine irdische Habe, die ich in ihrem ganzen Umfang im Ränzel mit mir führte, nicht sonderlich auf die Schulter. Etwas Schusterwerkzeug, ein Hemd, ein Paar Socken, zwei frische Papierkragen, eine Mundharmonika und ein zusammengelegter Zeitungsroman: das machte mein Besitztum aus. Kamen noch hinzu der Anzug, den ich am Leib trug, meine guten Ausweispapiere und ein paar selber gemachte Gedichte.

Durch das Moseltor zog ich darauf unterm frühen Mond in die Stadt ein, wo ich mich gewohnterweise von Schutzmann zu Schutzmann nach der Herberge durchfragte. Über kleine Plätze mit blauen Schlagschatten und durch enge Gewerbsstraßen gelangte ich so in eine kühle Seitengasse, trat irgendwo durch einen halbhellen Torbogen, wurde dort durch eine gotische Leitschrift und mehrere gefiederte rote Pfeile eine Wendeltreppe hinauf und einen schmalen Gang entlang geführt, und kam endlich in einen hohen dämmerigen Raum, in dem mir vor allem drei kleine farbige Bogenfenster und ein dunkel geschwungenes Deckengewölbe auffielen. Darunter standen eichene Tische auf gekreuzten Beinen; auf den einen oder andern fiel von den Fenstern her ein farbig gedämpfter Lichtstreifen und beleuchtete dort allerlei wunderliches Steintrinkzeug. Das Gemurmel der Gäste hallte von der steinernen Wölbung an die Wände und von den Wänden zu den Gästen zurück. Ein Kapuzinermönch schritt langsam zwischen den Tischen hin und her; ein anderer stand hinter dem Schenktisch, über dem eine kleine Hängelampe brannte. Vom Winkel gegenüber leuchtete ein silbernes Kruzifix durch das wallende Tabaksgewölk, und auf den Fenstern glühten im letzten Tagesschein die blauen, grünen und gelben Gewänder von allerlei gemalten Kirchenheiligen. Die Räumlichkeit gehörte zu einem Kloster, dessen Mönche neben anderem auch dem Betrieb einer Herberge für reisende Handwerksburschen vorstanden, einer Unternehmung, die sonst mehr einen Zweig der evangelischen innern Mission vorstellt. Das ganze kräftig ausgesprochene katholische Wesen machte aber einen entschiedenen Eindruck auf mich jungen Protestanten. Das sah mir alles so rechtmäßig, dauerhaft und gesetzlich entgegen, daß ich mich still und kleinlaut in einen Winkel setzte. Als der aufwartende Mönch zu mir trat, bestellte ich ein Glas Bier und einen Teller Bratkartoffeln, was ganz ordentlich zusammen schmeckt, zumal wenn man noch eine in einem Metzgerladen um Gottes willen erworbene Wurst daneben zu legen hat.

An allen Tischen saßen gemächlich zusammengewürfelte Gruppen, die sich übersichtlich in Kartenspieler und Disputanten schieden. Dazwischen konnte auch einmal ein einzelner Briefschreiber oder ein Zeitungsleser gezeigt werden. Übrigens hatte aber das Ganze doch ein anderes Gesicht, als in früheren Zeiten, da noch die Zunftordnung dem Wesen Linie und Zug gab und der Handwerksbursche durchaus ein Kulturträger und als solcher allerorten ein willkommener Mann war. Denn wenn nun auch die stellenlosen Elektriker, Feinmechaniker und Schreiber einen modernen Ton in die Lokalität brachten, so

spiegelte sich darin schon zu deutlich die Seßlosigkeit der Gesellschaft wider. Geprahlt wurde zwar nicht weniger als früher, und das alte Gesellenlatein lebte unverloren weiter: aber die Beschaffenheit der Leute, die die putzige Sprache nun mit einer überlauten Dreistigkeit handhabten, gab ihr einen windigen, flunkerhaften Charakter, den sie von Haus aus nicht hat. Die noble Proletarität tat, als ob sie nicht nur die Sprache, sondern das ganze Wandern überhaupt soeben erfunden hätte, führte auf der Landstraße und in den Pennen das große Wort, und brachte uns andere rechtschaffene und eigentliche Handwerksburschen durch ihre freche Bettelhaftigkeit bei den Leuten um alles Ansehen. Gerade heute hatte ich mit einem solchen Bruder meinen Ärger gehabt. Vor Diedenhofen war er zu mir gestoßen und hatte gleich gesagt, es gehe am besten, wenn man zu zweien Klinken putzen gehe. Betreffend das Metier gab er an, er sei Schriftsteller und Kritiker, aber bloß im Winter, im Sommer sei saison morte, und da studiere er so das Volk, worüber er dann Aufsätze mache. Und ich solle ihn jetzt nur machen lassen mit dem Fechten. Er kannte sich auch wirklich aus, viel besser als ich. Im obersten Stockwerk fing er an, damit, wenn wir weggefegt wurden, wir gleich ins untere fielen. Und hängen blieb so immer etwas. Das ging, bis wir bei einem Polizisten anklingelten, der kein Schild an der Tür hatte. Da machte sich der Kritiker aus dem Staub mit der ganzen Einnahme, und ich konnte mich gerade noch zur Not herauslügen. Vom Kritiker bekam ich nichts mehr zu sehen.

Aber wie ich nun meine Kartoffeln aß, kam er mit zwei andern mießen Kunden zur Tür herein geschlezt, und sie waren alle hochgemut. Man hätte ihn nehmen und gehörig verpudern sollen; leider war er stärker als ich und zudem zu dreien. So begnügte ich mich damit, meinen Nachbarn die Frucht zu weisen. So kamen wir ins Sprechen. Weil von Diedenhofen die Rede gewesen war, so stellte es sich heraus, daß ich von Koblenz kam und im weiteren von Leipzig und von Prag. Der Nachbar war von Königsberg. Beim genaueren Ansehen bemerkte ich auch, daß er zu einem ganz besonderen Aufgebot gehörte; ich hatte ihn ja nur blind angeleiert, weil er gerade neben mir saß. Da sah ich nun einen blondbärtigen, nahezu großen Mann von einer Art und einem Aussehen, daß ich ihn weder den duften noch den mießen Kunden zuzählen durfte. Er hatte ein schönes, regelmäßiges, studierhaftes Gesicht, aus dem ein Paar stille Blauaugen schier schwermütig in die Welt sahen. Die Hände, mit deren einer er eine holländische Tonpfeife hielt, waren von kräftiger und reiner Bildung. Er sprach ein schönes glockenhelles Deutsch; seine Ausdrucksweise war ungewöhnlich und anschaulich; seine Kleidung allerdings hätte ohne Ehrverlust mit der meinen ausgewechselt werden können; es hätte sich dabei weiter nichts ereignet, als daß ich in seiner Jacke und die meine an ihm verloren gegangen wäre.

Allmählich gelangten wir in andere Gespräche. Es lebte etwas im Wesen meines Nachbars, das bewirkte, daß schon die alltäglichen Dinge ein anderes Aussehen empfingen, wenn er sie ansprach. Sobald freilich einmal eine der vornehmeren Tatsachen gestreift wurde, als wie Religion oder Wissenschaft, so merkte ich bald, daß er lange schon heimatberechtigt war in Gebieten, über die in mir erst ein paar törichte Kalkulationen umgingen gleich Begehrlichkeiten nach den süßen Äpfeln und schönen Steinen, die ich dort vermutete. Aber er war nicht hochmütig. Mit der Zeit kam ich sogar dazu, daß ich ihm bekannte, Gedichte zu machen, fühlte jedoch hier zum erstenmal, daß man der tagmäßigen Wirklichkeit mit einem solchen Ergebnis ziemlich unglücklich gegenüber stehen kann. Mein Nachbar erblickte aber etwas in dem Umstand, daß derartiges überhaupt von mir betrieben wurde, und es ergab sich für mich in der Folge das wichtigste Gespräch daraus, das noch je unter meiner Teilhaberschaft stattgefunden hatte.

Das kam so.

Mein Nachbar, der Franz Reske hieß, war allem Hören nach reichlich in der Welt herumgekommen. Es gab manche Stadt in deutschen Landen, die wir gemeinsam kannten, und wir konnten uns von mancher Landstraße die Dörfer, Wälder und Hügel gegenseitig aufzählen, an

20*

denen sie vorbeiführte. Auch kannte ich mich in seiner Heimat aus, wo ich mich just den letzten Winter aufgehalten hatte, blieb aber von allerhand Wissenschaften, nach denen er mich fragte, die Auskunft schuldig. So wollte er erfahren, wie es mit dem Theater stehe, ob man dort den Orchesterraum vergrößert habe; aber ich war überhaupt noch nie in einem Theater gewesen, weder in dem der Königsberger, noch sonst in einem. Auch vom Museum konnte ich weiter nichts berichten, ob ich gleich einmal drin gewesen war, und von der Kunstakademie wußte ich überhaupt nichts. Reske sagte nicht grad und nicht krumm dazu, aber mich wunderte es, was denn an diesen Anstalten wichtig sei, daß ein ernsthafter Mensch zuallererst nach ihnen fragte. So weit ich erfahren und gelernt hatte, dienten sie nur dem Luxus, der Augenlust und der Hoffart; nach alledem sah aber Reske nicht aus. Sobald daher eine Gelegenheit ankam, rückte ich mit meinem Zweifel heraus.

Reske tat ein paar nachdenkliche Züge aus seiner Tonpfeife, drückte mit dem kleinen Finger die Asche tiefer in den Kopf und fragte mich, was ich sonst in Königsberg gesehen habe und woran ich mich überhaupt erfreue und erbaue.

„In Königsberg," entgegnete ich, „hat mir das Haff gefallen und dann das Meer und im Winter das schöne Eis. Sonst höre ich gerne Regimentsmusik und lese Geschichten, wenn mir solche vorkommen. Auch freue ich mich an den Menschen, wie sie alles machen und einrichten. Der Frühling freut mich und dann der Sommer, überhaupt alle Jahreszeiten und was es sonst gibt auf der Welt. Aber das Schönste ist das Wandern."

Reske nickte stillbesonnen. „Sehen Sie, da leuchten Ihnen nun die Augen in Erinnerung an das Erlebte und in Erwartung des Künftigen. Aber Erinnerung und Erwartung, das ist auch die Kunst, an das Göttliche zu glauben und das Gute zu wollen."

Nämlich so und so, und es sei viel Begnadung dabei und Passion. Auch Frömmigkeit. Nicht solche, die gepredigt und in den christlichen Männervereinen geübt werde, sondern Welt- und Lebensfrömmigkeit. Entweder einer sage zu allem, es sei göttlich, und so einer lebe reich und in Ehrfurcht, wie zum Beispiel Goethe; oder er sage weise und fröhlich allem ab, um seiner Seele zu leben, wie Buddha in Indien. Kunst das sei eine Welt, eine Schöpfung über der Schöpfung. Man könne eigentlich nicht zu Erkenntnissen darüber kommen, aber jedes neue Kunstwerk bedeute ein Hauptereignis auf der Welt.

Es war Nacht geworden. Die große Hängelampe, die von der Decke herabhing, glühte überm Tabaksqualm, wie der Mond überm Winternebel. Und je nachdem sich in der Tiefe einer regte, wallten in der Höhe die umgoldeten Rauchschwaden hin und her, verhüllten den Kruzifixus in der Ecke oder traten davor zur Seite, flossen verloren an den Wänden hinauf oder strichen nachdenklich am Lampenmond vorbei. Das Klosterglöcklein läutete, die beiden Mönche zogen ihre Rosenkränze hervor und begannen zu beten, der eine hinter seinem Schenktisch, der andere im Umherwandern von Tisch zu Tisch. Wenn wo ein Bierkrug leer wurde, so nahm ihn der geräuschlos mit und trug ihn zum Füllen an den Schenktisch, wo ihn der andere unter den Hahnen hielt, bis er voll war; dann trug ihn dieser langsam und ernsthaft zu seinem Eigner zurück, nickte ihm unterm Beten ein Prosit zu und ging weiter. Fort und fort sang das Klosterglöcklein; dumpfer tönte weiterhin das Betzeitgeläute von den Türmen der Stadtkirchen durcheinander; und aus seiner Ecke heraus schimmerte mild und tröstlich der silberne Leib des Erlösers.

In meiner Seele sah es aus wie im Zirkus bei der Kindervorstellung. Denn da ich mir die Dinge, die ich von Reske vernahm, flugs in meine Ideenwelt übertrug, und mit meinen unzulänglichen Mitteln, die seit der Kindheit immer dieselben geblieben waren, phantasiemäßig nachgestaltete, so nahm der ganze Aufzug ein höchst possierliches Aussehen an. Die schnurrigsten Wunsch-Herrlichkeiten wuchsen dutzendweise aus dem Boden heraus. Sternschnuppen, Glühwürmer, Edelsteine und Glasmarmeln wurden alle mit derselben Bewunderung besehen und eingehandelt und sorglich zwischen Seidenpapier in Schachteln verpackt. Dann geboten die Patres Feierabend. Reske sagte mir gute

Nacht und erhob sich, um unter Führung des Jüngeren seine Zelle zu gewinnen, während ich mich dem Haufen zugesellte, der sich auf das Gebot des Älteren versammelte.

Von Reske hatte ich erfahren, er beabsichtige, vorderhand in Metz zu bleiben, und wir hatten uns getrennt in der Erwartung, uns am nächsten Morgen noch einmal zu sehen, ehe ich meine Schritte weiter setzte. Diese letztere Ansicht schien mir aber nicht halb so gewiß; vielmehr stellte ich mir bereits die Frage, ob nicht in Metz Arbeit zu suchen sei, hatte sie auch schon mit Ja beantwortet, indem ich sie mir überhaupt stellte.

Der Pater führte uns durch einen Kreuzgang in einen großen Raum, der auf seltsame Weise diagonal viergeteilt erschien durch eine Säule, die in der Mitte des Saales das schwere Deckengewölbe stützte, und von der nach den vier Winkeln hoch geschwungene und mit allerlei Wappen und Ornamenten verzierte Kränze ausliefen. Noch wunderlicher als in der Gaststube hallte hier das gesprochene Wort von den Mauern zurück. Statt verschiedener kleiner war gegenwärtig ein einziges dreigeteiltes Bogenfenster vorhanden, durch dessen geöffneten linken Flügel gerade aufs Klostertürmchen gesehen werden konnte. Der Mond schob schräg durch die Öffnung einen schmalen Lichtstreif, der auf der Hinterwand unseres Schlafsaales aufstand und dort eine weinende Steinmasse beschien.

Wir lagen etwa unser zwanzig junge Wandervögel in schmalen Klosterbetten unter den wuchtigen Steinwölbungen gereiht; doch dachten wir, so groß auch der Widerspruch war zwischen der mächtig ausdrucksvollen Umgebung und unserer eigenen leichten Fahrhaftigkeit, eher an alles andere als an die Vergänglichkeit des Irdischen. Zwar hatten die Trägen und Übermüden ohne Aufenthalt zu schlafen angehoben; dafür füllte aber das Geplauder der anderen fast die ganze Nacht. In meiner Nähe erzählten sich zwei von ihrer Heimat, wobei sonnige Halden und silberhelle Bäche durch das nächtliche Dunkel glitten und alte Männlein und Weiblein herumsaßen und nach dem flüggen jungen Volk aussahen, ob's denn noch nicht heimkommen wolle. Als die still waren, kamen andere zu Wort. Die machten ein Getöne von den Abenteuern, die ihnen der Tag gebracht hatte. Die Erlebnisse flogen schwarmweise herum wie die wilden Tauben, und jede hatte ein Erfahrungskörnlein im Schnabel, daß man nur den Hut unterzuhalten brauchte, so ließ sie's darein fallen. Weiterhin in einer Ecke, wo die Dunkelheit am größten war, hörte man kunterbunt durcheinander von Napoleon, Luftschiffen, Häckel und russischen Zuständen disputieren.

So ging die Nacht herum. Um neun Uhr läutete die Klosterglocke; bald darauf tönten Orgelspiel und Männerchorgesang. Sachte gingen mir die Augen zu; dann wurden nacheinander die Traumlichter dahinter angesteckt, und das farbige Spiel hatte wieder einmal seinen Beginn.

Als einer der ersten kam ich am andern Morgen ins Gastzimmer hinab. Meinen Bekannten traf ich noch nicht vor. Dagegen fand ich auf der schwarzen Tafel eine freie Stelle meines Zeichens ausgeschrieben. Ohne den Morgenkaffee abzuwarten ging ich nach der angegebenen Straße, wo ich freilich auf das Erscheinen des bequemen Meisters lange warten mußte. Dafür wurden wir zwar um so schneller handelseinig. Als ich aber nach getroffenem Übereinkommen nach der Herberge zurückkehrte, erfuhr ich, daß Reske inzwischen ausgegangen sei; er habe nach mir gefragt und, unzufrieden über den Bescheid, daß ich wohl nach Zusammenfechtung eines Frühstücks meinen Stab weiter gesetzt haben werde, das Lokal verlassen. Da wollte ich immerhin auf seine Zurückkunft warten, um ihm bekannt zu geben, daß ich dableibe. Aber der Vormittag ging völlig leer vorbei, und die Mittagsglocken brachten auch nichts Neues. Bloß daß der Meister nach mir zu sehen kam, dem ich mich am Morgen verdingt hatte. Ich hoffte immer noch Reske am Abend in der Gaststube wiederzufinden. Aber auch diese Erwartung ging aus den Nähten. Und nachdem ich noch eine ganze Woche lang jeden Abend in der Herberge zugebracht hatte, mußte ich die Hoffnung auf ein Wiedersehen endgültig hintern Ofen stellen.

Zweites Kapitel.

Die Glocken der Stadtkirchen und des Domes begannen eines Werktags an mei-

nem neuen Platze zur Frühmesse zu läuten. Da nahm ich das für eine Einladung für mich und schlug den Weg nach dem Dom ein. Vor dem Portal knöpfte ich mir den Rock zu, weil es nun gottesfürchtig hergehen sollte. Der größere Teil des Schiffes stand dunkel. Nur ganz vorne dämmerte das ewige Licht. Vor einem Seitenaltar versah ein früher Priester den Meßdienst. Acht Kerzen brannten dazu, und zwei Meßbuben läuteten um ihn herum. Eine Schar alter Weiblein und schlafloser Greise kauerten auf den Steinfliesen und in den umstehenden Bänken. Weiter hinten in einer Bank saß noch ein einzelner Mann, aber der betete nicht und schien an der Handlung auch sonst keinen Teil zu nehmen. Er hatte den Kopf in den Händen vergraben, und man konnte nicht wissen, brütete er so über einem Kummer und Zorn, oder war er ein Obdachloser, der hier ein Morgenschläfchen hielt.

Der Priester betete, sang, las und sang wieder. Die Meßbuben schwangen die Rauchfässer, schüttelten die silbernen Schellen. Das Gemeindlein murmelte und bekreuzte sich, und die Rosenkränze klirrten leise.

Die Messe kam zu Ende. Der Priester nahm sein Meßbuch untern Arm und ging davon. Die Meßbuben folgten. Unterweilen verzog sich auch die Gemeinde, und der Küster erschien, um die Kerzen auszulöschen. Als ich mich wandte, um den Platz zu räumen, sah ich, daß der abseitige Mann noch in seiner Bank saß. Aber jetzt hob er das Gesicht von den Händen, und da war es Reske. Mit einem großen Blick sah er mich an. Dann erstickte die letzte Flamme unter dem bestielten Blechhütchen des Küsters.

Unter der Tür trafen wir uns. Er schien nicht weiter verwundert, daß ich noch in Metz war, sondern sagte, es sei recht, daß wir wieder zusammengekommen seien, und ich solle mit ihm nach Hause gehen, um einen warmen Tee zu nehmen. Als wir dahin kamen, war sein Zimmer warm und das Feuer brannte hell auf im Kamin. Aber sein Bett stand unberührt da. Er wies mich aufs Sofa. Und während er die Teemaschine in Gang brachte, begann er mich nach meinem Ergehen zu fragen, und ob ich wieder ein Gedicht gemacht habe seither. Womit ich freilich aufwarten konnte, sogar mit einem langen. Da sagte er, ich solle es ihm heute abend bringen, wenn ich Feierabend habe. Ich möge nur ganz herzhaft auftreten und überhaupt alles mitbringen, was von Versen und sonstigem Schreibwesen von mir in meinen Händen sei. Es war viel richtige Teilnahme in ihm, aber auch Düsterkeit. Auf seinen blauen Augen lag ein Schatten, und wenn er lächelte, so tat es einem auf eine Weise weh. Er sah auch um zehn Jahre älter aus, als in der Kapuzinerherberge. Es fuhr einem von ihm aus merkbar über die Augen, daß man gleich nach einem Geheimnis ausschaute, das bei ihm stehen sollte Reske wollte wissen, wie ich in seine Kirche gekommen sei, und was für ein Eindruck mir dorten geworden? Wie ich mich zu meinem eignen Bekenntnis stelle? Dann redeten wir noch eine Weile über Religion überhaupt, das heißt, er redete, und ich hörte zu, konnte auch gar nichts Klügeres tun, denn er hatte schon viel über die Frage nachgedacht und ich noch nichts. Doch habe ich alles vergessen, was er über dies Thema sagte.

Als es Tag war, begab ich mich nach meiner Arbeitsstätte. Das Leben schien mir jetzt um viele Einzelheiten erträglicher, als die ganze letzte Zeit her. Zwar des Meisters Kaffee, den er auf dem eisernen Ofen kochte, war nicht besser als sonst, aber ich konnte mich gut und gern mit dem Tee trösten, den ich schon gehabt hatte. Zum Mittag kochte er dann einen Kartoffelmantsch mit eingeschnitzeltem Hering, was immerhin das stilvollste Gericht darstellte, das aus seiner Küche kam; er gehörte zur Zunft der Hagestolze. Auch regte es mich heute weniger auf, daß er immer die drei gleichen Lieder sang und endlos dasselbe Thema von den Weibern verhandelte, wie denn kein Mensch mehr über Weiber spintisiert, als ein Junggesell. Aber als es gegen den Feierabend ging, machte ich kurzen Schluß und schenkte dem Meister das Abendessen. Auf dem Estrich packte ich sodann meine gesammelten Werke in ein Viertelszeitungsblatt und machte mich auf den Weg.

Reske schien auf mich gewartet zu haben. Auf dem Tisch sang die Teemaschine. Auch standen die Gläser schon bereit nebst einer

Zuckerdose und einem Teller mit Gebäck. Nach den ersten Eingangsfragen kamen meine Gedichte zum Vorschein. Unter Teetrinken und Kuchenessen wurde eins nach dem andern gelesen und besprochen. Zwischenhinein mußte ich Auskunft geben über meinen Lebens- und Bildungsgang, worüber nun allerdings nicht viel Besonderes zu melden war. Dann fragte er, ob ich ihm meine Gedichte ein paar Tage lassen und dafür ein Buch von ihm zum Lesen mitnehmen wolle? Welches er dann vom Regal nahm, das neben dem Tisch an der Wand stand. Er bewohnte ein Zimmer im zweiten Stock eines mittleren Hotel garni, hinten hinaus mit der Aussicht auf die Mosel, die unten vorbeifloß, und jenseits der Mosel auf den Theaterplatz mit dem Theater. Das Hotel war wohl früher ein feines Patrizierhaus gewesen, und Reskes Zimmer sah so aus, als habe es einmal schönen Frauenzimmern als Boudoir gedient; aber es befand sich alles in einem ziemlich verwahrlosten Zustand, und wenn nicht das Feuer im Kamin gebrannt hätte, so wäre das Ganze eher zum Nachdenklichwerden gewesen; denn es half nicht, daß auf dem Kaminsims eine vergoldete Standuhr der angenehmen Einbildung aufhelfen wollte; die Uhr ging nicht.

Es war an diesem Abend lange nach Mitternacht, als ich mich verabschiedete. Reske entließ mich mit der Aufforderung, am nächsten Tage wieder zu kommen, was ich mit Freude versprach. Denn hier war mir eine Bekanntschaft zugezählt, ganz persönlich und eigentümlich; es machte mir einen starken Wertzuwachs aus, daß ein so gelehrter und feiner Mann so umtunlich mit mir verkehren wollte.

Es regnete, aber das tat nichts. Als ich gegen das Haus kam, zwirnte es freilich stärkere Fäden. Aus den Zwirnsfäden wurden dann Schnüre, die Knoten darin blieben auch nicht lange aus, und auf den Dachziegeln über meinem Kopf hatte es noch nie zuvor so toll geklappert und gegurgelt. Aber auch das störte nicht weiter; nachdem ich dem Wesen ein Weilchen zugehört hatte, drehte ich mich auf die Seite und schlief ein.

Am zweiten Abend erschien ich etwas zeitiger bei Reske; das hatte zur Folge, daß ich ihn über der Arbeit traf. Allerlei Schriftstücke bedeckten seinen Tisch, und ich sah gleich, daß auch Gedichte dazwischen waren. Er begann zwar sofort zusammenzuräumen; doch ging es nicht so schnell, daß ich nicht einen Vers lesen konnte, der mir gerade zulag. Er lautete folgendermaßen:

O donna mia cara!
Da nahten wieder die Gestalten —
Umsonst, ich banne sie doch nie.
Ach, als sie bleich vorüberwallten
In unerlöster Melancholie:
Die mir am letzten glückte, festzuhalten,
Sah ich am klarsten: sie.

Mein Herz machte sofort linksum, dieser Klage und Neuigkeit zu. Zwar verschwand das Papier sogleich unter anderes hinein; aber ich merkte außerdem auf einen Schlag den Unterschied zwischen Jungenversen und Männerversen; von dieser Art hatte ich allerdings nichts zu reimen, wünschte es aber herzlich, und wenn der Anlaß noch so traurig sein mußte. Reske hatte keinen Mangel an Stoff, Klage und Gedanken; das ging mir erst recht auf, als ich besser mit ihm vertraut wurde. Da machte er mich selber mit dem oder jenem Gedicht bekannt, und was er mir nicht eigentlich vorlegte, das hinderte er mich doch nicht, kennen zu lernen. So sah ich mit der Zeit die verschiedensten Arbeiten, Fragmente, Skizzen, Versdichtungen und Entwürfe. Dazwischen lag immer einmal eine Federzeichnung von seiner Hand. Manchmal war am Rand eines Manuskriptes eine Gestalt mit Stift oder Feder. In andern Fällen hatte ein Gedicht die Aufgabe, einen leicht hingeworfenen Frauenkopf zu grüßen. Nicht selten erhielt ein solcher Gedanke einen weiteren Ausdruck durch Musik, indem die eine oder andere Zeile mit Noten versehen war. Immer schien es mehr oder weniger dasselbe Frauengesicht, dem ich auf den Blättern begegnete; ich hätte die Dame erkannt, wenn ich ihr auf der Straße begegnet wäre, und von ihrem Wesen war aus Reskes Gedichten eine lebhafte Empfindung über mich gekommen. Ich stellte sie mir vor: dunkel, schön, vornehm, von einer klaren, ganz durchsichtigen Holdseligkeit. Am häufigsten kehrten ihre feinen Züge wieder in einem starken Heft, das ein Trauerspiel enthielt mit dem Titel „Ahasver". Ich habe nur immer von weitem

dreinsehen dürfen. Da wechselten ganze Strecken lang umschichtig Noten und Farbenskizzen ab. Jede Seite war auf eine andere Art eingerahmt. Mitunter kam ein ganzes Bild, da war dann kein Text dabei. Und wo Geschriebenes stand, sah es aus wie alte Klosterbücher, so sorgfältig mit Tusche war es gemalt, und die Anfangsbuchstaben vor neuen Szenen waren vergoldet und verziert.

Mit der Zeit verkehrte ich so nachhaltig bei Reske, daß ich eigentlich fast bei ihm wohnte. Es kam mehr als einmal vor, daß ich nach einer durchwachten Schlafenszeit noch schnell ein Stündchen auf seinem Sofa dämmerte, ehe ich zu meiner Arbeit ging. Das erstemal war es in einer sternenhellen Nacht, und da hatten wir's von den Dingen des Himmels. Reske wies mir die einzelnen Sternbilder und die Könige und Fürsten unter den Sternen. Wir machten einen Gang nach einer Anhöhe bei der Stadt, damit wir den Himmel frei über uns hatten und die Erde unter uns, und er gab mir Nachricht und Ahnung von allerlei großen Werdegängen, Schicksalen und Zeiträumen, und es lag vieles klar und faßlich vor mir, vieles auch nicht. Und manches wußte Reske selber nicht. Wir redeten auch über Gott, und Reske glaubte an ihn, ich aber nicht, und es sagte jeder, wie er es meinte.

Es war manchmal seltsam und schauerlich, bei Reske zu sitzen und ihm zuzuhören. Es schien dann oft, als ob er das Leben nicht besonders liebe; er bewunderte es, aber er trachtete ihm nach der Wurzel, um es dort abzuschneiden. Manchmal redete er über den Tod, und dann hatte ich Augenblicke, daß ich Reske auf eine Art haßte und fürchtete, denn ich meinte, er habe es in der Hand, mich vom Licht abzutreiben, das ich doch so liebte, und mir die Fröhlichkeit des Daseins zu verleiden. Und er sprach doch nur davon, wie er es empfand; wenn ich eine andere Ansicht dagegen aufbrachte, so ging er sofort darauf ein; aber ich wagte es nicht oft. Heute scheint es mir manchmal, als hätte ich mit meinen Gegenreden fleißiger sein sollen. Es gibt viele Menschen, die von einer Ansicht und Empfindung, an der sie leiden, die extreme Seite hervorkehren, um sie widerlegen zu hören, was ihnen dann eine Erleichterung bringt.

Reske besaß eine Menge chemischer und physikalischer Kenntnisse, und manchmal wandten wir eine Nacht an ein Experiment oder ein paar Rechnungen, wobei ich ihm helfen konnte, weil ich im Rechnen gut war. Oder bei den Experimenten verfertigte ich Gerüste und Hilfswerkzeuge, denn er hatte wenig Handwerkserfahrung, ich aber viel von allen Metiers, weil ich doch ab und zu in andere Werkstätten kam und dann die Augen nicht im Sack trug. Am meisten Arbeit hatten wir mit dem Perpetuum mobile, das er suchte mit Rechnungen und vielem Ausprobieren, aber nie ganz fand; manchmal lief so ein Ding eine ganze Minute, aber wenn der Antrieb nicht mehr wirkte, so blieb die Maschine stehen. Meistens war es ein Rad mit vielen Kammern, in denen Kugeln fielen; die sollten das Rad dann durch ihr Schwergewicht weitertreiben. Wenn uns die Kugeln verleidet waren, so probierten wir's mit Wasser, und dann hatten wir am Morgen einen üblen Stubenboden, aber das Rad ging trotzdem nicht. Wir versuchten es auch mit Schwergewichtsverteilungen am Rad selber, indem wir's da leichter und dort schwerer machten, ganz genau nach Reskes Rechnungen. Das Schönste war die Arbeit selber und das Gespräch. Die Geschichte des Perpetuum mobile zum Beispiel ergab Ausschnitte aus der Weltgeschichte, in der Reske gut bewandert war. Vom Einzelnen kam man ins Allgemeine und vom Allgemeinen wieder auf anderes Einzelne. Das Rechnen erinnerte an die Mathematiker; diese führten zu den Astronomen. Mit den Namen Galilei und Kopernikus stand man gleich mitten in der Kirchengeschichte, und das Kapitel der Päpste brachte das Interesse zu Michelangelo und Raffael. Mit der Kunst kam man die Jahrhunderte hinauf und hinunter, und wenn ein rechter Weg durchwandert war, so stand man zum Schluß immer wieder vor dem Perpetuum mobile.

An einem kühlen, sonnigen Novembersonntagnachmittag unternahmen wir eine Kahnpartie auf der Mosel. Geduldig zwischen neugierigen Ufern glitt der Fluß dahin, und über stille Wasserspiegel an Weiden und Binsen vorbei strich langsam unser Nachen. Oft streiften meine Ruder links und rechts ans Randgebüsch, das dann fast

über uns zusammenschlug. Und dann wieder traten die Ufer reichlich zurück und erlaubten einen Ausblick zwischen den Büschen hindurch nach den blauen Bergen und näher auf die Feldfeuer, die überall auf der braunen Ebene brannten. Es war schon ein wenig spät gewesen, als wir aus der Stadt kamen, und als wir auf dem Rückweg wieder unter der Esplanade vorbeiruderten, leuchteten in der Stadt die Lichter. Irgendwo spielte ein Trompeter das Lied von der Mutter: „Wenn Du noch eine Mutter hast.“ Und weit über dem Rhein drüben ging der Mond herauf.

Nachdem wir den ganzen Nachmittag kaum ein Wort gewechselt hatten, begann nun Reske zu sprechen.

„Das ist jetzt so die Stimmung, eine planvolle Träumerei in die Wirklichkeit hinüberzuspielen,“ sagte er mit einem Anflug von Ironie, der ihm eigen war. „Doch vor allem: wir sind arme Teufel, und da steht uns nichts im Weg, Brüderschaft zu machen. Schlag ein. Ich habe etwas auf dem Herzen, das ich nur mit einem genauen Freund abwickeln mag.“

Ich müsse jetzt wissen, daß er so was wie ein herabgekommener Student sei. Seine Eltern hätten ihr Vermögen verloren und ein schiefgelotster Prozeß habe dem Faß vollends den Boden ausgeschlagen, das heißt, er könne es wieder mit guten Dingen füllen, wenn die Appellation durchgehe, die gerade im Werden sei. Nun mache es freilich keine hervorragend heroische Art aus, ein Ereignis abzuwarten, wie sie an ihm zu sehen sei, aber er fühle sich einesteils zu hochmütig und andernteils zu unbrauchbar, um eine Hauslehrerstelle oder dergleichen mit Erfolg zu versehen, und so müsse schon etwas anderes begonnen werden. Und zwar sei hier ein Punkt, wo sich unsere Geschicke berühren. Uns beiden fehlte etwas zu unserem Fortkommen, und merkwürdigerweise gerade jedem das, was der andere besitze. Ihm wäre geholfen, hätte er meine handwerklichen Kenntnisse; anderseits bestehe kein Zweifel, daß mir seine Wissenschaft etwas nützte. Wie es nun wäre, wenn wir einander aushülfen: ich ihn mein Handwerk lehrte und er mich fürs Abiturium vorbereitete?

Wir gingen am besten nach Paris, um zwei Vorteile miteinander zu vereinigen. Denn erstens werde es uns dort zuversichtlich nie an Arbeit fehlen, und zweitens ströme in Paris alles zusammen, was irgend geeignet sei, einen Menschen vorwärts zu bringen. Außerdem sitze man der Sprache gerade an der Wurzel. Am Tage wollten wir miteinander schustern, und am frühen Morgen und nach Feierabend solle studiert werden. Später könne auch allgemach dies und jenes Kolleg für mich eingeschaltet werden an der Universität. Es sei alles gegen nichts zu wetten, daß er in sechs Monaten ein perfekter Schustergesell und ich in zwei Jahren für die Universität reif sei. Ich solle ihn dann nur nicht gleich vergessen vor Hochmut. Das heißt, bis dahin werde sich auch für ihn das Rad wieder ein wenig gedreht haben, und wenn es sich vorher drehe, so werde er mich mitnehmen nach Königsberg, damit der Pakt von seiner Seite nicht unerfüllt bleibe.

Das war Reskes Idee, und sie hatte sofort meinen ungeteilten Beifall. Jetzt mußte also nur kein eigentliches Unglück dazwischen kommen, so war ich in zwei Jahren ein Student, wie er im Buch steht, ging an der Universität mit Büchern unterm Arm ein und aus, leistete Examina, hatte eine bunte Mütze auf dem Kopf und bestand jede Woche eine Mensur.

Am Samstag in vierzehn Tagen wollten wir mit dem Nachtzug von Metz abfahren. Das nötige Geld dazu war vorhanden, denn erstens hatte ich die Zeit her etwas in den Spartopf gebracht, und dann war gerade von einer Zeitung bei Reske ein ziemliches Honorar eingelaufen für politische Aufsätze. Morgen sollte meinem Alten gekündigt werden, und noch heute abend wollte Reske seine Miete aufsagen.

Indem wir mit unserem Kahn dem Land zusteuerten, kam ein Dampfboot den Fluß herauf gefahren mit einer Gesellschaft an Bord. Es wurde die Tage ein Singfest in der Stadt abgehalten, zu dem Vereine von ganz Lothringen, Elsaß und Baden mit der Bahn eingetroffen waren. Die Stadt war nicht eben geschmückt, aber es hatten sich doch einige Türen aufgetan, andere mochten bei späteren Gelegenheiten folgen. Auf dem Schiff freute sich die Sängergesellschaft, die von einem Ausflug zurückkehrte. Das Schiff war bekränzt,

und es schwirrte darauf wie im Himmel. Musik spielte. Und sogleich wurde auch Feuerwerk losgelassen, Sonnen, Schwärmer, Donnerschläge, Pulverschlangen. Und als wir mit unserm dunklen Kahn an der Landung anlegten, fiel eine ausgebrannte Rakete zwischen uns hinein.

Drittes Kapitel.

Einige Tage nach diesen Geschichten fiel mir aus einem Buch, das mir von Reske geliehen war, ein Blatt beschriebenes Papier in die Hand, von dessen Vorhandensein an diesem Ort er sicher nichts wußte, sonst hätte er es vorher an sich genommen. Es schien ein Entwurf zu einem Brief und zeigte ganz Reskes klare Handschrift, so verhängnisvoll der Inhalt auch lautete. Das Blatt war überschrieben: „Liebe, liebe Frau!“ und ging in bewegten Worten weiter, daß es ein furchtbares Verhängnis sei, das sich ihrer beider bemächtigt habe, und daß kein Mensch in diesem Dilemma raten könne, was gut und was nicht gut zu tun. Ja, es verhalte sich so: er sei gefordert von ihrem Gatten, was unbegreiflich scheine. Es sei vielmehr Schlauheit und Niedertracht, indem sich der Verhaßte sage, daß über seinem Grab für sie beide auch keine Rosen mehr blühten. Und da müsse bekannt werden, daß die Rechnung aufs Haar stimme, nach dem, wie Reske die Frau und sich selber kenne; und jener habe ihm noch zum Überfluß bemerken lassen, daß es auch nach seinem Tod Testamente und Skandale gebe für Leute, die Lust hätten, alles zu wagen; hingegen sollten Witwen und Waisen von ihm nichts zu leiden haben, und auch im Fall des Überlebens werde man den Ehrenmann an ihm nicht vermissen. Dieser Satz war aber schon durchstrichen, wie alle folgenden. Er schrieb weiter, da sei es nur zu raten, entweder sich totschießen zu lassen oder zu entfliehen. „O donna mia cara, warum sind wir geboren?“ mit diesem Ausruf riß das Blatt ab. Es sah aus, als ob der Brief nie ins reine geschrieben worden sei. Er war vielleicht in den Zweikampf gegangen, ohne die wahrscheinlich sehr angstvolle Anfrage der schönen Frau beantwortet zu haben. Vielleicht war das Elend und die Wut über ihn gekommen, und er hatte doch scharf gezielt. Vielleicht war er aber entflohen und hatte sich ganz geopfert, damit überhaupt kein Aufstand geschah um das geliebte Leben. Wer konnte es wissen? Aber traurig war's, unsäglich traurig. Man mußte weinen, wenn man an die beiden schönen Menschen dachte. Sie hatten sich gewiß sehr lieb gehabt.

Reske ging in diesen Tagen ganz auf in den Vorbereitungen zu unserer Abreise und zur Verwirklichung unserer Pläne; aber mir war nun das Auge geschärft für die Unterströmungen, die tief unterm Tag seines geschäftigen Treibens ihren eigenen Lauf hatten und im immer gleichen düstern Kreisgang die trostlosen Trümmer einer vernichteten Existenz und Hoffnung bewegten. Doch sorgte Reske dafür, daß ich nicht ganz in Betrachtung und Mitgefühl aufging, denn er machte mir nebenher tüchtig den Kopf warm mit französischen Lektionen. Jede Nacht bekam ich ein frisches Blättchen mit Vokabeln nach Hause. Nebenher gab es Exkursionen ins Lateinische und einige bittersüße Vorgeschmäcke des Griechischen. Und er war nicht der Mann, einem etwas zu schenken, das zur Sache gehörte.

Außerdem wurde unsere persönliche Ausrüstung gesichtet, Fehlendes angeschafft, Überflüssiges, wenn's was wert war, zum Trödler gebracht, daß es wenigstens Geld gab. Daneben hatte ich meinen Kampf mit meinem Meister, der mich merkwürdigerweise nicht fortlassen wollte und überhaupt den ganzen Plan für Flunkerei hielt. Und im Fall, daß doch was dran war, so riet er mir ab, so stark er konnte. Da solle ich viel lieber zu den Husaren gehen. Nachher werde ich Militäranwärter und bekomme dann eine gute Bestallung als Gendarm oder an der Bahn; ich könne auch Jockei werden bei einer Baronin oder Gräfin, da habe schon mancher sein Glück gemacht. Aber als der bestimmte Abend erschien, packte ich zusammen und machte Abschiedsstimmung. Da begleitete er mich an den Bahnhof, und dort weinte er und sagte zu Reske, der dort war, daß er noch nie einen so guten Gesellen gehabt habe, und ich solle nur wieder zu ihm kommen, wenn es schief gegangen sei in Paris.

Dann fuhren wir in die Nacht in das französische Land hinein, bekamen aber von diesem nicht viel zu sehen. Nur daß

etwa einmal eine Straße neben dem Zug herlief mit ein paar Franzosen darauf. Anfänglich tauchten auch noch da und dort die Lichter des einen oder andern Pfarrdorfes aus der Dunkelheit auf und verschwanden wieder. Aber gegen Mitternacht hörte dieses wie jenes auf. Selbst die kleineren Bahnhöfe lagen ohne Licht. Bloß an den seltenen Haltestellen brannten einige schläfrige Petroleumlampen, huschten ein paar Passagiere über den Perron, und trat ein Beamter aus der Bahnhofswirtschaft, um den Zug abzufertigen.

Gegen Morgen wurde es lebendiger. Die Frühglocken läuteten im Land herum. In den Dörfern gingen Lichter ab und zu. Die Reisenden erschienen häufiger; die Kondukteure bekamen zu tun, und öfter kreuzte sich unser Zug mit anderen. Allmählich machten sich die Pariser Stammpassagiere bemerkbar, Beamte, Kommis, Arbeiter und Marktweiber — der Schnellzug war inzwischen einfacher Personenzug geworden. Alle kannten einander. Alle schwatzten zugleich aufeinander ein. Alle rauchen selbstgedrehte Zigaretten, auch die Weiber. Und sie fluchten, Mann und Weib, wie die Bürstenbinder: Sacré tonnerre! Nom de Dieu! Mittlerweile passierten wir St. Denis, die Forts und die Wälle, und endlich rasselte der Zug in die Pariser Bahnhofshalle ein.

Was dann zunächst um uns her vorging, weiß ich nicht so recht. Ich entsinne mich nur eines Dienstmannes mit einem rötlichen Zwickelbart und einen Kneifer auf der Nase, der uns unser weniges Gepäck abnehmen wollte; er sah aus wie ein Maler und hatte eine gewissermaßen geniale Art, sich zu geben; aber wir trugen unser Gepäck selber. Darauf legte sich mir ein verklärter Nebel vor die Augen, in dem jede Einzelbeobachtung erinnerungslos unterging. Reske hatte genug zu tun, mich von der Stelle zu bringen und, war ich im Gang, mich vor Pferdehufen und Wagenrädern zu hüten. Er tat richtige Kindermädchendienste an mir, fackelte aber nicht lange hin und her, sondern sah, daß wir irgendwo unterkamen. So saßen wir schon in der zweiten Stunde unseres Pariser Aufenthaltes im Trocknen. Und in der dritten hatten wir Feuer im Ofen und im Schrank Brot, Schmalz, Salz und gemahlenen Kaffee. Zur Feier des Tages schmorte uns ein Rinderbraten in der Pfanne über dem Spirituskocher. Unser Zimmer befand sich in der Nähe des Vendômeplatzes und hatte grasgrüne Tapeten und einen roten Backsteinboden. An den Wänden hingen fröhliche Pariser Bilder mit jungen Herren und Damen, aber auch die Wirklichkeit ließ sich nicht schwermütig an. Denn als Reske einmal ans Fenster trat, um sich in der Nachbarschaft umzusehen, wurde ihm umgehend eine Kußhand zuteil von einem gegenüberwohnenden jungen Fräulein. Er machte sich aber nichts daraus. Um so eifriger bewegte ich mich nachher unter dem Fenster; aber da machte sich das Fräulein nichts daraus.

Es hoben jedoch nun in Gloria eine Reihe von Tagen an, von denen nichts gesagt ist, wenn man sagt: sie waren schön. Schön ist eine Nase, was nichts, oder ein Mädchen, was nicht viel heißen will, denn man kann es begreifen. Aber die Schönheit in Paris verlebter Wochen kann man nicht begreifen; sie sind wie Musik oder wie ein glücklicher Sommer. Noch am selben Nachmittag unternahmen wir die erste Entdeckungsfahrt durch die Stadt. Nur den Hauptstraßen nach, und mit dem breiten Strom. Nur von außen; hinein wollten wir erst in den nächsten Tagen. Omnibusse, Paläste, Boulevards, Offiziere und schöne Damen spielten uns nun die Ouvertüre. Man kommt bei so was gleich von der Kette. Man wird wild und gefährlich wie ein junger Hund. Man muß sich zusammennehmen, daß man nicht immer lacht oder immer heult vor Pläsier. Wo's am tollsten zuging und am lebensgefährlichsten, da zog es mich immer mitten hinein; Reske konnte nichts dazu tun, als daß er mitging und aufpaßte. Da stürzte zum Beispiel ein Pferd vor einer Equipage, ein Schimmel. Sofort stand ich davor wie eine Vision. Der Kutscher wollte auf das Tier einhauen, aber die Peitsche blieb ihm in der Luft stehen, denn ich war schon in Aktion. Ich hatte einmal in Straßburg gesehen, wie man einem Gaul aufhilft mit Vernunft. Man faßt ihn mit der rechten Hand am Zügel und gibt ihm den linken Vorderarm als Stützpunkt unter das Kinn.

Dann sagt man: „Hü!" und schnalzt mit der Zunge, und das Tier steht wieder auf den Füßen. Das tat ich jetzt alles, wie mich der Geist trieb, und es ging wie am Schnürchen. Sogar der Kutscher wurde höflich und sagte ganz verbindlich: „Merci, Monsieur!" und sonst noch was. Aber ich entgegnete ganz einfach: „O bitte, nichts zu danken!" Stellte mich zu Reske zurück und war wieder ein Mensch, wie andere. Als dann freilich das Coupé vorbeifuhr, freute mich's erst recht, denn da saß eine Dame drin, schön und vornehm wie ein Erzengel, mit einem großen weißen Federhut. Und ein puppengroßes, wunderfeines Naseweischen guckte aus dem Fenster, schüttelte seine blonden Locken und lächelte alle Menschen an.

Wenn die Damen auf der Straße ihre seidenen Röcke aufrafften, so brachen immer ganze Gewitter von weißen Spitzen darunter hervor. Französische Kürassiere gingen dazwischen, echte französische Kürassiere, die man auf schönen Bildern ihre Todesritte reiten oder, mit dem treuen Pferd hinter sich, verwundet aus der Schlacht kommen sieht. An Orten, wo der Verkehr am eifrigsten war, gab es auf dem ganzen breiten Boulevard keinen Quadratmeter freien Platz, und an besonderen Übergängen standen immer zwei Gendarmen zu Pferd mit weißen Marschallstäben in der Hand, die dirigierten das Treiben hinüber und herüber; jetzt mußte die Straße stoppen und dann die andere, und jetzt durfte jener Wagenzug vorrücken und darauf dieser. Hinter einem Rudel junger Herren her, die alle Zylinder und Lackschuhe trugen, Zigaretten rauchten und feine Stöckchen in den Händen schwangen, kamen wir bei der Notredame-Kirche vor. Nachher sahen wir den Louvre, das Kriegsministerium, den Platz der Republik, die Elyseischen Felder und das Marsfeld, wo gerade an einer Weltausstellung gearbeitet wurde. Wir sahen die Kunstschätze in Versailles, im Luxembourg-Palast und im Louvre, und vergaßen Essen und Trinken darüber. Aber schließlich verwirrte ich mich und warf alles durcheinander, und als das Reske gewahr wurde, überließ er mich mir selber.

An einem Abend widerfuhr uns ein eigenartiger Zufall. Wir besuchten ein etwas düsteres Lokal, um auch dahinein zu sehen, setzten uns an einen Tisch und bestellten Absinth. Fast jedermann trank Absinth, Mann und Weib. Es waren auch junge Frauen und Mädchen da mit ihren Männern und Liebhabern; die saßen kreuz und quer durch die rauchige Stube, sangen, lachten und genierten sich vor niemand. Welche von den Mädchen machten sich mit ganz grünen Jungen zu tun, die zum Teil berauscht waren. Und es dauerte nicht lange, so hatten wir ebenfalls Gesellschaft; zwei buntfedrige Zugvögel, die um Absinth zirpten und im übrigen lose Gesten machten. Da stand plötzlich eine alte Frau mit ausgelöschten Augen und grauen Haarsträhnen an den Schläfen an unserm Tisch und hob ihren Arm mit ausgestrecktem Zeigefinger gegen Reske: „Voilà un meurtrier! Voilà un meurtrier!"

Reske wurde weiß wie die Wand. Aber dann hielt er sich nicht weiter auf, sondern bezahlte unsere Zeche und stieß seinen Stuhl hinter sich. Und unter dem Nachsehen der ganzen Wirtschaft gingen wir aus der Tür. Das gab den Anfang einer wilden Nacht, die sofort anhob. Reske sprach zwar kein Wort über den verrückten Auftritt, aber ich merkte wohl, daß es in ihm übel arbeitete. Er trieb mit mir schweigend von Spelunke zu Spelunke. Wir wurden von Betrunkenen und Lümmeln angeranzt, und einmal setzte es Hiebe; wir hätten ausweichen können, aber es schien, als ob es Reske eben recht käme; es dauerte jedoch nicht lange. Nachher saßen uns wilde Mädchen auf dem Schoß, und wir gingen mit ihnen Wein trinken; darauf ließ Reske sie laufen.

Viertes Kapitel.

Die Folge dieser schlimmen Tour war, daß wir am nächsten Mittag unsern fertigen Bankrott besahen, und guter Rat im ganzen Land aufgeschlagen hatte.

Wir waren nach Paris gefahren mit der Vornahme, Arbeit zu nehmen, fleißig zu studieren und nebenher das schöne Leben zu genießen. Nun war die Sache aber nicht einmal umgekehrt gegangen, sondern wir hatten fleißig das schöne Leben genossen, studiert war nichts geworden und Arbeit hatten wir auch keine gesucht. Aber jetzt war die rechte Zeit dazu. Nur daß

die Schuhgeschäfte wegen des milden Wetters nichts zu tun hatten. Einmal hing es ganz nahe, so konnte ich arbeiten; ich war schon daran, mein Werkzeug auszupacken, da kam die Meisterin mit dem Meister an, der mich eingestellt hatte, und verführte einen ziemlichen Spektakel mit ihm, und das Ganze bezog sich auf meine Wenigkeit, ich glaube, weil ich ein Deutscher war. Schließlich gab der Meister klein bei und bedeutete mir, daß ich wieder einpacken solle.

Da machten wir kurzen Umstand und meldeten uns an als Handlanger bei der Weltausstellung, wurden auch ohne weiteres bei der Erdarbeit eingestellt. Reske bekam einen Pickel und ich eine Schaufel, und man steckte uns mitten in einen Schwarm Franzosen hinein, damit wir's gleich recht lernten.

Es begab sich, als wir drei Tage lang Neulinge gewesen waren, daß der Präsident der Republik mit dem Minister der öffentlichen Arbeiten angegangen kam, das heißt angefahren; vor unserer Grube stiegen sie aus. Sie wollten das Wesen in seinem Fortschritt besehen, und die Ingenieure hatten unter vielem Parlieren eine weitverbreitete Sache mit den hohen Herren. Die Franzosen um uns herum schaufelten wie verrückt, weil jeder der schönste sein wollte; aber wir hatten noch keinen Präsidenten gesehen, und so besahen wir ihn uns samt dem Herrn Minister, derweil die Werkzeuge ruhten. Das war jedoch zu unserm Verderb, denn die Herren hatten uns nur eben den Rücken zugewandt, so kam ein Ingenieur auf uns los: „Sie sein gelaßt! Sie steh bäh! wenn gomm Monsieur le President. Nix brauch da, inaus à votre Deutschland, à Berlin! Allez!“

Weil die Weltausstellung in jetziger Jahreszeit der einzige Prinzipal war, der mit Arbeit aufwarten konnte, so war es mit uns in Paris so gut wie Matthäi am letzten. Reske hielt mir daheim zum Trost eine Vorlesung über jenen üblen Hergang, und mit ein bißchen Schadenfreude kamen wir wieder ins Gleichgewicht. Das heißt, aus Frankreich mußten wir hinaus, davon half uns kein Gott. Aber zuvor wollten wir noch einmal im lauen Strom mitschwimmen und parfümierte Luft atmen, soviel die Lunge hielt. Daher kauften wir uns zwei frische Stehkragen und neue Krawatten, und als wir uns damit betan hatten, gingen wir aus und entschwanden auf Deck eines Omnibus aller weiteren Beobachtung.

Es ging gegen Morgen, als wir wieder in unsre Vorstadt kamen, aber unsre Geister waren spiegelklar. Gepackt hatten wir schon am Abend vorher, das heißt, was man so auf dem Rücken mitnehmen konnte, Werkzeug und Wäsche. Die Bücher ließen wir dem Wirt, weil wir ihm mit der Miete davon mußten. Ich schlich in unser Zimmer hinauf und ließ an langen Bindfäden die beiden Bündel zum Fenster hinaus, und Reske nahm sie drunten in Empfang. Dann legte ich den Hausschlüssel auf den Tisch neben die Bücher, und hob mich ohne Geräusch davon. Und unterm ersten Tagwerden fielen wir aus der vielgeliebten Welt- und Wunderstadt ins platte Land hinaus.

Wir hatten noch zehn Sous aus der Stadt herausgebracht, die nach allem Abschiednehmen übrig geblieben waren, damit ernährten wir uns am ersten Tag. Unsre Route lief über Meaux, Epernay, Bar-le-Duc, Toul, Nancy, Saarburg und Zabern nach Straßburg, als der nächstgelegenen deutschen Stadt von einiger Größe und Anziehung. Die erste Nacht schliefen wir auf dem Feld unter einer Gruppe alter Buchen, die frei um irgendein Denkmal standen. Der Vollmond schien hoch herein, hatte aber einen Hof, und ich als Wetterkundiger zeigte an, daß wir Regen bekommen würden. Mit dem Schlafen wurde es allerdings nicht viel. Wir verbrachten die Nacht zwischen Liegen und Umhergehen, und die Zeit füllten wir mit Erinnerungen an die vergangenen hohen Wochen. Aber inzwischen überzog sich der Himmel ganz langsam mit weißen und dann grauen Schleiern, und als es wieder Tag werden wollte, erhob sich ein kalter Wind, und es begann zu regnen. Zwar verzog es sich noch einmal bis gegen Abend; aber bei Beginn der zweiten Nacht setzte es um so wirklicher ein. Es regnete die ganze Nacht hindurch und den folgenden Tag. Und die nächste Nacht wieder und den dritten Tag ebenfalls. Da merkten wir, daß es mit den guten Zeiten

überhaupt vorbei sein solle. Meine Schuhe begannen Wasser zu ziehen, und Reske hatte markgroße Blasen an den Füßen; das gab ein übles Gehen. Für unsern Unterhalt waren wir auf den Wohltätigkeitssinn der Menschen angewiesen, und es ereignete sich dabei, daß das Wort der Bibel: des Menschen Herz sei ein trotziges und verzagtes Ding, noch heute seine Geltung hatte. Wenn uns jemand die Tür vor der Nase zuschlug, so sagten wir, das sei ein trotziges Herz gewesen, und wenn wir fürs Ganze eine gekochte Kartoffel bekamen, so vermuteten wir da ein verzagtes Herz dahinter. Was das Technische der Unternehmung anging, so mußte ich die Klingel ziehen oder klopfen, und Reske sagte den Spruch. Er meinte, das sei schon größeren Herren passiert, zum Beispiel dem edlen Belisar, und machte sich sogar anheischig, es bei einem Pfarrer oder Arzt nicht unter einem lateinischen Vierzeiler zu tun, sofern ihm ein solcher Herr selber vor die Augen trete, kam aber nie in die Lage.

Als es genug geregnet hatte, hörte es auf. Und begann zu frieren. Damit war zwar eine kleine Besserung verbunden für uns, aber es blieb nach wie vor bedauerlich, was für eine lange Strecke Weges fünfzig Kilometersteine abmaßen. Für Abwechslung sorgten die Franzosen, indem wir ab und zu einmal von der Polizei abgefangen und verhört und für eine Nacht hinter schwedische Gardinen gesteckt wurden. Ich ging in meinen Schuhen mit bloßen Füßen auf dem gefrorenen Boden; jedoch war das nichts, wenn ich Reske ansah; seine Füße waren an vielen Orten wund, und er hatte häufig Nasenbluten von der übermäßigen Anstrengung. Und einmal mitten in der Nacht erwachte ich von seinem Stöhnen. Da lag er und phantasierte, aber Kopf und Hände waren eiskalt, und dazwischen schwur er, immer im Fieber, der Teufel solle ihn holen, wenn er das Leben noch einen Tag weiter treibe. Jedoch am Morgen war er wieder bei sich, und es kam mit Aufstehen und Weiterwandern ein Tag wie alle andern; nur stiller und etwas kleinmütiger; es war das Datum des heiligen Abends.

Wir hatten noch dreißig Kilometer nach Nancy, und gingen zehn Stunden daran, statt sechs. Wenn an diesem Tag in Deutschland ein Handwerksbursche auf der Landstraße war, so fand er viel offene Hände und hörte teilnehmende Worte, aber hier merkten wir nichts dergleichen. Es schwang wohl etwas in der Luft, aber es hatte nichts mit der Weihnacht zu tun, die in uns weinte, und auch ein bißchen läutete: wir waren in einem Land ohne Weihnachten. Aber am Abend gingen die Sterne nacheinander auf, die nun in Deutschland über hunderttausend Christbäumen glänzten, und auf der Milchstraße lebte eine feierliche Reise und Wallfahrt, daß man die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht aufzuheulen. Das heißt, ich heulte, aber Reske hatte an den Backenknochen harte zuckende Wülste, der verbiß es sich. Hinter den Vogesen herauf, aus dem Kinder- und Weihnachtsland, schwebte der Mond, groß und prächtig und goldgelb wie ein Großmogul. Nun stiegen auch auf einmal die Türme von Nancy in das Leuchten der Christnacht auf. Wir kamen durch schöne Gartenvorstädte mit Felsen und Schluchten, zwischen denen sich die Straße mit den Häusern hindurchwand. Und dann nahm uns die eigentliche Stadt auf. Die Eiszapfen klingelten an Reskes Schnurrbart, und mir klapperten in Ermangelung eines solchen Dinges die Zähne. Aber das hinderte alles nicht, daß sich nicht in meinem Kopf eine heimliche Extrahoffnung auftat, denn man konnte es drehen und wenden wie man wollte, so war doch heiliger Abend, und es mußte wo etwas herausspringen für uns.

Die Glocken der Stadt begannen das Fest einzuläuten, wie in Deutschland, erst eine, dann ein Turmvoll, dann rings ein festlicher Zuklang immer zahlreicherer Einzelstimmen, und endlich der mächtige Einfall des ganzes Chores. Aus den Türmen gaben sie es, aber aus den Händen nicht. Indessen man mußte sich besinnen, was jetzt zu tun sei. Es war zwischen Reske und mir ausgemacht, daß wir uns nachher auf dem Platz vor der Post wieder treffen wollten. Sollte einer der Polizei in die Hände fallen, so hatte er den andern am nächsten Morgen oder Mittag in der Herberge Collin aufzusuchen. Wurde einer abgeschoben, so sollte das nächste Rendezvous in der Herberge zur Heimat in Straß-

burg stattfinden, in vier oder fünf Tagen. So trennten wir uns.

Ich schritt verdrossen die Straße hinab mitten durch das vorfestliche Gewühl. An mir vorbei lief eilfertig allerlei Volk mit Paketen, Kisten, Schachteln und Körben, Mägde, Hotelburschen, Dienstmänner, Herrschaftsdiener, Hausfrauen und Arbeiter; Köche mit Speisekörben; Zuckerbäcker mit verdeckten Tabletten, die sie so prahlerisch auf einer Hand balancierten, daß einen der Grimm ankam, einem Wicht ein Bein zu schlagen, und Putzmädchen, Schusterlehrlinge, Droschken, Briefträger, Automobile, Gendarmen, Soldaten und Kinder: lauter kleines Volk, das der Anlaß wie aus Spielzeugschachteln ans Laternenlicht ausschüttete; und hier und da glitt vornehm und lautlos auf Gummirädern eine Equipage dazwischen durch. Ich stellte mich an eine Plakatsäule und verlegte mich aufs Zuschauen. Ich wollte so lange herumstehen, bis mich ein Gendarm aufgriff und mitnahm. Der Mond schien auf die Dächer und an die Häusergiebel und brachte mit Licht und Schatten eine seltsame Gliederung in die architektonischen Verhältnisse. Hoch über allem Getriebe brannte der festliche Weihnachtshimmel. Und die Glocken läuteten immer weiter. Das Laufen und Kommissionieren wurde immer dringlicher. Eine Dame in einem roten Kleid mit roten Federn auf dem Hut eilte vorüber und verlor ihr Taschentuch, sie roch nach Veilchen. Ein großer Herr kam auf der andern Seite die Straße herab mit zwei schönen, jungen Töchtern und trat mit ihnen in ein Restaurant. Ein Mädchen oder Fräulein sah mich mit großen Augen an; sie trug ein braunes Kleid mit weißer Garnitur und gelbe Schuhe, was fein aussah. Sie schaute außerdem noch zweimal zurück. Ein Gendarm ritt die Straße hinauf und hatte sich gewaltig wichtig; der ahnte nicht, daß ich darauf wartete, von seinesgleichen aufgegriffen zu werden; die waren nur immer da, wo sie nicht hingehörten und man sie nicht wollte. Aber jetzt kam das Fräulein mit dem braunen Kleid und den gelben Schuhen den Weg zurück, blieb vor mir stehen und tat den Mund auf zu mir. Ob ich nicht ein Deutscher sei? Und es war deutsch gefragt obendrein, nur ein wenig kurios in der Aussprache. Sie wartete auch meine Antwort nicht ab, sondern sagte, wenn ich etwa nicht wisse wohin, so solle ich mit ihr kommen. Ob ich wolle?

Da mußte man sich doch sehr wundern, denn man befand sich doch nicht in Köln. Das war ein regelrechtes französisches Mädchen, adrett und kein Stäubchen dran, von der seriösen Sorte, kein Windhund. ‚Bei der wärst du auf alle Fälle gut aufgehoben‘, ging es mir durch den Kopf, aber ich kam doch nicht so fasch mit.

„Wohin denn soll ich mitkommen?“

Sie lachte.

„Zu mir, wenn's beliebt. Ich bin nur mit meiner Mutter, und Platz ist genug da, auch zu essen.“

„Ja dann. Ich bin so frei.“

Wir setzten uns in Gang, was bei mir weh tat vom langen Stehen. Sie merkte es und fragte teilnehmend, ob ich weit her komme?

„Nein, heute nur von Toul.“

Sie riß ihre dunklen Augen auf. „Nur, sagen Sie? Um Gottes willen, das ist doch weit.“

„Es sind nur dreißig Kilometer. Aber wir waren schon müde von den Tagen vorher. Und heute ist heiliger Abend.“

Da schwieg sie. Sie fragte nur noch, wer sonst mitgewesen sei, ob der auch so weit herkomme und wo er sich jetzt aufhalte.

Schließlich hielten wir vor einem mittleren Haus, und meine Führerin sagte: „So, da wären wir jetzt.“

Dann klomm ich ihr nach ein halbhelles Stiegenhaus hinauf und kam über einen mäßigen Vorplatz in eine warme Stube. Dort mußte ich in einen Lehnstuhl sitzen und bekam vernünftigerweise vor allem ein warmes Fußbad; die Mutter war nirgends um den Weg. Aber von der Wärme wurde ich schläfrig, so daß ich fast über dem Nachtessen einnickte, das mir nachher vorgesetzt wurde. Das war natürlich ohne Brille zu sehen, und so führte mich meine Gastgeberin stracks in mein Schlafzimmer, das eine Treppe höher hell und freundlich unter dem Dach lag. Das Bett war bereit, und es lag auch ein Nachthemd da, das ich anziehen solle, wie die Weisung lautete. Dann wurde mir gesegnete Ruhe gewünscht, und ich war allein.

Da fackelte ich auch nicht weiter, sondern trieb, daß ich wieder einmal unter

eine Federdecke kam. Auch hatte ich die Kleider seit der vorletzten Pariser Nacht nicht mehr vom Leib gehabt. Wie ich aber ausgeschält vor meinem Bett stand und das zugewiesene Nachthemd auseinanderschlug, stellte es sich heraus, daß es ein Mädchenhemd war mit Flausen und Spitzen. Und außerdem brachten meine Hände aus den inneren Falten ein ganz kleines Kinderhemdchen ans Licht, das eigentlich mehr ein Jäckchen war, denn hinten stand es offen, und übrigens war es aus wundersam zartem Leinen gemacht. Meine Wirtin hatte sich also vergriffen, und es war da eine Mutter mit Kind im Haus, und wahrscheinlich meine Wirtin selber, weil sie doch gesagt hatte, außer ihr und ihrer Mutter, die schon alt sein mußte, befinde sich niemand vorrätig. Das Wesen bekam aber nun sofort einen ernsthaften Charakter, denn vor Müttern mit Kindern hatte ich all meiner Lebtage einen großen Respekt gehabt.

Durch den Fußboden herauf klang gedämpft ein Diskurs von zwei weiblichen Stimmen; eine war die meiner Wirtin, jedoch die andere tönte lange nicht so freundlich und gehörte einer alten Frau an, die jedenfalls nicht mehr viel Spaß verstand.

Sachte dröselte ich dann hinüber. Sofort begann aus meinen Gliedern Müdigkeit auszuströmen wie Dampf aus feuchtem Holz im Feuer, aber ich verkohlte nicht, sondern wurde wieder rund und fest. Einmal mitten in der Nacht erwachte ich. Ich schoß erschrocken vom Kissen auf, weil ich absolut nicht wußte, wo ich war; wie es sich meiner Schlafdämlichkeit darstellte, so konnte ich ebensogut im Himmel sein. Aber darauf begannen sie zu singen, und es war ein Weihnachtslied; außerdem sangen sie nicht ganz rein, und jetzt wußte ich wieder Bescheid, das war die Christmesse; es mußte also ganz in der Nähe eine Kirche sein. Mit dieser Feststellung legte ich mich in meine Kissen zurück und schlief weiter. Gegen Morgen wurde ich noch einmal wieder wach, da war jemand in meinem Zimmer gewesen, die Türe ging gerade zu, ich hörte noch deutlich das Schloß einschnappen.

Als ich endgültig erwachte, war es Tag, und die Glocken läuteten zum Morgenkirchgang. Die Wintersonne schien in mein Zimmer. Am Fenster hing ein Glasbild mit Romeo und Julia. Dem Bett gegenüber an der Wand stand eine Kommode, gebaucht, braun und merkwürdig panthergefleckt. Darüber hing in einem Glasrahmen ein Myrtenkränzchen mit einer deutschen Widmung darin:

„Flieg' auf zu Gott eine Stunde!
Bete für mich ein Jahr!
Segne mich hundert Jahre!"

Drunten im Wohnzimmer schritt jemand auf leichten Füßen hin und her und hantierte mit Geschirr und Gerät. Wahrscheinlich war es meine junge Wirtin. Die Kuckucksuhr rief neun, und sie pfiff dem Kuckuck nach. Dann schlug die Hausglocke an, eine Tür wurde geöffnet, im Treppenhaus wurde gesprochen; die Haustüre klappte zu, die Schritte drunten gingen in die Küche und verklangen. Und ich schaute auf einmal, daß ich noch im Bett lag, warf die Decke zurück und sprang auf die Füße. Aber als ich nach meinen Kleidern sah, hatte sich da etwas begeben. Denn nachdem ich sie gestern, müde und schlafsüchtig, wie ich war, achtlos auf Stuhl und Boden verstreut hatte, hingen sie nun ordentlich und gebürstet über der Stuhllehne, und dabei lag reine Wäsche und ein Paar lange schwere Wollstrümpfe. Und mir war nun ein großer Dank auferlegt, nebst Verlegenheit und Freude, und es war nicht ebenhin ersichtlich, wie ich damit verfahren würde drunten vor ihr.

Fünftes Kapitel.

Als ich aber in der morgensonnigen Stube vor meiner Gastgeberin stand, wußte ich freilich auf einmal, was ich zu sagen hatte, nämlich einfach Lob und Dank. Darüber freute sie sich dann, ich sah es ihr wohl an, aber sie fragte mich nur, wie ich geschlafen habe, und hieß mich darauf zu Tisch sitzen, wo gedeckt war. Sie schenkte mir ein und legte mir vor und setzte sich mit dem Rüstkörbchen selber zu mir. Ich hatte noch keine andere junge Frau getroffen, die so das Mütterliche in sich trug und mich darüber das Fremde am Weib so völlig vergessen ließ, wie sie. Sie besaß solche Augen, die ohne selber hell zu sein, überall hell machen konnten, wo sie hinblickten. Ich wollte

Frühling am Bach.

Gemälde von Prof. Th. Hagen.

nun auch wirklich darauf schwören, daß sie kein Mädchen war, sondern eine Frau, denn die Mädchen können so vorzüglich sein wie sie wollen, so sind sie neugierig und kopfscheu und wissen nichts Gescheites zu sagen auf einen Anruf. Übrigens sagte sie, ich solle sie Frederika nennen und denken, sie sei meine Schwester. Ob ich eine Schwester habe, oder einmal gehabt? Nein? Das passe ja, indem wir somit beide im gleichen Fall seien und uns Ersatz bringen könnten. Das heißt, sie habe einen Bruder besessen, aber er sei gestorben, gerade vor einem Jahr, die Eltern schon vor sieben und neun, zuerst die Mutter. Jetzt hause sie so mit ihrer Großmutter, aber ich werde schon sehen, daß sie keine besonders lustige Gesellschaft sei. Das Parterre sei an fremde Leute vermietet, um nichts brach liegen zu lassen und wieder ein wenig Leben ins Haus zu ziehen. Und mich habe sie von meiner Säule mitgenommen, weil ich eben dem verstorbenen Bruder so gleiche, das sei bis jetzt mein ganzes Verdienst.

Ich antwortete, da sei ich Gott dankbar für mein Gesicht, aber noch viel mehr ihr für ihre Gutherzigkeit, denn im allgemeinen bringe einen eine Ähnlichkeit mit einem andern Menschen viel eher in Verlegenheit, als daß sie einen daraus ziehe.

„Das mag vielleicht sein," sagte sie, „weil wir solche Schelme sind," und lachte. Im übrigen kenne sie nicht viel von den Menschen, und es scheine ihr auch nicht wichtig, zu wissen, wie gut oder wie böse sie seien. Wenn man wolle, so könne man es in der Zeitung lesen, aber die Zeitung habe noch keinen glücklich gemacht außer dem, der das große Los gewonnen und es darin gelesen habe, und da erfahre man das Ende gewöhnlich auch nicht. Nein, was das Leben schön mache, das sei etwas ganz anderes, als Wissenschaft, und auch noch etwas anderes, als Reichtum, so schön und wünschenswert der wäre, aber man habe es gewöhnlich nicht. Entweder es liege in der Vergangenheit, oder man warte darauf. So sei es mit dem Leben.

Im Zimmer nebenan ertönte eine Klingel.

„Die Großmutter," sagte Frederika und stellte ihren Rüstkorb beiseite. „Sie müssen jetzt einen Augenblick Geduld haben."

Sie ging nach dem Zimmer hinüber, doch dauerte es nicht lange, so kam sie zurück. „Sie will die Glocken hören," sagte sie, „ich mußte ihr die Fenster öffnen."

Ich horchte auf. „Die Glocken läuten ja gar nicht mehr," wandte ich ein.

„Ich weiß," erwiderte sie. „Aber sie hört sie jetzt." Und nach einer kleinen Weile fügte sie hinzu: „Sie hört und sieht immer Dinge, an die wir nicht mehr oder noch nicht denken. Ich weiß nicht, hört sie jetzt die vergangene Weihnacht oder die vom nächsten Jahr."

Es kam mir vor, als sei ich in diesem Punkt klüger, und ich sagte, das sei einfach Altersschwäche; das Läuten falle ihr erst jetzt ein und sie meine es darum zu hören.

Frederika antwortete zuerst nicht, und es sah aus, als wollte sie die Sache dahingestellt sein lassen. Aber dann lächelte sie wieder wie vorhin und sagte, das werde man vielleicht noch merken, welche Weihnacht sie höre. Und dabei blieb es. Nachher sprach sie nur noch über die Großmutter überhaupt. Die Sache sei folgende mit ihr, daß sie sich langsam und heimlich ihr unter den Händen weg fort- und hinüberstehle. Sie sei all ihr Leben eine reg- und wendsame Person gewesen, klug wie eine Schlange und ohne Falsch wie eine Taube, wie es in der Schrift stehe; und so manöveriere sie sich nun bei lebendem Leib in den Himmel hinein. Sie gehe jetzt gegen neunzig, vielleicht sei sie schon darüber, genau wisse das niemand.

Später kamen wir in eine Diskussion über Stillesitzen und Sichumtun, weil die Großmutter ihr ganzes Leben nie aus dem Nanziger Bezirk herausgekommen und doch eine welterfahrene Frau gewesen sei, während heutzutage viele andere, besonders Männer, durch Unruhe Schaden litten und zugrunde gingen; weil sie das eine, was das Leben schön mache, schlecht behandelten oder verachteten, besonders wenn es ihnen von guten Frauen entgegen gebracht werde. Ich sagte, die Liebe sei aber auch wirklich mehr für die Frau als für den Mann. Der Mann müsse sich umtun, Geschäfte machen, Wissenschaft gewinnen; wer zu Hause sitzen bleibe bei seiner Frau, der komme samt seiner Frau und aller Liebe in üble Tage, und es geschähe ihm recht. Da wurde Frederika warm und fast heftig.

Ja, so sprächen wir alle, bis wir unsere Goldgulden verloren hätten und mit kalten Beinen auf irgendeinem Thrönchen säßen. Und dann machten wir weise Sprüche, wie der König Salomo, weil uns alles eitel vorkomme, nachdem uns die Sonne verlassen habe. Zwar wir machten das Defizit, aber wer müsse es bezahlen? Die Frauen. Darum schwimme die Welt auch so voll Tränen.

Sie machte einen traurig und nachdenklich, wie sie so von den Tränen sprach.

„Auf diese Weise,“ sagte ich bekümmert, „geht freilich mancher große Kerl in einen Erbsenbeutel. Aber ich wüßte nicht, wie ich meine Sache anders abmachen sollte. Wie kann der zu Hause warm bleiben, den sie beizeiten herausgesetzt haben? Außerdem ist es nun einmal nicht anders; wer etwas lernen will, der muß dahin gehen, wo zu lernen ist, denn es kommt nicht zu ihm. Und was mich angeht, so tue ich niemand weh damit, weil mich niemand besonders lieb hat, außer Reske, mit dem ich jetzt wandere, und der will etwas aus mir machen. Er ist jetzt selber im Unglück, wie ich merke, gerade wegen der Liebe. Wenn aber jemand kommt und mir Liebe gibt, dem werde ich wieder geben und immer dankbar sein und nicht wissen, warum ich ihm weh tun und ihn verlassen soll, denn das begreife ich nicht. Wenn eins nicht mit dem andern gehen kann, so kann doch das andere mit einem gehen, und man bleibt beisammen. Man muß bloß guten Willen haben.“

Frederika packte ihr Rüstzeug zusammen, denn sie war unterm Reden fertig geworden. „Und Sie werden doch einmal jemand das Herz brechen, vielleicht gerade Ihrem Reske. Vielleicht aber auch einer Frau. Sie sehen so aus. Sie brauchen sich nicht zu wehren; guten Willen habt ihr immer, das ist aber auch das einzige.“ Sie erhob sich mit ihrem Körbchen, um nach der Tür zu gehen, blieb aber bei der Kommode stehen mit dem Blick auf ein Porträt, das darauf stand. „Ich dachte noch heute früh, daß Sie ihm gleichen,“ sagte sie. „Aber es ist nicht wahr. Sie sind ein anderer Mensch. Sie gehen das Leben habsüchtiger an und stehen hartherziger zu den Begebnissen. Er war ein Brausekopf und konnte nicht rechnen, aber Sie können es. Sie haben auch einwärts gebogene Zähne und Fingernägel, und dünne Lippen.“ Sie zögerte noch einen Augenblick, dann setzte sie unter irgendeinem Anstoß mit verdunkelter Stimme und schier trotzig hinzu: „Übrigens war er nicht mein Bruder.“

Ich sah ihr nach und dann die Tür an, durch die sie verschwunden war. Was sollte man dazu bemerken? Ich könnte rechnen? Und ich hätte einwärts gebogene Zähne und Fingernägel? Mit den Nägeln stimmte es, das sah ich jetzt. Aber was sollte das bedeuten? Und der Bruder war nicht ihr Bruder? Ja, was war er denn? Ich stand auf und ging zum Bild. Das war also ein Brausekopf gewesen, der nicht rechnen konnte? Freilich, rechnen muß man können; aber ein Brausekopf, schien mir, war ich doch auch. Indessen habsüchtig war ich nicht, das wollte ich ihr noch sagen. Auch nicht hartherzig. Nein, da hatte sie daneben geschossen.

Unterdessen hoben aber die Weihnachtsglocken wieder zu läuten an über der Stadt, und mit tiefem, vollem Gedröhne fiel das Spiel des benachbarten Turmes ein. Wie ich nachher sehen konnte, am vorigen Abend jedoch nicht bemerkt hatte, obgleich ich mit Frederika daran vorbeigegangen war, stand die Kirche mit ihrer Front und ihrem Turm in die Häuserreihe der Straße nachbarlich eingebaut, so daß Frederikas Haus direkt daran lehnte. Mit dem Chor erstreckte sie sich tief in ein Geviert von Bürgergärten hinein, worunter sich auch der Pfarrgarten befand. Durch das Geläute erbrausten sodann die Orgelbässe, und es tat, als stände das Instrument in einer benachbarten Stube. Schließlich rauschte ein Orchester auf, und der Gesang eines Chores ertönte: Ehre sei Gott in der Höhe. Wie sich dann aber der Gemeindegesang erhob, saß Frederika im Lehnstuhl am Kamin und ich auf dem Kanapee, und sie fragte mich nach meiner Herkunft und nach meinen Eltern. Und statt nach der Bedeutung meiner krummen Nägel und Zähne zurückzufragen, erzählte ich ihr, was sie wissen wollte.

Dabei kam fürs erste heraus, daß ich nicht aus der höflichsten Sozietät entsprungen war, übrigens aber schlecht und recht zu einem anständigen Volk gehörte, und

daß ich in einem schönen Land früh eine Waise geworden war. Von meinen Eltern wußte ich weiter nichts. Vom Vater sagte man, es sei ein braver Mann gewesen, aber die Mutter ging eher als eine einsame Unruhige und Unbefriedigte in der Leute Andenken um. Der Vater war ein Gärtner, und in einem Winkel des großen väterlichen Gartens hatte ich meinen eigenen winzigen Handels- und Landschaftsgarten, den ich im Wechsel anderweitiger Interessen bald verdorren ließ und bald unter Strömen Wassers ersäufte. Das hätte leicht noch zehn Jahre so bleiben können, wenn nicht eines Tages ein Hagelwetter dem ganzen Wesen ein Ende gemacht hätte.

Daran erinnerte ich mich nun haarscharf, denn der seltene Zustand erregte neben aller Furcht im hohen Grad mein kindliches Interesse und Wohlgefallen. Ich kniete auf dem Fensterbrett und sah die Hagelkörner in allen Marmelgrößen auf dem gepflasterten Vorplatz aufschlagen und sah die glänzenden Eisstücke durch den Heubirnenbaum und in die Gemüsebeete hineinprasseln. Dabei war es ganz dunkel geworden; nur das fallende Eis leuchtete in der Höhe, und dazwischen fuhren die Blitze in einer Art geschäftig hin und her; man war in einer ganz andern Welt. Es war aber ein Hagelwetter von einer solchen vernichtenden Wirkung, daß nachher derjenige, der in seinem Garten noch keinen Spaten geführt hatte, ebensogut daran war, wie der, dessen ganze Zuversicht in den Beeten trieb und grünte. Was Baum und Strauch war, hatte jahrelang zu heilen, ehe es wieder ans Früchtetragen denken konnte, was aber sein Leben in Knollen und Ablegern stecken hatte, war überhaupt fertig, denn die Beete sahen aus, als wären die Schweine darin gewesen.

Als mein Vater diesen Jammer erkannt hatte, nahm er sich's zu Herzen und starb. Ich sah ihn in der Totenhalle im Sarge liegen, einen stillen, müden und unfröhlichen Mann. „Das war Dein Vater, Junge!" rief mir irgendeine Frau schluchzend zu. „Das war Dein Vater, Junge; denke dran, jetzt hast Du keinen Vater mehr!"

Es geschah mir, während ich so von meinem Vater zu Frederika sprach, etwas Besonderes. Ich hatte noch nie eine klare Vorstellung von ihm gehabt, wenn ich an ihn dachte; sein Bild war verschwommen, ohne Merkzeichen; auch im Sarg sah ich ihn bloß als eine allgemeine Leiche. Aber nun stand er auf einmal vor mir mit einem Scheitel auf der linken Seite und einer Narbe darunter auf der Stirn, mehr groß als mittel, schlank und mit schmalen Lippen. Das war mein Vater. Als ich später einmal meine Verwandten befragte, so stimmte alles bis ins kleinste, auch die Narbe. Gerade fragte mich auch Frederika nach dem Aussehen meiner Eltern; da sagte ich, was mir aufgestiegen war, und sie erwiderte, das könnte leicht seine Richtigkeit haben, aber sie verwunderte sich dabei. Nachher wollte sie wissen, von wem ich Liebe erfahren habe, vom Vater oder von der Mutter, aber ich konnte es nicht sagen, weil ich mich an gar nichts erinnerte. Das war ihr wieder nicht recht, aber sie bemerkte nichts dazu, sondern fragte, was darauf mit mir geworden wäre.

„Darauf," antwortete ich, „hat man mich in eine Anstalt für arme Kinder getan."

Sie sah mich an. „Und in der Anstalt sind Sie der hungrige Mensch geworden, der Sie sind; jetzt seh' ich klar."

Das verdroß mich. „Ja," entgegnete ich unglücklich; „und da sind mir die Zähne und die Fingernägel einwärts gewachsen. Ich verstehe nichts von allem, was Sie da sagen. Warum behaupten Sie solche Sachen von mir?"

Da kam auf einmal wieder ein ganz anderes Leben in sie. Sie stand leicht und elastisch von ihrem Lehnstuhl auf und wandte sich mir lächelnd zu. „Warum? Darum!" sagte sie, und ihr Gesicht blühte. „Vielleicht weil Händebesehen Zank gibt, und ich habe lange nicht mehr mit jungen Leuten gezankt. Leider weinen Sie, statt mitzuzanken, werden es aber schon noch lernen, wenn nicht bei mir, so doch bei anderen. Ich glaube aber in der Tat nicht, daß Sie mit Ihren dünnen Lippen küssen können."

Sie stand jetzt dicht vor mir; irgendeine Welle trieb mich vom Kanapee auf, daß ich mit eins auf den Füßen vor ihr stand.

„Höchstens höhnische Dinge sagen können Sie damit, aber mein Leben nicht küssen. Oder?"

„Doch, ich kann küssen,“ verteidigte ich mich. „So gut wie jeder andere. Ich wüßte nicht, warum ich nicht sollte küssen können?“

„So küssen Sie mich.“

Es war eine Aufforderung, wie: werde geboren! oder: stirb! wenn die Zeit da ist. Und jetzt war die Zeit gekommen, daß ich meinen ersten Kuß anbrachte. Sie stand da mit gesenkten Lidern, und ich tat, was sie wollte. Aber als ich meinen Mund auf den ihren legte, sah sie plötzlich auf, und ich erschrak über mich, und so wurde doch nicht recht was daraus. Sie sah mich einen Augenblick lächelnd an und sagte leise: „Sehen Sie nun, daß Sie's nicht können?“

Aber als ich's besser machen wollte, trat sie errötend zurück.

„Ich glaube, es ist jetzt Zeit, daß Sie Ihren Freund aufsuchen gehen. Bringen Sie ihn zum Mittagessen mit, hören Sie? Nehmen Sie Ihren Hut; ich will Ihnen den Weg weisen.“

Achtes Kapitel.

Als ich aus dem Haus trat, schien die helle Weihnachtssonne vom Himmel auf meinen Hut herunter, und die Straße war auf und ab voll Leben und Glanz, so daß sich meine etwas bedrückte Munterkeit freundlich wieder aufplusterte gleich den Sperlingen, die überall auf dem unterschiedlichen Gesims der Pfarrkirche herumsaßen und sich mit Gepiepse die Federn revidierten. Auch geriet ich mitten in ein Kindertreiben hinein, das der Wind von Rom von allen Seiten zum Jugendgottesdienst herbei wehte; es waren ganz freudige Jahrgänge darunter, aber alles vermummt und in neue Pelze und Tücher gewickelt, die soeben vor ein paar Stunden das Christkind gebracht hatte. Indem ich mich an Frederikas Wegweisung hielt, fand ich ohne Mühe die Herberge Collin und traf dort meinen Freund in ganz leidlicher Verfassung an. Er hatte von seinem Konsul einen Gutschein für zwei Nächte Logement nebst Pension und fünf Franken in bar erhalten. Und nun saß er hinter einem stillen Winkeltisch und ließ sich auftragen, was sein Herz begehrte. Er befand sich auch in sehr zuversichtlicher Stimmung, denn er hatte von einem Handwerksburschen ein Paar ordentliche Strümpfe erhandelt für zwei Sous und tat sich nicht wenig zugute auf dieses Geschäft. Dann war von ihm noch eine Büchse Wundbalsam erworben worden von einem Hausierer für seine Füße, und er verkündete jetzt seine feste Überzeugung, daß er morgen mit dem längsten Gardegrenadier des Königs um die Wette werde marschieren können.

Er war ein bißchen angesäuselt; vor ihm stand ein Absinthglas, aber es war ihm nicht anzusehen, wie oft es schon geleert worden war; allzuoft brauchte es zwar nicht gewesen zu sein; es konnte sein, daß er schon nach dem zweiten Glas soweit gekommen war, denn er war doch geschwächt von der Reise. Er rief den Kellner an um ein Glas für mich, und ich erzählte ihm meinen Glücksfall. Ich berichtete ihm alles bis auf den Kuß, und daß er eingeladen sei zum Mittagessen. Davon wollte er aber nichts wissen, sondern schwur, daß ihn keine zehn Pferde aus dem Lokal brächten vor morgen früh um achte. Über den Vorfall selber wurde er nachdenklich und sagte, man dürfe an der Menschheit immer noch nicht verzweifeln, solange solche Frauen darunter vorkämen.

„Ich wollte doch, Du kämest mit mir zum Mittagessen,“ sagte ich beim Aufstehen. „Du solltest sie sehen, und sie ist neugierig auf Dich.“

Er schüttelte den Kopf. „Ehrt mich sehr, geht aber nicht zu machen. Sieh mal her, ich sitze mit nackten Füßen unter dem Tisch, weil sie überall geflickt sind. Es ist aber nett von Euch, und Du darfst sie auch herzhaft grüßen von mir. Guten Appetit.“

So mußte ich ohne Reske zu Frederika zurückkehren. Sie bedauerte, daß sie nun zu viel gekocht habe, aber ich nahm mir vor, mir Mühe zu geben, daß sie diesen Übelstand nicht zu sehr zu fühlen bekam. Es war nun aber die Großmutter anwesend; Frederika hatte sie im Rollstuhl hereingeschoben, ein uraltes, von Tod und Menschen vergessenes Menschenkind, von dem rings alle Zeitlichkeit abgefallen war und das nur noch eine Beziehung hatte ins Jenseits. Sie stammte noch von der sicheren Art, die in bezug auf die letzten Dinge von vornherein eine klarere Bestimmung hatte als wir Jungen, die wir nicht wissen, wo wir hingehen. Aber wie sie so auf ihrem Stuhl

saß, war sie nur noch ein Bündelchen stehengebliebener Sinne, von der zugehörigen Leiblichkeit längst verlassen und selber wieder rückwärts gewandt. Als mich Frederika ihr vorführte und ich sie begrüßte, sah sie mich mit ihren großen blauen Augen, die fast das halbe Gesicht ausmachten, eine Weile aufmerksam an. Dann wandte sie sich und sagte etwas auf französisch zu Frederika. Die übersetzte es mir nachher. Ich hätte was von ihm, wenn ich still stehe; aber sobald ich zu leben anfange, sei ich ein anderer. Er sei nicht so eingebildet gewesen. Die Großmutter verfolgte den Vorgang der Übersetzung mit den Augen, dann sah sie vor sich nieder, und es schien, als sei die Sache für sie erledigt, wenigstens war nicht auszudenken, was hinter den gesenkten Augenlidern vorging. Nur einmal hob sie diese plötzlich mitten in einer Ausführung, die ich Frederika gab, und fragte mich, wie ich heiße. Frederika übersetzte wieder.

Da antwortete ich so deutlich und höflich, als ich konnte: „Pilater; Konrad Pilater!" fiel aber damit merkwürdigerweise plötzlich in Ungunst. Sie sah mich mit einem unzufriedenen Blick an und ließ sich dann unverblümt zu Frederika aus, und aus einer Kopfbewegung war zu entnehmen, sie wolle, Frederika solle es mir nur sagen. Da war es übel vermerkt worden, daß ich so laut gesprochen hatte, denn sie sei nicht taub. Übrigens hätte ich eine harte Zunge. Ich bat Frederika, mich zu entschuldigen, aber es kam nicht viel dabei heraus, und der Rest der Mahlzeit verlief für mich ziemlich bekümmert. Sonst hatte ich immer den Ruf eines höflichen und umgänglichen Schustergesellen gehabt; aber hier kam man einfach zu keiner Gnade. Zwar Frederika ließ mich nicht so ganz fallen, sondern fing nach einer Weile wieder ein Gespräch an: sie fragte mich, ob ich mich nicht wundere, wo sie ihr Deutsch herhabe? Ich sagte: „Doch, eigentlich schon." Da kam es heraus, daß er es sie gelehret habe. Er sei ein Deutscher gewesen, aus Cannstatt; ob ich wisse, wo das wäre? Das wußte ich nun freilich; und der junge Mensch war also ein Schwabe gewesen. Daher klang auch ihr Deutsch so vertrackt; sie sprach schwäbisch mit ihrer französischen Zunge. Ich fragte Frederika einigermaßen trotzig, was er denn gewesen sei, dieser Schwabe, und sie entgegnete lächelnd, weil sie mich merkte: „Kürschner." Da erwiderte ich, ich hätte nichts davon gemerkt in Deutschland, daß die Kürschner feiner seien als die Schuster. Nachher war sie in der Küche, und ich saß mit der Großmutter allein in der Stube, und da fiel mir das Märchen vom großen und vom kleinen Klaus ein mit dem Küster, der in einer Kiste im Rhein ersäuft werden sollte und sich mit einem Scheffel Gold loskaufen mußte; aber ich meinte, es sei ein Kürschner gewesen, und als Frederika wieder im Lehnstuhl am Kamin saß und ich auf dem Kanapee, murrte ich, ich wisse auch eine Geschichte von einem Kürschner, und wie sie es wollte, fing ich an zu erzählen. Die Großmutter tat ein Nickchen in ihrem Rollstuhl am Fenster, aber ich wandte alle Kunst und Wissenschaft an, daß die Geschichte hübsch wurde. Und weil Frederika des auch inne ward, bekam ich wieder besseres Wetter. Ich mußte jetzt auch von Reske berichten, weil er nicht selber gekommen war, wie wir uns getroffen hatten und was wir jetzt vornehmen wollten. Sie ließ sich aber nicht aus dazu, sondern fragte immer weiter, nach den Umständen unserer Reise und was wir in Paris gesehen hätten? Ob ich schon anderes unternommen habe, um aus meinem Unfrieden herauszukommen? Und auf einmal kam sie wieder darauf, daß ich studieren wollte. Sie stocherte mit der Kohlenzange im Kaminfeuer und legte ein neues Scheit ein. Dann stand sie auf, ging zu ihrem Arbeitstisch, der in der Ecke neben dem Kamin stand, nahm eine Handarbeit heraus, legte sie aber zurück und sah ein Weilchen aus dem Fenster. Endlich kehrte sie sich zu mir.

„Es ist ja wahr, Sie wollen studieren. Wie lange wird das jetzt gehen, bis Sie ein Doktor der Rechte sind, oder bis Ihnen auch diese Zuversicht unter den Händen zerrinnt? Es steht ja nichts fest unter der Sonne, und es ist nirgends ein Halt und eine wahre Zuflucht. Ich kann weissagen. Sie werden's nicht erreichen. Obgleich ich Ihnen alles Gute wünsche. Und wenn Sie's ja erfaßten, was hätten Sie dann? Sie lebten nach wie vor auf der Erde, und aus Ihrer Haut könnten Sie auch

nicht heraus. — Wollen Sie etwas sehen?"

Sie ging zur Kommode und nahm ein Album davon. Das brachte sie zum Tisch und hieß mich dazu sitzen. Dann schlug sie es auf und sagte: „Das ist meine Arbeit." Da waren es Ansichtskarten, die sie koloriert hatte. Zuerst kamen Landschaften mit sonnigen Talgründen und so; manchmal war eine braune Kuh darauf und manchmal ein Haus oder eine Mühle mit Schlucht und Wasserfall im Mondlicht. Nachher traten Städtebilder auf und besondere Gebäude, auch die Kirche von nebenan, Partien von den Vorstädten, durch die wir hereingekommen waren, und vieles andere. Sie erklärte, sie bekomme die Karten vorgedruckt bündelweise eingeliefert, und habe dann das Wiesengrün und das Himmelblau hineinzubringen samt allem andern, was so Farbe habe unter dem Tag. Sie sei nicht die einzige, aber die beste Koloristin am Platz. Es sei auch so ein anständiger Verdienst dabei, sogar für einen Mann, wenn er sich damit befassen wollte. Sie zum Exempel könnte einem schon die rationelle Methode zeigen, daß er vorwärts käme. Vollends wenn er etwa mit ihr arbeitete, denn sie habe Kundschaft erster Klasse. Und das müsse ich doch zugeben: erträglicher als meine Schusterei sei ihr Geschäft. Und einträglicher obendrein, denn sie verdiene bis fünf Franken den Tag. Man könne auch studieren gehen vor den Bildern der Kunstmaler, wie die es machten, und allgemach richtige Kunstkarten verfertigen, von denen das Stück zwanzig Centimes kostete. Daneben könne man Lehrmädchen halten für die gewöhnlichen Genres, und ein größeres Geschäft herausbringen durch die Jahre. Sie habe da schon oft darüber nachgedacht, aber ohne einen Mann sei es nicht zu bewerkstelligen. Wenn ich wolle, so werde sie mir nachher einmal vormachen, wie sie das betreibe.

„Apropos, Sie verstehen sich gewiß auch auf Haussachen als Mann; das heißt, Dorian kannte sich nicht aus damit, aber Ihnen traue ich das zu, weil Sie auf Wirklichkeit sehen. Ich will Ihnen dann morgen allerhand zeigen im Haus, was nicht mehr recht in Ordnung scheint; Sie müssen mich beraten, weil ich nichts davon verstehe. Manches können wir vielleicht gleich miteinander in Ordnung bringen. Zum Beispiel hier, sehen Sie, bitte, einmal die Tapete an; sie ist gerissen. Der Tapezierer sagt, man müsse ganz frisch aufziehen; das kostet dreißig Franken. Was meinen Sie?"

Es war eine alte merkwürdige Tapete, weiß und hellblau gestreift, und auf den hellblauen Streifen schwebten spannhohe Posaunenengel, die waren ein wenig dunkler blau. Oben ging eine Garnitur gelber Bienen unter der Decke hin.

Ich sagte, es wäre schade, wenn der Mann die Tapete herunterrisse, etwas Schöneres bekäme sie ohnehin nicht an die Wand. Ob sie noch Reste in Verwahrung habe davon?

„Ja," erwiderte sie; „zwei Rollen, auch Garnitur."

„Dann lassen Sie doch einfach ausbessern. Das geht ganz gut, und die Tapete reicht Ihnen noch auf zehn Jahre."

„Ja," sagte sie bedrückt. „Ja, das schon. Mein Vater machte solche Arbeiten immer selber. Aber die Handwerker wollen fortwährend Neues leisten, und läßt man sie bessern, so schreiben sie einem eine Rechnung, daß man ihnen lieber gehorcht hätte. Mit einer Frau machen sie, was sie wollen, weil sie sie nicht fürchten. Ich weiß nicht, wie ich mich wehren soll; wenn es nur noch ein Jahr so weiter geht, so muß ich das Haus verkaufen, sonst geht es mir an den Atem. Das Haus ist nicht mehr ganz neu, aber der Vater sagte, ein rechter Mann könne es halten, solange er wolle, wenn er nur die Augen offen habe darüber. Mit dem Garten ist's nicht besser; kostet mich mehr, als ich Gemüse daraus ziehe oder Obst; und ich bin zu unpraktisch, ich weiß nicht zu pflanzen, auch habe ich keine Zeit. Sehen Sie, so geht es mir."

Sie hatte Wasser in den Augen, aber sie nahm sich zusammen und lächelte wieder. „Es fehlt eben überall der Associé, und der will einmal nicht kommen. Ich müßte jetzt schon Fenster und Türen vernageln, daß Sie nicht wieder hinaus können."

Sie stand vor mir und sah mich an, und ich sie. Sie sah heute größer aus als gestern abend, würdiger und mehr verwaltend in ihrem eignen Haus, und die Sorge brachte ihre Seele sichtbarer an den Tag. Es war eine gute, gerade Seele, auf die man sich verlassen konnte in weißen und schwarzen

Tagen, und es sagte eine Stimme in mir: ‚Bei der wärst Du auf alle Fälle gut aufgehoben.‘ Sie trug eine große alte Brosche am Hals und ebensolche Ringe an der Hand, daß man ihr solides Herkommen deutlich sah. Ihre Augen schauten dunkel und groß in die Welt; sie hatten einen Ausdruck wie bei Tieren, die ein tüchtiges Gemüt haben, aber sich allein nicht helfen können, wenn es ihnen schlecht geht. Und es ging eine Sympathie von ihr aus, die einem wohl tat und einen für sie einnahm, daß man Lust bekam, ihr zu helfen. Ich dachte an den Kuß von heute mittag. Man brauchte jetzt nur die Arme zu heben, die Hände an ihr Haupt zu legen und sie noch einmal und jetzt richtig zu küssen, so hatte man sie mit allem, was ihr gehörte, man war ihr Herr und Associé, so jung man war.

Da erhob die Großmutter in ihrem Rollstuhl die Stimme, sie sah durchs Fenster und bemerkte etwas über irgendwen, den sie dort sah. Frederika wechselte das Gesicht, wie jemand, der erschreckt, und streifte mich mit einem halb abgewandten Blick, ehe sie zur Großmutter ans Fenster trat. Sie sah aber nicht hinaus, sondern fragte sie etwas, und die Matrone nickte mit dem Kopfe. Da drehte sie den Rollstuhl herum und fuhr mit ihr nach dem Schlafzimmer. In der Tür wandte sich die Alte fröhlich nach mir um und sagte noch etwas zu Frederika, das mich anging. Dann verschwand sie im Schlafzimmer, und ich konnte mir meine Gedanken machen.

Es bestand jetzt gar kein Zweifel mehr, daß die Großmutter altersschwach war und nicht prophetisch, wie Frederika meinte; und es sah manchmal aus, als hätte sie auch Frederika angesteckt. Jawohl, es konnte einer sein Glück machen hier, denn die Junge war herzensgut und hatte allerhand Besitz; aber schließlich war sie doch ein älteres Mädchen, und ich war ein ganz junger Mensch und wollte studieren. Ich wollte mich auch nicht mit Postkarten befassen, denn es war kein Metier für einen Mann; und daß sie mich daran spannen wollte, bewies, daß sie nichts verstand von mir.

In die Alte schien übrigens plötzlich etwas gefahren zu sein. Sie wurde auf einmal laut und lebhaft, und es nützte gar nichts, daß Frederika sie beruhigen wollte. Im Gegenteil, sie schickte sich an, als wenn sie singen wollte. Einmal tönte es ganz, wie die Melodie von: Großer Gott, wir loben Dich. Dann rief sie wieder wie vorhin zum Fenster, aber ich verstand es nicht. Und schließlich begann sie laut zu beten. Es war sonderbar: das Album mit den kolorierten Karten, die Tapeten mit den schwebenden Engeln, das Porträt des jungen Schwaben auf der Kommode und die lärmende Großmutter nebenan: das paßte alles auf eine Art zusammen, aber man konnte nicht sagen wieso. Und mitten darin ging ein schönes älteres Mädchen herum, daß es schade war für sie. Es machte einen schwermütig.

Schließlich beruhigte sich die Großmutter doch, und nach einer weiteren Weile trat Frederika aus der Kammertüre und sagte, ich solle noch einen Moment warten, sie wolle nur eben der Großmutter einen Schluck Kaffee bringen; dann wollten wir selber vespern. Sie sah unruhig aus und ging schnell weg, und es war irgend etwas los, aber man konnte nicht merken, was.

Neuntes Kapitel.

Es gab Anisgebäck und heißen Rotwein zum Vesper, auch Topfkuchen, aber wir saßen an dem fröhlichen Tisch, wie bei einem Leichenessen, weil Frederika nicht bei der Sache war; seitdem die Großmutter angefangen hatte, sich wichtig zu machen, zeigte sie ein dunkles Gesicht und sprach mit zugeschobenen Registern; sie war auch mit den Augen an einem ganz andern Ort. Dafür begann es in der Kirche nebenan lebendig zu werden, und zwar mit ganz besonderem Getöne. Geläutet hatte es bereits wieder eine Weile, wie denn der ganze Tag ein einziges Glockenspiel war mit einzelnen Unterbrechungen, während deren die Gläubigen dem Christkind musizierten und sangen. Nun erhob sich ein wunderliches Klingen und Säuseln mit Saiten, Pfeifen und Triangeln; ein Fließen und Rauschen aus der Orgel wob sich darein; darüber erhob sich langsam wie von Flügeln getragen ein Frauenchor. Ihm begegnete auf halber Höhe ein Männergesang, worauf sie miteinander einmütig in beschaulichen Melodien wieder hinabschwebten und endlich ganz verstummten, und nur das Saitengesäusel und Orgelrauschen mit gedämpfter Fülle weitertönte. Aber nicht

lange, so erhoben sich die Chöre von neuem, diesmal in geeintem Auftritt. Weiter als vorhin spannte der Doppelchor die Schwingen, und seine Flügelschläge brausten mächtiger. Auf immer gewaltigeren Akkorden erhob er sich über das tiefer erdröhnende Meer der Instrumente, und über den Sturm der Posaunen und Bässe hinweg schritt er in stolzen, eigenwilligen Harmonien von Schönheit zu Schönheit. Aber mit unruhigem Zickzackflug kam von fernher der Zweifel der Violinen herbeigeschwirrt und brachte die erste Verwirrung in die Harmonie, und plötzlich stand der Widerspruch des ganzen Orchesters breit und düster vor dem Chor. Damit begann ein erschütterndes Ringen. Zwischen den ewigen Wahrheiten und der ewigen Verneinung auf und nieder stieg der Kampf. Doch allmählich zog sich die Schlacht zur Seite; es war, als ob sich die Hadernden selber gegenseitig einer Grenze zudrängten, bis nach einem letzten fernen Aufschrei ihre Stimmen in einem Abgrund verstummten. Mit einsamem Weinen blieb die Orgel auf dem Platze zurück, und man merkte jetzt, daß sie in dem Streit der Erzengel gewesen war.

Als er fertig war, blieb es eine Weile ganz still, in der Kirche und bei uns. Die Dämmerung hatte sich derweilen aufgemacht. Draußen auf der Straße gingen die Weihnachtspassanten ihrem Vergnügen nach; man hörte sie schwatzen und lachen. Aber hier war es ausgemacht, daß von einem verwaisten und verlassenen Frauenwesen eine traurige Weihnacht begangen wurde. Denn als ich nun Frederika ansah und eben sagen wollte, wie das schön gewesen sei, merkte ich, daß sie wieder weinte, just so lautlos wie diesen Vormittag in der Küche. Aber sie ließ mich nicht weiter darüber kommen, sondern räumte ohne Aufenthalt den Tisch ab. Und zu mir sagte sie, ich sollte mich nur an den Kamin setzen; sie werde gleich mit der Lampe kommen.

Aus der Kaminglut begannen sich leise die Feuerscheine hervor zu spinnen. Zuerst huschten zwei feurige Eidechsen über den Backsteinboden. Dann ging eine Hand über die Tapete an der gegenüberliegenden Wand, strich an der Tür herunter und leuchtete über das Bild des jungen Schwaben auf der Kommode, daß es gewissermaßen selig aufschimmerte. Darauf flatterte allerlei Gevögel durch das nachklingende Gedämmer, und jeder Flug verschwand in den Winterpflanzen, die in der Ecke neben dem Fenster standen. Und dann war ein tiefes Glühen mit heimlicher Bewegung; es war auch Bitte und Zudrang darin, und ein seltsam schmerzhaftes und doch zugleich schmeichlerisches Herzbewegen ging davon aus. Der junge Schwabe stand jetzt fortwährend im Schein und brauchte nur noch zu sprechen anfangen. Aber was über mir lebte und wirkte, das war Kinderweben und Kinderatem. Auf einmal hatte ich selber einen Schuß Wasser in den Augen; es lag wohl in der Luft. Rings an den Wänden schwebten dazu die blauen Posaunenengel auf und nieder, alle zugleich auf und nieder. Und in der Kammer nebenan begann die Großmutter wieder zu beten und zu singen, aber nicht mehr so laut wie am Nachmittag, sondern ganz fein und kindlich; manchmal tönte es so, daß man sie direkt lieb bekam, wie bei einem jungen Mädchen, wenn es einem etwas abbetteln will. Dann klopfte irgendwo irgend jemand an, und Frederika erschien leise in der Tür, aber ohne Lampe. Sie war blaß, sah jedoch glücklich aus, nur ein wenig gespannt; man sah es durch den Schein. „Haben Sie's gehört?" fragte sie, und ihre Stimme klang wie auf einer Violine. Als ich aber den Mund auftat, winkte sie ab, ich solle schweigen. „Da ist's wieder," erklärte sie einfach und nickte mir zu. Sie stand nun direkt neben dem Schwaben, im gleichen Licht mit ihm, und zwischen und über uns ging das Kinderweben unentwegt weiter; ich dachte eine Weile darüber nach, wen sie meinen konnte mit dem „es" und warum sie nicht aufmachen ging; da klopfte es zum zweitenmal, und diesmal bei der Großmutter. Und dann mitten im Zimmer in der freien Luft. Da wußte ich Bescheid und hatte mich nur zu besinnen, ob ich jetzt erschrecken wollte oder nicht. Indessen da war gar nichts zu besinnen, sondern es stand in der Mitte des Zimmers, daß man es fast sah, und sang; oder die Großmutter sang; man wußte es schon nicht mehr genau. Und bei der Tür stand Frederika mit ihrem blassen Angesicht und freute sich; und auf der Kommode stand der Schwabe im Schein und freute sich auch, und er war auch bleich. Und die Engel

gegen war ruhig und achtbar und schön dazu, und es schien, als ob sie klug wäre, nach ihren hellen braunen Augen zu urteilen.

So war ich zu einem Unterkommen eingeladen, da ich's am wenigsten dachte. Wir sagten zueinander, da hätten wir einmal Glück gehabt, und das weitere werde sich jetzt auch finden.

Es wurde ausgemacht, daß Reske in Straßburg ein Zimmer mietete für sich und dort blieb, solange ich in Aberweiler sein mußte, nämlich bis in Straßburg eine Kondition aufging, die zu unserem Plan paßte. Er wollte sehen, daß er mich einmal besuchte; die Sonntage sollten bei ihm verbracht werden, und jede Woche hatte ich ihm einen Brief zu schreiben, zu dem ich mir Mühe geben mußte. Am Morgen des zweiten Januartages verließ ich Reske in der Herberge, um mich zu meiner vorläufigen Unterkunft zu begeben, die mir insofern schon recht war, als man sich wieder einmal auspflegen konnte. Aber es kam mir schwer an, von Reske zu gehen.

Es war Mittag vorbei, als ich mein Ziel von fern zu sehen bekam, und ein Uhr, wie ich endlich vor dem Haus meines neuen Meisters stand. Das sah mit seinen grünen Fensterläden und den weißen Gardinen dahinter sauber und wohnlich aus. Die Werkstätte befand sich, wie man von außen sehen konnte, unten gegen die Straße heraus in einem ladenartigen Lokal, einen halben Meter tiefer als die Straße, so daß man von draußen alles sehen konnte, was drinnen vorging; aber die Türe, die vom Trottoir direkt hinab- und hineinführte, war des Winters wegen verschlossen und verrammelt, und man mußte den Weg durch den Hausgang nehmen. Die Gesellen saßen zu dritt an zwei Tischen; der Meistertisch stand seitab, aber der Meister war nicht da. Die beiden steinernen Tritte, die von der Trottoirhöhe in den Hausgang hinabführten, waren mit weißem Sand bestreut, auch der Hausgang. Man schien hier auf Sauberkeit zu halten, und ich kehrte um und streifte nachträglich meine Schuhe am Scharreisen ab, das neben der Haustür angebracht war, denn an mir sollte es nicht fehlen. Es kamen auch noch drei Strohmatten, die ich nacheinander gewissenhaft benutzte, ehe ich am Treppenansatz vorbei vor die Werkstattüre gelangte und dort anpochte.

„Ein fremder Schuhmacher! Der Meister hat mich gestern eingestellt, in Straßburg. Grüß' Gott das Handwerk.“

Gerade verkehrt hatte ich meinen Spruch angebracht, aber es machte weiter nichts, sondern einer der Gesellen sagte, es sei recht, der Meister habe schon geglaubt, ich komme nicht, und ich solle jetzt ein bißchen warten. Es dauerte auch nicht lange, so kam dieser selber, diesmal in der Schürze und mit einem Schildpattkneifer auf der Nase, über den er aufwärts hinweg schielte. Er sagte dasselbe, wie der Geselle, es sei recht und er habe mich schon nicht mehr erwartet, und außerdem fragte er mich, ob ich schon etwas zu Mittag gegessen hätte. Das war nicht der Fall, wie er eigentlich von selber hätte denken können, und ich mußte daher vor allem anderen in die Küche gehen, um etwas zu essen. In der Küche war das junge Mädchen, das ich gestern bei ihm gesehen hatte; er nannte sie Barbara und sagte, ich müßte eine Mahlzeit haben, bevor man mir Arbeit zumuten könne, und sie solle das Nötige einrichten.

Da antwortete sie, das werde schnell getan sein, weil sie es warm gestellt habe, ich solle nur hersitzen. Und sofort hatte ich einen Teller vor mir und Suppe darin, und sie ermahnte mich, ich solle mich nur nicht genieren, sondern mich richtig satteſſen, wie es sich gehöre und hier im Hause Mode sei. Sie hatte heute ihre Hörner nicht auf, sondern stand mit dem bloßen Scheitel vor mir, und der war wie mit dem Lineal gezogen. Sie hatte braunes Haar; das leuchtete auf eine Art, als ob sie Goldstaub darein streute; ihre Zöpfe trug sie um den Kopf gewunden, und die waren nicht dünn. Ihr Aussehen war herzlich und wohlmeinend, aber es stand etwas dahinter, das einem sagte, daß man nicht so leicht fertig wurde mit ihr, wenn sie nicht wollte und man im Unrecht erschien. Der Alte hatte sich gleich wieder verzogen mit der Weisung, daß Barbara mir die Kammer zeigen solle, wenn ich fertig sei. Die Jungfer trug mir auf, versah dazwischen ihre anderen Geschäfte, und geplaudert wurde weiter nichts, als daß sie einmal fragte, wo ich meinen Kollegen gelassen habe? Da sagte ich, der sei vorläufig noch in

Rosen.
Gemälde von Prof. Walter Georgi.

tanzten. Da saß ich steil auf meinem Stuhl und heulte los, gerade so lautlos und eben herunter wie Frederika, und irgendeine Hand hielt mir so lange das Herz, bis es leichter ging.

Die Großmutter sang wie ein Engel. Sie sang das Te-Deum, das kannte ich. Und Gott mochte mir helfen; oder die Engel bliesen dazu. Sie hatten alle ihre Posaunen am Mund, schwebten auf und nieder und machten eine Musik, wie wenn der Wind in Telegraphendrähten geht. Und „es" schüttelte die Klingel in der schwebenden Zimmermitte, und wenn „es" knickste, so trat die Helligkeit zurück und drang dann schimmernd wieder zu. Wenn sie zudrang, so flatterte mir vor meinem innern Auge ein Kinderhemdchen vorbei; das war hinten offen und war mehr ein Jäckchen als ein Hemdchen, und kam aus einem Frauenhemd. Das Hemd gehörte Frederika; aber das Jäckchen hatte „ihm" gehört, das jetzt die Klingel schüttelte. Aber Frederika schüttelte jetzt auf einmal das Haupt und wollte von irgend etwas nichts wissen, nach dem sie gefragt worden war. Sie lächelte auch ein wenig, aber nicht fröhlich. ‚Er tut's nicht!' sagte sie freundlich. ‚Weil er weiter will und studieren. Wir müssen ihn eben gehen lassen.' Das ging mich an, und es lief mir warm den Rücken hinunter und kalt wieder hinauf. Zwar man mußte bedenken, ich hatte ziemlich viel Glühwein getrunken, aber was ich sah mit meinen Augen und hörte mit meinen Ohren, das hatte mit keinem Glühwein auf der Welt etwas zu tun. Und es war nach mir gefragt worden, das spürte ich noch in den Haarwurzeln. Vielleicht sollte ich dem Kind wieder zum Leben verhelfen und der Familie, hatten sie gemeint, darum hatte es auch so geschmeichelt und gezupft in mir, als das Kindertreiben in der Luft losging. Und hatten mich alle so freundlich angeschaut, auch der Schwabe. Aber da saß ich, ich konnte nicht anders. Es war mir so schrecklich, als hätte ich Gift geschluckt oder als sollte ich ins Zuchthaus kommen. Der Schwabe machte jetzt ein unglückliches Gesicht und trat in sein Bild zurück. Es wurde auch gleich ein ganzes Teil dunkler im Zimmer, und die schwebende Mitte hing auf einmal leer über dem Fußboden; das Mysterium hatte sich davon gemacht. Nur die Großmutter sang noch: Te Deum laudamus, aber allein; die Klingel läutete nicht mehr, und die Engel bliesen nicht mehr. Schließlich schien die Großmutter was zu merken in ihrem Schlafzimmer und brach auf einmal ab, und jetzt war es völlig still und alles vorbei, und dunkel dazu, weil die Kohlen übereinander gefallen waren.

Ich erwachte; wenigstens war es so gut, als tauchte ich mit offenen Augen aus einem Schlaf und Traum auf. Ich hörte mich noch seufzen, und meine Backen waren naß. Ich sah mich um und konstatierte der Reihe nach alle Umstände, die mich umgaben, und es verhielt sich mit allem nach der Richtigkeit; der Schwabe war in seinen Rahmen zurück und sah blaß und übernächtig aus; die Engel standen steif und blau an den Wänden hinauf; die Kohlen lagen mit wenig Glut übereinander; und Frederika hob sich dunkel von der Tür ab und ging jetzt schräg durchs Zimmer nach der Kammertür. Gleich darauf kam sie aber eilig wieder heraus und lief nach der Küche, wo sie merkwürdig mit dem Lampenglas klirrte, und als sie mit der brennenden Lampe auftrat, schwankte die in ihrer Hand und tanzte. Sie sah gerade aus nach der Kammer und tat, als wäre ich nicht da, so steif stand ihr Blick an mir vorbei. Drinnen gab es eine Stille, und darauf einen Ton, wie wenn eines einen Zahn gezogen bekommt und nicht schreien will oder kann. Diesmal fuhr mir unverhohlen der Schreck in die Glieder, und ich wollte schon aufspringen, da trat Frederika unter die Tür, hielt sich mit der Hand am Pfosten fest und sagte, daß die Großmutter tot sei. Da blieb ich in der Schwebe, weil es mir ins Kreuz gegangen war, und so sahen wir uns eine Zeitlang stumm an. Sie war jetzt wieder ganz anders, dunkel und gelöst, und schwer sah sie aus, kein Mensch konnte sie heben oder tragen.

„Wieso?"

Die Frage fiel aus meinem Mund wie die tote Katze aus dem Fenster; sie war eine Folge vollständigen Verstörtseins. Aber Frederika hörte nicht darauf; ihr Kopf befaßte sich mit irgendeiner Vorstellung oder Verwunderung.

„Sie ist gewiß selig gestorben. Sie

lacht über das ganze Gesicht. Sie sieht aus wie ein Kind. Mein Kind lachte so. Sie gleicht ihm jetzt."

Ach so, richtig:

„Flieg auf eine Stunde.
Bete für mich ein Jahr.
Segne mich hundert Jahre."

Jetzt hatte sie dreie droben, wenn's ein Droben gab.

„Kommen Sie sehen. Wollen Sie?"

Ja, ich wollte. Ich stand auf, und sie trat von der Tür weg, daß ich hinein konnte; sie selber folgte langsam. Die Tote lag auf dem Bett im vollen Lampenlicht, und es war alles wahr, vom Lachen und von dem Kindergesicht. Und es war wieder so, daß man sie plötzlich lieb bekam wie vorhin, als sie mit der feinen Stimme sang. Übrigens, jetzt wollte ich es wissen.

„Ich habe vorhin geträumt am Kamin, sie hätte gesungen: De Deum laudamus."

Frederika streifte mich mit einem verwunderten Blick; dann sah sie wieder zur Toten. „Sie hat gesungen. Das ist kein Traum." Und zögernd setzte sie noch hinzu: „Sie saßen ja mit offenen Augen und weinten; wissen Sie das nicht mehr?"

„Doch, ich weiß."

Nun hätte man sich nur noch des andern versichern müssen; aber man konnte es nicht in Worte fassen, so merkwürdig war es; und dann traute man sich auch nicht von wegen des Weinens. Aber die Großmutter, die war tot, und gesungen hatte sie auch; und wenn ich Frederika ansah, so glaubte ich auch an das andere, denn es ging ihr noch in den Augen um.

Aber nun waren wir umgehend zu Totenwächtern geworden und zu Trauerleuten. Die Großmutter mußte betan sein, und es war allerlei zu verrichten. Ich sagte, ich wolle gern auch etwas tun, wenn ich zu brauchen sei, und so schickte mich Frederika nach Kerzen und nach Wacholder, indem sie mir's französisch vorsagte; die Läden waren trotz des heiligen Tages offen.

In der Zeit war die Großmutter gewaschen und angezogen, und wir konnten uns zum Abendessen setzen. Die Tür zur Kammer ließen wir offen, und die Kerzen schienen vom Totenbett zu uns hinüber. Wenn man hinsah, so fielen einem Jakobs Himmelsleiter ein und Johannis Offenbarung, und man glaubte an Gott; aber wenn man an sich selber dachte, so glaubte man nicht mehr an ihn. Frederika war wieder etwas heiterer geworden, denn schließlich handelte es sich nicht um ein Kind oder einen Liebsten, sondern um eine alte Frau, von der man ohnehin nicht mehr viel gehabt und verstanden hatte. Sie fragte mich, ob ich sehr erschrocken sei, nötigte mich, zu essen, und erzählte dies und das aus dem Leben der Großmutter, besonders daß sie sich mit Dorian, dem Schwaben, so gut verstanden habe, obgleich die beiden kein Wort miteinander reden konnten. Sie habe mich übrigens für ihn gehalten diesen Nachmittag. Ich besänne mich doch, daß sie sich an der Kammertür nach mir umgedreht und etwas gesagt habe? Nämlich: „Laß nur, wir kaufen Dir ein Geschäft." Damit sei aber die vergangene Weihnacht gemeint gewesen und Dorian, weil es sich darum gehandelt habe damals, daß sie hatten heiraten wollen. Und zu Frederika habe sie dann gesagt: „Und das Kindchen bekommt seinen Vater." Sie schwieg und sah vor sich nieder, und ich dachte an die schwebende Zimmermitte und an den Kranz droben im Kämmerchen mit der Inschrift. Der Schwabe schaute mit seinem gewöhnlichen Gesicht aus dem Rahmen und war wieder ziemlich weit weg. Und die Großmutter lag still auf dem Totenbett und wurde langsam wieder eine alte Frau; nach einer Stunde sah sie noch um zehn Jahre älter aus, als diesen Mittag. Jetzt schwebte sie vielleicht weit hin den freudigern Breitegraden ihrer Hoffnung entgegen; denn was der Mensch will, das wird er haben, wenn die Stunde da ist. Sie hatte überdies zu den wenigen Auserwählten gehört, die zu sterben verstehen.

Frederika arbeitete innerlich an etwas, man konnte es ihr ansehen. Schließlich hatte sie wieder das dunkle Gesicht, und dann hob sie die Augen und sah mich geradeaus an.

„Sie hat auch von Ihnen gesprochen," sagte sie. Sie hat Sie gesehen mit dem andern, der bei Ihnen ist. Er hat einen dunklen Bart und ist größer als Sie. Und Ihr gingt auf der Landstraße. Wie sie am Fenster saß diesen Nachmittag und mich rief, da war es. Sie sagte, Ihr hättet

jeder ein schweres Gewissen, und es käme Euch etwas Dunkles nach. Aber bei Ihnen läge es in der Zukunft."

Sie wurde unruhig und bekam wieder nasse Augen, aber sie ließ ihm nicht den Lauf. Ich suchte sie herumzustellen, indem ich erklärte, Reske sei gar nicht dunkel, sondern blond, und es könne kein Mensch wissen, was die Großmutter gesehen habe, jedenfalls nicht uns. Aber sie schüttelte den Kopf.

„Darauf kommt es gar nicht an, sondern daß es überhaupt da ist. Sie müssen natürlich selber am besten wissen, was es ist mit Ihrer Studiererei und ob er es gut meint mit Ihnen. Man könnte Ihnen ja auch die Karten legen. Das heißt, es braucht eigentlich keine Karten für einen Menschen mit guten Augen, denn was Sie wollen, ist ein Roman ohne Wirklichkeit. Und daß Ihr Kamerad etwas auf dem Gewissen hat, das haben Sie selber erzählt, und das bringt kein Glück. Man wird ihn eines Tages ins Gefängnis tun oder er wird sich das Leben nehmen oder sonst zugrunde gehen. Und Sie sind dann sein Kamerad gewesen, und wer weiß, was er Ihnen alles auflegt. Freundschaft legt auf. Ich wollte, daß Sie das einsähen, bevor es Sie reut. Und wenn Sie auch nicht bei mir bleiben wollen, obwohl ich nicht sehen kann, warum. Aber mir ist, als seien Sie schon Monate bei mir. Und so Gott befohlen. Nachher lege ich Ihnen doch die Karten."

Sie stand auf und räumte den Tisch ab. Sie hatte es in der Hand, einen mit sieben Worten todtraurig zu machen, und hatte es jetzt wieder getan. Nicht weil sie dies oder das sprach, sondern sie hatte recht: es war etwas da, aber man sah es nicht. Das heißt, es war auch nichts, als vielleicht Einbildung und Schwermut, und nur wenn sie redete, so legte es sich auf einen, weil sie so unglücklich war und auch jetzt kein Glück bereiten konnte. Man kam sich dann an allem schuld vor und bekam fremde Last ins Gewissen.

Frederika brachte die Karten und setzte sich damit an den Tisch. Sie ließ mich mischen; eigentlich wollte ich nicht darauf eingehen, aber dann mußte ich doch. Danach legte sie aus.

„Erst die Verlegenheit," sagte sie. „Da sind Sie. Da sind Ihre Eltern. Ihre Mutter muß noch am Leben sein. Aber Sie haben kein Glück mit ihr. Sie besitzen eine Schwester; warum sagten Sie, Sie hätten keine? Sie sind noch unschuldig und haben auch keine Dame. Da ist Ihr Kamerad. Die Todkarte geht von ihm aus; hier. Eine Dame liebt Sie; mit Schmerzen und ohne Hoffnung; das bin ich. Sie werden aus diesem Haus gehen in kurzer Zeit; da steht: Sie werden in eine Stadt kommen bei der Stadt und eine Liebe haben, aber sie wird unglücklich ausgehen, und es werden viele Tränen und schwere Vorwürfe über Sie kommen, und der Tod geht Ihnen hart nach; aber ich kann nicht sehen, zu wem er steht, zu Ihnen oder zur Dame. Es ist Geld dabei und ein Haus, aber Sie können sich doch nicht freuen, und es wäre besser, Sie griffen nicht danach. Mit Ihrem Kameraden werden Sie nicht mehr viel Unternehmungen treiben, sondern es kommt manches zwischen Euch, ich glaube sogar die Dame, auch ein Land. Und es liegen ihm lauter böse Karten zu. Eine davon geht von ihm zu Ihnen über, und sie wird Ihnen weh tun. Das ist alles. Und meine Karten haben mich noch nie belogen; Sie können es aufschreiben und nachlesen nach Jahr und Tag, dann werden Sie wissen, daß Sie hier in den Spiegel gesehen haben."

Sie war wieder schwer und ging mit ihrer Sache ganz sicher. Aber es war doch nicht richtig.

„Nein," antwortete ich, „das weiß ich gar nicht, sondern meine Mutter ist zum Beispiel auf dem Meer ertrunken, wie sie nach Australien zu einer neuen Heirat wollte, und lebt also nicht mehr. Und eine Schwester habe ich noch nie gesehen. Wenn aber die Vergangenheit nicht stimmt, wie soll ich da an ihre Zukunft glauben? Es ist keine Kunst, Dinge zu behaupten, die niemand beweisen kann. Ich könnte auch vielen vieles weissagen und keiner dürfte dazu bemerken, es ist Unsinn, sondern ich würde ihnen antworten: ‚Wartet, bis es geschehen ist oder nicht geschehen, und dann urteilet.‘ So ist man leicht ein guter Prophet."

Sie sah immer noch an mir vorbei an die Wand. „So will ich Ihnen den Beweis legen auf eine andere Art; und wenn nicht dasselbe herauskommt, so dürfen Sie mich schimpfen; wenn aber dasselbe fällt, so

müssen Sie weiter freundlich sein mit mir."

Das ging gegen meinen rauhen Ton, und es tat mir leid, aber Karten wollte ich nicht mehr gelegt haben und sagte es. Da raffte sie das Spiel langsam zusammen und erwiderte nicht ein Wort. Ihr Gesicht war wie ein verschlossener Schrank, aber es bewegte sich etwas ganz Neues dahinter, daß man beklommen war; man wurde nie fertig mit ihr.

So standen die Dinge gegen zehn Uhr. Gleich darauf tönte die Hausglocke. Als Frederika aus dem Fenster fragte, stand Reske drunten und wollte schnell mit mir reden. Aber sie ließ mich nicht hinab, sondern nötigte ihn herauf und öffnete ihm die Türen. Dann standen wir voreinander im Zimmer, und Frederika betrachtete ihn. Er sagte, er sei mit Feuer aus seiner Herberge ausgetrieben worden, indem das Haus brenne. Nun wolle er mir nur für alle Fälle schnell mitteilen, daß er in der Rue Rochefort bei den Guten Frauen untergekrochen sei. Darauf wandte er sich an Frederika und machte ihr ein Lob und Ansehen für die Aufnahme, die ich bei ihr hatte, was sehr verbindlich von seinen Lippen kam; man hörte wohl, daß er unter gutem Volk aufgewachsen war, und ich war stolz. Weil ihm der Kerzenschein von der Kammer in die Augen fiel, meinte er, es sei ein Christbaum oder eine Krippe, und wünschte uns guten Festschluß. Dann empfahl er sich. Er wollte es nicht leiden, daß Frederika ihm die Treppe hinab leuchtete, aber sie ging dennoch mit, und drunten sprachen sie noch ein wenig französisch miteinander, und es klang sehr verbindlich von beiden Seiten, während ich hier mit der toten Großmutter allein war, als ob es meine gewesen wäre. Als Frederika aber mit der Lampe zurückkam, sah sie eher bedenklich aus als erheitert, und ließ nichts über Reske vernehmen, wie ich doch erwartet hatte. Hingegen ging ein Gefühl aus von ihr, daß ich meinte, sie sei leichter gegen ihn als für ihn, obgleich ich nicht wußte warum, sonst hätte sie doch über ihn gesprochen.

Aber es ging nun überhaupt zu Ende zwischen uns. Und daran war sie schuld, weil sie aus der Art fiel und Dinge tat, die sie nicht tun sollte. Zunächst zwar brachte sie noch einmal heißen Wein und Kuchen, und ich mußte wieder essen und trinken; sie stieß mit mir an, trank aber selber nicht viel, sondern wollte es von mir haben. Aber ich trank auch nicht viel, weil ich keine Laune hatte dazu. Dann nahm sie die Lampe und sagte, wir wollten die Großmutter noch einmal sehen. Die sah jetzt aus, als wollte sie auch noch mit dem Leib wegschwinden, nachdem sie schon mit dem Geist fort war, so klein war sie geworden. Es war ein Fleckchen Schnee, das in der Lampenwärme wegschmolz. Darum bekam man auch keine Leichengefühle und Widerstrebungen, sondern man fand sich ungehemmt zu tun und denken, was man sollte, weil sie gar nicht mehr hergehörte und da war.

Frederika sagte, wir wollten die Nachtwache abmachen. Wenn ich einverstanden sei, so sollte ich bis ein Uhr wachen, weil sie jetzt sehr müde sei vom Tag; hingegen wolle sie dann von ein Uhr bis zum Morgen wachen, damit ich doch ausgeschlafen wieder auf die Reise käme. Sie werde sich jetzt hierbei zu Bett legen, und ich solle sie dann wecken. Sie ging noch einmal hinaus, um die äußere Tür zu schließen. Dann kam sie durch das Sterbezimmer hinter mir vorbei und trat mit dem Lämpchen durch eine Tapetentür in das ihre, das gleich daneben lag. Die Tür ließ sie hinter sich offen. Ich nahm einen Stuhl neben der Großmutter ein und rückte mich für die Wache zurecht. Es war jetzt elf Uhr. Die paar Stunden konnten unter Umständen sehr rasch herum gehen. Wahrscheinlich weckte ich Frederika erst um zwei Uhr statt um ein Uhr, wie sie befohlen hatte. Dann schalt sie, und es gab etwas zu lachen. Sie kam übrigens noch einmal nach der Großmutter sehen, mit bloßem Arm und im Unterrock.

„Und also um ein Uhr wecken Sie mich, Konrad."

„Jawohl, um ein Uhr. Und schlafen Sie wohl."

„Danke."

Sie verschwand wieder durch die Tapetentür, und es wurde still. Jetzt nun ging meine Wache an. Es war seltsam und machte nachdenklich. Warum wachte man eigentlich? Man dachte immer noch, vielleicht sei es doch anders. Wenn aber eins

fort ist, hat es wirklich keinen Sinn, daß man noch bei ihm wachen will. Und was war nun wohl geworden aus ihr? Man konnte es sich nicht vorstellen.

In der Kammer nebenan räusperte sich Frederika. Und dann rief sie mich an: „Konrad."

Es war etwas in ihrer Stimme, ein Klang, eine Bewegung, daß ich sofort Wichtigkeit witterte. Und als ich ihr gehorchte, da stand sie vor ihrem Bett, sah mich groß an und öffnete die Lippen zum Sprechen, schloß sie aber wieder und begann statt dessen zu erröten, von den Schläfen über die Wangen hinab und so weiter, daß es sie bis an den Hals hinunter färbte. Dann stieg sie in ihr Bett. Da ging ich, und dann saß ich wieder auf meinem Stuhl und war unglücklich und wütend, nicht über Frederika, sondern über mich und über die ganze Welt.

Später räusperte sich Frederika wieder in ihrer Kammer.

„Sie können ruhig hinaufgehen. Es ist gar nicht nötig, daß man wacht."

Der Ton kam aus keiner Tiefe herauf und von keiner Höhe herab, sondern ging wie ein Mittagsregenwind über eine leere Ebene. Es war mir nicht recht, daß es so auslaufen sollte, und ich rührte mich nicht. Und da blieb es wieder eine Weile so. Ich wollte ihr gern etwas sagen, was das Kind wieder auf den Stuhl hob, aber es fiel mir nichts ein, so stark ich auch nachdachte. Ich konnte nichts sagen. Aber schließlich begann sie eine Rede.

„Sie brauchen jetzt nicht zu trotzen, denn es nützt nichts. Entweder ein Mann erfaßt sein Glück, oder er erfaßt es nicht; sonst ist nichts dabei. Und daß Sie dumm sind, dafür können Sie nichts, weil Sie noch keine Erfahrungen gemacht haben. Ihr Kamerad soll es Ihnen sagen, er weiß es, denn er hat mich höflich behandelt und hat Erfahrung. Ich könnte Ihnen ja zusetzen und Sie überrumpeln, denn Sie sind in meiner Macht; aber ich will nichts Gezwungenes. Es kann sein, daß Sie später einmal über mich lachen, vielleicht. Aber es ist mir gleich. Es kann auch sein, Sie lachen nicht, sondern sitzen beim Dunkelwerden in einem Winkel und spintisieren und sagen: ‚Es hat mich keine besser lieb gehabt als die Frederika in Nancy.' Aber gehen Sie nur jetzt Ihren Weg weiter, nach Rom und nach Griechenland, meinetwegen auch nach Persien und Afghanistan. Lernen Sie Lateinisch und Türkisch und tun Sie sich um. Sie werden früh genug ein Ende finden, denn ich kenne Sie, als ob ich Ihre Mutter wäre. Es wird kein Vierteljahr dauern, so besehen Sie ein Unglück und merken, daß Sie an der Nase geführt worden sind. Und nun gehen Sie schlafen. Gehen Sie, ich will es. Ich werde mich schon nicht fürchten. Das Lämpchen steht draußen auf der Kommode; die Streichhölzer liegen daneben. Denken Sie nicht weiter darüber nach, was Sie jetzt gehört haben, denn es nützt nichts, Sie verstehen es doch nicht. Gute Nacht."

Da war ja nun wohl nichts anderes zu tun, als daß ich ging. Ich war geohrfeigt und abgekanzelt und wußte nicht wofür. Es war unerfreulich und unverständlich, aber man mußte es ertragen; von Frauen mußte man alles ertragen. Ich erhob mich daher und sagte auch Gutenacht. Draußen steckte ich das Lämpchen an, wie sie mich geheißen hatte. Dann ging ich aus der Wohnung und stieg die Treppe hinauf. Ich hörte noch, daß sie unten wieder verschloß; darauf nahm mich mein Zimmer auf.

Dort stand ich vorerst noch eine Weile am Fenster und sah hinaus, wobei ich darüber nachdachte, wie mich eine Französin apostrophiert hatte. Am Morgen hatte ich sie noch geküßt, fehlrangiert stand jetzt der Zug auf den Geleisen. Am Himmel brannten alle Weihnachtssterne, und es war wieder ein großes Leuchten und Festfeiern in der Höhe. Aber in der Pfarrkirche war jetzt Ruhe. Nur das ewige Licht spann seinen Schimmer durch Chor und Schiffe und unterhielt ein leises Glühen in den hohen Fenstern. Die Gärten lagen dunkel und ruhig im Schatten der Häuser. Ein paar späte Christbäume brannten noch, und die letzten Weihnachtslieder verklangen. Morgen war wieder ein Werktag und sollte es mit uns weiter gehen, Deutschland zu, nach Straßburg. Dort oder in der Umgegend gab's gewiß Arbeit. Unter diesem Gedanken zog ich mich aus und legte mich zu Bett. Und weil ich es nötig hatte, schlief ich bald ein und hatte eine dunkle und traumlose Nacht.

Als ich am andern Morgen in die Stube trat, war Frederika nicht vorhanden, sondern zwei fremde Weiber, die sich um die tote Großmutter zu schaffen machten. Sie waren allem Ansehen nach über mich unterrichtet, und eine sprach eine französische Sache an mich hin, wovon ich nur etwas von Mademoiselle Gautier und Administration verstand und daß ich hinsitzen und essen solle. Da merkte ich, daß gemeint war, ich werde sie nicht mehr zu sehen bekommen, und setzte mich zum Tisch, aber es war kein Geschmack dabei, und ich würgte. Schließlich ließ ich es stehen und griff nach meinem Reisezeug. Das Weib zeigte mir ein Papierchen mit Geld, das ich nehmen solle, aber ich wollte nicht, worüber sie wieder viel Gespräch machte. Schließlich zuckte ich die Schultern und sagte, ich müsse gehen und Adieu und Merci beaucoup. Ich hätte gern etwas aufgeschrieben für Frederika, doch fehlte es an Bleistift und Papier, und ich verstand es nicht zu verlangen. So nahm ich die Tür in die Hand und ging ab.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Die Erwartung der Landesgrenze machte die Füße leicht und die Straße fröhlicher. Gewisse Schatten verloren sich oder traten hinter die Gegenstände, und das Licht nahm langsam zu über der Anschauung. Es war doch viel Erlebnis und Schönheit dabei gewesen, und wenn man nicht hätte erschrecken müssen, so wäre vielleicht Freude davon gekommen. Man bekam aber auch Sehnsucht nach allen, nach Frederika, nach der Großmutter, nach den Engeln an den Wänden, und es war schade um vieles, daß es so klanglos und fremd ausgelaufen war.

Am nächsten Abend, eine Stunde nach Sonnenuntergang, beleuchtete Reskes Streichholz den Kilometerstein Numero eins, und nach einer kleinen Viertelstunde standen wir beim deutschen Grenzzeichen; da war der Adler ein lieber Vogel.

„Hurra, Deutschland!“ sagte Reske halblaut und mit bewegter Stimme.

Er setzte sich auf den Grenzstein, und ich stand daneben. Beide schauten wir den Weg zurück, den wir hergekommen waren, und dann voraus den, den wir noch zu gehen hatten. Da und dort traten die Umrisse eines Baumes aus dem Dunkel. Über uns drängte sich das Gewölk, düster und lautlos, alles nach Deutschland hinein. Der bleiche Schein der Straße floß hüben und drüben in die Nacht, verlassen, unheilgewärtig. Die Nacht stand sich selbst gegenüber in zwei Heerhaufen, die einander bedrohten und bewachten. Und weil am Himmel Wolkengang war, so lebte es in den Heeren, und man hörte Losung raunen, die zum Aufbruch trieb.

So nahmen wir unsern Weg wieder unter die Füße, und nach ein paar guten Unterkommen zogen wir am Altjahrabend an einer bayrischen Torwache vorbei in die alte, gute, mehr oder weniger treue und vielbesungene Reichs- und Domstadt Straßburg ein. Es war diesmal noch eine gute Tageszeit, so daß zu allen Unternehmungen, die wir noch für diesen Tag vorhatten, reichlich Muße zur Verfügung stand. Nämlich Reske hatte sich von seiner Mutter in Königsberg für den Silvester ein Paket nach Straßburg bestellt. Das war das eine Geschäft; aber wenn das Paket eingelöst werden sollte, so mußte ich zuvor meine Uhr versetzen, die wir bis jetzt geschont hatten; und das war das andere Geschäft. Es wurde jedoch alles zur Zufriedenheit erledigt, und nach einer weiteren Stunde saßen wir in der Herberge hinter einem Tisch. Wir öffneten das Paket, und mit den guten Dingen, die es enthielt, kam eine Menge Behagen und Silvesterfröhlichkeit ans Licht. Da erschienen drei Paar Strümpfe, zwei warme Hemden, Unterwäsche verschiedener Art, Fleischpastetchen von Reskes Mutter selber gebacken, Toilettenbedürfnisse, zwei dicke lange Würste, ein seidenes Halstuch, ein schöner brauner Kuchen, ein Brief und fünfzig Mark in bar. Einige andere Dinge und Kleinigkeiten, die noch dazwischen lagen, bekam ich nicht zu sehen. Und als er den Brief las, zog er sich den Hut über die Augen und sagte lange nachher kein Wort als Ja oder Nein.

So ging dieser Tag aus, und nachdem der Herbergsvater unterm brennenden Christbaum eine Silvesterandacht gehalten und mit und für uns gebetet hatte, kamen wir zu Bett. Aber am andern Morgen war wieder frische Laune da, und wir

gingen als gute deutsche Kinder das Münster sehen. Man kam so die lange Gasse hinauf und über den Gutenbergplatz mit dem Denkmal, aber die Krämergasse herab fiel einem urplötzlich der Schein des gewaltigen Wahrzeichens in die Augen, daß man die Lider gar nicht weit genug spannen konnte. Es füllte einen sofort völlig aus, daß es mit der Basis einem auf dem Herzen stand und mit dem Turmknauf direkt innen vor dem Augenstern, daß man blinzelte. Und dazu lief einem eine Ehrfurcht über den Leib. Unten hinein wimmelte eine Menge Volk zur Neujahrsmesse, aber es sah nicht aus, als sei der wunderbare Bau mit Turm und Zinne von Menschen und zu dem Zweck gebaut worden, zu dem man ihn benutzen sah, sondern als sei er aus früheren Zeiten stehen geblieben und von winzigen Eindringlingen so vorgefunden worden. Lauter kleine Bürgerhäuser standen vertraulich darum herum, und darin arbeiteten in der Woche Küfer und Bürstenbinder, daß man es weit herum hörte und roch; jedoch wenn man auf dem Turm droben stand, so sah man sie gewiß wie Maikäfer unten herum kriechen. Die Rosette über der Haupttüre war größer als das größte Mühlrad, aber die einzelnen Felder schimmerten im Neujahrssonnenschein wie riesenhafte Entenflügel und Pfauenschweife. Und darüber schwangen sich die dunklen Bogen und stiegen raketenhoch die schlanken Pfeiler, und liefen die Simsen und segneten die Heiligen, daß es ein Fest war anzusehen.

Übrigens fand man sich in Straßburg da und dort an Paris erinnert, nicht durch Großartigkeiten, sondern durch Anordnungen, zum Beispiel durch die Gewerbslauben, die an die Louvre-Arkaden gemahnten. Die Orangerie vor den Toren war das Marsfeld der Straßburger, aber das Theater, der Broglie-Platz und der Statthalterpalast sahen schon an sich würdig und bedeutend aus. Durch die Straßen trieb sich überall ein munteres Leben; man hörte französische Konversation und sah vielfach an Putz und Auftreten französische Gewöhnung, jedoch die zehn oder zwölf Regimenter deutscher Soldaten und die deutschen, besonders schwäbischen, Eingewanderten hatten manches Übergewicht im Bild. Aber als die Wachtparade aufzog, war alles nur noch ein Trieb und eine Bewegung, und es gab keine Fremden und Einheimischen mehr, sondern nur noch Schaulustige. Jetzt tauchten auch junge Mädchen auf, die mit Eltern oder sonst aus der Umgegend in die Stadt hereingekommen waren, vielleicht um der großen Neujahrsmesse beizuwohnen, die im Münster gehalten worden war, vielleicht aber einfach zum Vergnügen. Man kannte sie vor allem an ihrer Tracht, die schöner und kleidsamer war als manche andere und sich besonders durch zwei seidene Hörner oder Schleifen auszeichnete, die sie auf dem Kopf trugen und von denen an den Enden ebensolche Fransen herabhingen.

Als wir den Weg zur Herberge zurücknahmen, holten wir einen älteren Bürger mit einem jungen Mädchen ein, das eben in einer solchen Tracht mit Seidenhörnern und einem seidenen Umschlagtuch über den Schultern an seiner Seite ging; weil die Sonne schien, trug sie das Jäckchen am Arm. Es war in der Gasse, an der die Herberge lag, und uns konnte man unsere Zugehörigkeit wohl ansehen. Daher machte es sich, daß uns der Bürger ansprach, ob wir fremd seien und ob in der Herberge vielleicht ein Schuster gewußt würde, aber es müsse ein junger sein; mit alten Sündern möge er sich nicht mehr befassen. Er sah uns an und das junge Mädchen auch, und sie machten beide ein gutes Zutrauen zu sich, so daß sich Reske beeilte, mich zu erkennen zu geben: ich sei ein Schuster und wolle auch arbeiten, aber es müsse bald sein. Da sagte der Meister, es sei recht, so paßten wir aufeinander, und der Effekt von der Sache sei, daß ich morgen antreten könne, sofern ich mich nicht auf Straßburg kapriziert habe, denn er wohne in Aberweiler, das ein paar Stunden von hier gegen Frankreich liege. Reske antwortete wieder für mich, und ich hatte nichts zu tun, als das Mädchen anzusehen und den Meister. Der Meister war ein Mann von vielleicht sechzig Jahren, mittelgroß, ein wenig gebeugt, besonders nach der rechten Seite, wie alle Schuster, und von einem Ansehen in seinem Gesicht, von dem man nicht gleich wußte, war es Weisheit oder Schusterpfiffigkeit, aber wahrscheinlich war es beides; es lebte auch ein gutes Teil Gesprächigkeit in ihm. Das Mädchen da-

Auf der Düne von Katwyk. Gemälde von Prof. Max Thedy.

Straßburg geblieben. Das fragte sie vielleicht nur, um mich einmal reden zu hören, weil Reske gestern alles allein gesprochen hatte. Nachher sagte sie noch: „So, jetzt kommt, daß ich Euch die Kammer weise.“

Aber draußen kam gerade einer der Gesellen des Weges, und da übergab sie mich ihm. Der führte mich hinauf und ließ mich dort allein, damit ich mich umkleidete.

Die Kammer befand sich direkt unterm Dach und lag an der Rückseite des Hauses, mit dem Blick auf den Kanal und auf Feld, Berg und Wald jenseits des Kanals. Sie selber war nicht eben zu groß, wenn man bedachte, daß nachts vier Mann darin hausen sollten, in zwei Betten, wie es schien. Für alle vier war ein Schrank vorhanden, in dem man die Kleider unterbringen konnte. Die Wände hatten sie mit Illustrationen aus Sonntagsblättern beklebt und benagelt, und dazwischen hingen Photographien von alten und jungen Leuten. Ein Mädchen war auch mit in der Symmetrie; wie ich nachher erfuhr, die Braut des Altgesellen, der dies Frühjahr heiraten wollte. Sie steckte in einem Rahmen aus gepreßtem Messingblech, und sah ein bißchen dumm in die Welt, schien aber nicht böse zu sein, und da ging es noch an.

Eine Viertelstunde später klopfte ich in der Werkstätte meine erste Sohle, daß es klang, obgleich mir der Hammer schwer vorkam; aber man durfte sich keine Schwäche anmerken lassen, weil gerade bei den ersten Handgriffen einem am schärfsten auf die Finger gesehen wurde, wenn auch keiner direkt hersah; sie schielten nur aus den Augenwinkeln. Der älteste Geselle hieß Fritz, war ein kleines, falthäutiges, meckerndes Männchen, und ging also auf Hochzeitersfüßen. Er hatte sich sechshundert Mark erspart beim Meister durch vier Jahre, und mit denen wollte er in seiner Heimat ein Geschäft anfangen; er war ein Badenser. Der zweite Geselle, der nach Fritz zum Altgesellen aufrücken sollte, war eher ein Düsterling, so männlich er auch aufs erste Hingucken aussah. Er hatte ein hübsches Schnäuzchen und krauses braunes Haar, aber er konnte keinen Blick aushalten und brachte kein Maul auf zu einem netten Wort; seine Augen waren klein und unstet, und darüber stand ihm eine ziemlich niedrige Stirn. Aber er war sehr geschätzt, weil er im Handwerk etwas los hatte und solid war. Übrigens hieß er Jean und stammte aus Colmar im Elsaß. Der dritte Gesell war ein langes Elend, der alle drei Tage einen halben Satz sprach, außer wenn man ein Werkzeug von ihm schnell haben wollte: da machte er ein langes Wenn und Aber. Er arbeitete langsam und verdiente nicht viel, und suchte darum mit allerlei kleinen Geschäftchen seiner Kasse aufzuhelfen. Er verkaufte z. B. Zigarren an die Gesellen und Briefpapier, auch auf Kredit, aber er betrog einen damit. Weil er jedoch ein komischer Kauz war, so ließ man sich's gefallen.

Der Meister war ein Witwer; seine Frau hatte sich vor Jahresfrist aus der Zeitlichkeit ziemlich plötzlich davongemacht. Nun versah die Jungfer an ihrer Stelle die Hauswirtschaft: aber die Meisterin war nicht ihre Mutter gewesen, sondern ihre Tante. Die richtigen Kinder des Meisters lebten in der Welt zerstreut, ein Sohn als Koch in Nizza, einer in Rom als Dekorationsmaler, und eine Tochter hielt sich in Berlin auf, die war Lehrerin.

Weiterhin noch dem Meister beizurechnen war seine Kameradschaft oder Freundschaft mit seinem Nachbar, einem langen, hageren, rauhbeinigen Bäckermeister, Stadtrat, Waisenvogt, grimmigen französischen Patrioten und ehemaligen Kürassier und Stabstrompeter. Der Meister war einfacher Infanterist gewesen; den Krieg hatten beide mitgemacht; der Meister war verwundet worden durch einen Schuß in die Schulter, während der Bäcker heil davongekommen, dafür aber in Kriegsgefangenschaft geraten war. Es kam schlechterdings nicht vor, daß man einen ohne den anderen in der Wirtschaft sitzen oder über Land gehen sah. Wie der Meister, so hatte auch der Bäcker seine Kinder in der Fremde auf guten Stühlen sitzen.

Hinter des Meisters Haus befand sich ein Garten mit schönen alten Bäumen und Sträuchern. Vorn fiel er mit einer Mauer senkrecht gegen den Kanal oder Fluß hinab. Einen Pistolenschuß hinauf spannte die Brücke ihren Bogen über Wasser und Uferweg. Und nebendran auf der aufgemauerten Pfalz erhob sich die Kirche. Oberhalb der Brücke war die Schleuse. In der Nähe arbeitete zurzeit ein Baggerschiff. Auf

der Brücke ging immer ein kleiner Verkehr. Der steinerne Nepomuk, der auf der Mitte stand, hatte ein behagliches Dasein, und es wäre noch erträglicher gewesen, wenn er nicht hie und da vom Schabernack der Aberweiler Jugend zu leiden gehabt hätte.

Über den Kanal sah man auf eine Flucht winterlich bestellter Felder, die sich allmählich den Berg hinaufzogen. Die Höhe war mit Wald bestanden. Weiter aufwärts sah man noch die Staatsforsten mit Steinbrüchen hervortreten. Abwärts lehnte sich die Ebene, auf der in der Ferne das Straßburger Münster emporragte.

Zweites Kapitel.

Um die Mitte Februar wurde auf dem Kanal ein Eisfest erlebt, wie die vielberufenen ältesten Leute nie besser gesehen hatten.

Nun hatte ich im Königsberger Winter auf der Pregel und auf dem Frischen Haff das Schlittschuhlaufen tüchtig eingelernt und auch soviel Geschmack daran bekommen, um jetzt ohne großes Besinnen einen Wochenlohn für ein Paar Schlittschuhe daran zu rücken. Es hatte mich auch sonst angemacht, weil Karl unserer Jungfer ein Paar Schuhe für den Eislauf hatte herrichten müssen. Der neue Kittel, für den ich zur Zeit sparte, konnte recht und gut noch acht Tage länger warten. Und eines wirklich schönen Abends saß ich unter den Sternen auf dem untersten Tritt unseres Mauertreppchens und hebelte mir ein Paar nagelneue Halifaxe an.

Aber während die im Laden von mir erhandelt worden waren, hatte der Duckmäuser Jean sonder Geräusch die seinen, von denen er kein Wörtchen hatte verlauten lassen, aus dem Koffer genommen und sich damit noch vor mir auf die Füße gemacht. Als ich den ersten Bogen um das Baggerschiff zirkelte, liefen wir uns zu meiner großen Verwunderung unter der Kirchpfalz vor die Augen.

„Du läufst ja auch Schlittschuh!“ rief ich ihn ganz fröhlich an. „Davon hat noch kein Mensch eine Ahnung gehabt!“

Er zog die Brauen zusammen und sah an mir vorbei über das Eis. „Ist denn da was Besonderes daran?“

Aber als wir wieder gegen unsere Gartenmauer kamen, siehe, da stieg unser Kollege Karl das Treppchen herab, und in der Hand schlenkerte er, weiß Gott, ebenfalls ein Paar neue Schlittschuhe. Und das war derselbe Kerl, den wir sonst als einen notorischen Pfennigklemmer kannten! Es stellte sich auch sofort heraus, daß er keinen Schimmer hatte, wie man sich mit Schlittschuhen beträgt, weder beim Anschrauben noch nachher. Aber er rief einen Jungen herbei und versprach ihm einen Groschen, wenn er ihm die Schlittschuhe richtig anschraube, was der Junge auch sofort tat. Den Groschen bekam er freilich nicht, sondern Karl sagte „Merci auch“, und wollte sich schon schlank davon heben, aber da schlug er nasenwärts aufs Eis, so lang er war. Der Junge war mitleidig trotz dem erfahrenen Betrug und half ihm wieder auf die Beine, und jetzt ersah Karl uns, die wir nicht mehr zu weit von ihm in unserm Vergnügen standen. Da kam er so schleunig es ging auf uns losgestochert und fuchtelte dazu mit den Armen, daß es ein windmühlenmäßiges Ansehen hatte.

„Ja, da steht Ihr und lacht, Ihr Schafsköpfe. Ihr solltet mir lieber helfen, wenn Ihr rechte Kollegen seid. Ich habe es nämlich ganz verlernt.“

Da mußte man doch lachen.

„Blagiere doch nicht; Du hast Dein Leben noch keinen Schlittschuh an den Füßen gehabt,“ sagte ich. Und Jean bemerkte, das sehe man an hundert Zeichen, wenn ein Esel zum erstenmal aufs Eis gehe. Aber Karl sah wieder zum Himmel.

„Das ist ja Unsinn. Es kommt bloß von den neuen Schlittschuhen; ich kann nicht gleich stehen darauf. Halt mich mal, Conrad, links, rechts. Mache ich's so richtig, Jean? Jean, nimm mich mal bei der anderen Seite, ich gleite da immer aus. So, jetzt habe ich aber Halt. Links, rechts.“

Darüber kam aber in aller Gemächlichkeit der Heiratskandidat Fritz mit der Jungfer das Treppchen herab, sie lachten beide miteinander. Drunten setzten sie sich auf den untersten Tritt, und Fritz durfte ihr die Schlittschuhe anschnallen. Dann glitt sie leichtweg über das Eis davon, indem sie ihm ein Dankeschön zunickte. Und er schlingelte zufrieden nach der Schleifbahn, wo er zwischen allerlei Volk verschwand.

Wir hatten alle drei lautlos dagestanden und dem Auftritt zugesehen. Der Fritz, der Schwerenöter! Und wie schön sie lief. Sie war schon aus unseren Augen, und wir standen immer noch an unserem Fleck. Karl gab zuerst wieder Ton. „Also weiter,“ drängte er eifrig, „nehmt mich wieder zwischen Euch.“

Aber Jean fiel jetzt ein, daß er etwas zu reden hatte mit Fritz, und hob sich davon. Und er ward vor unseren Augen hinweggenommen, indem gerade der buntgeschweifte Komet eines Fackelreigens zwischen uns hineinbrannte, dem ein rauschendes Gestöber aufgewirbelten Volkes breithin nachdrängte. Als aber die Erscheinung sich verschwirrt hatte, zeigte es sich, daß auch Karl wie vom Eise weggewischt war; er war einfach nicht mehr vorhanden. Da suchte ich ihn auch nicht mehr weiter, sondern setzte mich im allgemeinen Umtrieb stillgemut wieder in Kurs. Und in der Ecke zwischen der Brücke und der Pfalz nahm ich mein Bogenlaufen wieder auf. Ich konnte Achten machen und dabei von einem Fuß auf den andern springen; ich konnte mich auch umwirbeln oder mitten in einem Bogen stehen bleiben und rückwärts wechseln, solange ich wollte. Es standen bald Zuschauer um mich herum und wunderten sich, und daran konnte man sehen, wie selten sie hier zum Laufen kamen; in Königsberg konnte fast jedermann so viel. Man hätte eigentlich wissen mögen, wieviel die Jungfer loshatte. Geradeaus lief sie sehr fröhlich: ob sie auch rückwärts konnte?

Da fuhr sie auf einmal in Person zwei Schritte neben mir vor; und Jean kam ihr dicht nach. „Doch, er ist's,“ lachte sie zu Jean zurück. „Er ist's. Was er für schöne Bogen macht, nicht? Das haben wir nicht so heraus, Jean, aber er muß es uns beibringen.“

Ich war schon herumgefahren und hatte den Hut vom Kopf gerissen. „Guten Abend, Fräulein Barbara.“

„Guten Abend. Ich habe nicht gewußt, daß Sie auch da sind; warum haben Sie es nicht gesagt?“ Sie fuhr frisch weiter. „Kommen Sie mit uns? Oder kreiseln Sie lieber allein?“

Nein, gar nicht. Ich wolle schon gerne mit ihr fahren, wenn es ihr anstehe.

Da sagte sie, wir sollten den Kanal hinauflaufen bis zum Dorf oder zum Jägerhaus im Staatswald. Sie gab uns die Hände, und wir nahmen sie in die Mitte, und dann wir los, unter der Brücke hindurch und an der oberen Stadt hinauf, wo die alte Kirche stand. Wir passierten die alte Artilleriekaserne und kamen dann zu den Fabriken am Wasser, bei denen auch ein paar Kähne eingefroren waren. In den Fabriken war die Nachtschicht im Gang; mit Lärm und Feuerschein trieben die ihren Tag durch unsern Feierabend weiter dem andern Morgen zu.

Es war ein ungemütliches und wildfremdes Treiben dort, und man konnte sich auf keine Art damit befreunden. Auch nicht mit den Arbeitern, denn sie waren gemein, hatten keine Bildung und standen kirchturmtief unter einem rechten Handwerksgesellen. Außerdem wollten sie den Staat umstürzen und den Reichen und Bürgern das Geld wegnehmen, um es unter sich zu verteilen. Nein, man konnte sich nicht befreunden mit ihnen. Die Jungfer auch nicht, obwohl sie sie bedauerte, daß sie so schwer arbeiten mußten; aber sonst fürchtete sie die Kerle, weil sie keine Frau unbehelligt lassen konnten auf der Straße, sondern ihr üble Dinge nachriefen, und nachts auch die anständigen Bürger anrempelten. Jean freilich war anderer Meinung und entwickelte allerlei sozialistische Behauptungen, aber er kam damit nicht an bei der Jungfer, sondern sie sagte, wenn ein Mensch anständig sein und etwas Rechtes leisten wolle, so hindere ihn niemand daran. Die Sozialisten seien Menschen, die nicht arbeiten wollten und doch wohlleben, oder die nichts gelernt oder ihr Glück verdorben hätten. Jeder sei selbst seines Glückes Schmied, und das werde nie anders sein. Aber den wirklich Armen werde auch so geholfen. Und man mußte ihr recht geben, wie sie so sprach.

Von den Fabriken weg kamen wir in den offenen Mondschein hinaus und hatten nun keine andere Begleitung mehr, als die schneegesegnete Weite diesseits, und jenseits die mitziehenden Berge mit Wäldern und Steinbrüchen, wie sie der Reihe nach kamen. Und über dem Leuchten der Winternacht brannten in kalter Glut die Zeichen der alten Sterngeschlechter. Scheitelrecht stand

das glühende Viereck des kleinen Wagens. Einsam und düster zog die rote Fackel des Mars dazwischen ihre Wege. Der ewige Fuhrmann, das Schiff und der Schwan mit ausgebreiteten Silberschwingen belebten nach alter Weise die Milchstraße. Und über dem dunklen Staatswald strahlte und glänzte der Stolz und Triumph des ganzen Sternhimmels, der Sirius.

Bei uns wollte es nach der Sache mit den Arbeitern schweigsam hergehen. Jean ärgerte sich, denn er war ein Idiot, der nichts annehmen konnte von Frauen, wie alle Männer, die keine rechte Lebensart haben.

Aber schließlich begann die Jungfer mich zu fragen, zuerst über Paris. Sie wunderte sich über dies und das und fand vieles schön und lockend. Aber sie stellte mich nicht vor den Charakterspiegel und sah mir nicht auf die Zähne und Fingernägel, wie das Frederika getan hatte, sondern sie freute sich einfach über das, was mich freute, und bedauerte, was mir schief gegangen war.

Unterm Jägerhäuschen kehrten wir um. Wir liefen jetzt frei nebeneinander her, ohne uns zu halten. Beim Umkehren begegnete ich der Jungfer mit den Augen und blieb einen sonderbaren Moment daran hängen. Ihr Bild war weit und leuchtend, und es kam daraus etwas wie ein stilles Gefühl meines Wertes über mich, vielleicht lag es auch einfach in ihrer Art, weil man dabei Zutrauen bekam zu sich. Aber in Nichtachtung meines Weges fühlte ich mich wie vom Sturm plötzlich neben sie gewirbelt und unter hurtig wechselndem Anblick vom Himmel, Mond, Staatswald und Uferwelle mit der Nase aufs Eis gestoßen. Merkwürdigerweise läuteten mir die Ohren dabei. Ich rappelte mich schnell wieder zusammen und stand noch nicht ganz auf den Füßen, so kam die Jungfer, ich weiß nicht aus welchem Antrieb, vor Jean vorbei auf mich zugeglitten und fragte mich mit halber Stimme, ob ich mir weh getan hätte? Dabei sah ich ihre Lippem im Mondlicht glänzen über mir, und es leuchtete und knisterte unter ihren Wimpern, daß mir der Einfall kam, in ihrem Kopf brennten Kerzen. Aber eben, indem ich das dachte und die Jungfer sich ein wenig über mich bog, vergaß ich vor ihr das kaum wiedergewonnene Gleichgewicht von neuem, und alsobald lag ich mit dem Rücken auf demselben Fleck, wo vorhin mit der Nase. Auf einen Augenblick durchdunkelte mich eine Art Schreck, daß mir auf eine halbe Sekunde der Blick verging, weil die Jungfer über mir gleichfalls zu schwanken anfing. Als ich wieder sehen konnte, sank sie gleich einem Mondschatten lautlos über mich nieder und leicht wie ein Lindenblatt, daß ich sie fast gar nicht spürte. Sie war mit ihren Schlittschuhen in meine Unordnung hineingeraten, aber fast im gleichen Moment blitzten wie ein Eisgewitter die des Kollegen Jean an meinen Kopf hinab, und sofort gab es Auferstehung bei der Jungfer durch Jeans Hilfe, aber bei mir aus eigener Macht.

Über der Stadt verwob sich still und zufrieden der Schein ihrer Lichter mit dem Mondleuchten. Auf dem Tummelplatz beim Baggerschiff aber, das mit seinen dunklen Umrissen unfröhlich im Vergnügen stand, ließen sie nun Raketen und Schwärmer los. Die Jungfer meinte, daß sie damit ihre Torheit kundgäben; denn es seien immer viel eher solche junge Leute, die mit dem verpufften Geld ihrer Notdurft hätten aushelfen sollen, als solche, die auf eine Mark oder zwei nicht zu sehen brauchten.

Darauf langten wir am Mauertreppchen unter dem Garten an. Jean schnallte der Jungfer die Schlittschuhe ab, worauf sie sich bedankte und die Treppe hinauf dem Haus zuging. Wir blieben auf dem Eis zurück, machten aber keine weitere Kompagnie miteinander, sondern Jean kehrte mir den Rücken und schlug sich rechts davon den Feuerwerkskünsten zu. Da trieb ich mich nach meiner Ecke, unter der Pfalz, und zirkelte noch eine Weile Achten und dann ein B nach dem andern, weil die Jungfer Barbara hieß. Ich versuchte auch den ganzen Namen zu schleifen. Ob sie schon einen Liebsten hatte, der sie später heiratete? Der bekam eine schöne und kluge Frau. Jean brauchte sich jedenfalls keine Hoffnung zu machen wegen ihrer, denn einen solchen Schielwolf nahm die ihrer Lebtage nicht.

Als ich nach einer halben Stunde in die Kammer kam, lag schon alles im Bett, auch Jean. Mir aber fiel ein, daß ich heute den Mittwochbrief an Reske ganz vergessen hatte vor lauter Eis und Jungfer. Aber

man konnte es nachholen, zum Beispiel morgen. Und weil er verlangte, daß ich ihm Menschen beschrieb, wollte ich ihm diesmal die Jungfer an der Hand vorführen, daß er sich freuen konnte.

Die Vornahme wurde auch ausgeführt, und zwar am Mittag. Es war ein halber katholischer Feiertag, und wir hatten vom Essen weg frei. Ich schrieb vier Seiten und trug den Brief zur Post. Nachher ging ich wieder aufs Eis.

Drittes Kapitel.

Am Samstag hieß es, wer wolle, der könne per Schlittschuhe von Aberweiler nach Straßburg fahren, so sei es mit dem Eis allbereits bestellt. Und so packte ich mich am Sonntagmorgen zu guter Zeit auf, um die Gelegenheit zu probieren.

Weil mir der Wind im Rücken stand, so brachte ich die Bäume und Büsche zu meinen Seiten hinter mich wie verwunschen. An besonderen Stellen, wo die Eisbeschaffenheit es begünstigten, brauchte ich nur die Rockflügel auszuspannen, so flog ich ohne Erdenschwere bei stehendem Fuß über die schöne Fläche dahin wie ein geflügeltes braunes Gleitmännchen.

Dann dachte ich: ‚Sieh da, das Eis wandert auch!‘ und freute mich. Vom Eis kam ich aufs Tauwetter, vom Tauwetter aufs Eistreiben, und dann auf einmal mitten in den Frühling hinein. Ich sah des Meisters Garten vor meinen Augen schweben, grün und rot und weiß mit Laub und Blüten. Bei der Laube an der Mauer stand ein Goldregenbusch, wie ich gesehen hatte; der mußte gewaltig ins Wasser hinableuchten im Maien. Von da weg am Bäckersgarten hinauf war alles Flieder und Geißblatt, drüben herunter Spalierbirnen, am Haus Wein und in der Gartenmitte genug Rosen, auch Rhododendron. Und dazwischen beschritt die Jungfer ihre hellen Wege den ganzen Sommer lang. Wer sie sehen wollte, der konnte sie sehen; vielleicht erlebte ich immerhin noch den Anfang; gewiß, ich würde noch hie und da an sie zurückdenken, wenn sie mich dummen Schustergesellen schon lange vergessen hatte.

Soweit war ich gekommen mit meinen Betrachtungen, als unvermutet und ungewohnt hoch neben meinem Ohr ein Hund aufbellte. Da gewahrte ich, daß ich mich bereits im Straßburger Hafen befand und mitten unter die eingefrorenen Kähne und Schleppdampfer hinein geraten war, ohne es zu merken. Da suchte ich mir eine Landung und stieg bald darauf mit den Schlittschuhen in der Hand ans Ufer.

Es ging hart auf den Mittag, als ich bei Reske unten zur Haustür hineintrat. Er hatte seinen Aufenthalt gewechselt, aber keinen guten Tausch getan. Denn jetzt mußte man ein holzverschlagenes, stockfinsteres Stiegenhaus hinauf klettern und sich durch eine übelriechende Küche hindurch naserümpfen, ehe man durch eine rotverhängte Glastüre in sein Zimmer kam, das für einen Schlossergesellen gerade gut genug gewesen wäre. Den Grund der unvorteilhaften Veränderung konnte man nicht erfahren von ihm, auch nichts über die Veränderung seines eigenen Wesens, die sich durch die Wochen an ihm vollzogen hatte. Nun stand er an dem einzigen Fenster, von dem er mit der Hand einen blauen Kattunvorhang weghielt, und drehte sich auf meinen Gruß halb nach mir um, ohne den Vorhang fahren zu lassen. Es war viel Tabaksrauch in der Stube, auch Ofenqualm und Stickluft aus der Küche nebenan. Das Bett in der Ecke lag noch unbesorgt, und auf dem Tisch stand das Geschirr vom Morgenkaffee. Reske selber sah auch übel drein, weil sein Haar und Bart nicht in Ordnung war; auch hatte er sehr viel Farbe verloren, und seine Augen lagen ziemlich tief in ihren Höhlen. Er hieß mich übrigens ans Fenster treten und auf die Gasse hinab sehen, weil es da was zu bemerken gäbe.

In dem Haus gegenüber befand sich eine Volksküche, vor der ein Leben war, wie vor einem Bienenstock. Männer, Frauen, Greise und Kinder drängten sich aneinander vorbei mit und ohne Geschirr über die Schwelle. Es waren meist kleine und ärmliche Leute beisammen, mindere Handwerksgesellen und Arbeiter; dazwischen ragte freilich auch einmal eine rechte hartnäckige Zimmermannsgestalt auf, und der eine oder andere hatte sein Mädchen gleich bei sich, beide in Trutz und Putz fertig zum Nachmittagsvergnügen.

„Da drüben wird massenhaft Fleisch und Gemüse gekocht, und billiger, als alles, was ich bisher kennen gelernt habe,“ sagte

Reske. „Wir wollen nachher miteinander hinüber, damit Du den Betrieb in der Nähe kennen lernst. Wir können uns beide für zweiundsiebzig Pfennige satteſſen."

Das war Reskes neuer Ton. Es kam keine Begeisterung mehr von ihm, sondern Unruhe und Mißbehagen. Man wußte auch nicht, was er sonst trieb. Seine Hände waren verschunden und rauh; von ihrer früheren Schönheit und Weiße war nichts mehr vorhanden. Er ging aus dem Zimmer und blieb eine ganze Weile weg. Als er wieder kam, sah es aus, als ob er seine Schuhe selber besorgt hätte; er war rot im Gesicht, wie man es von Anstrengung wird, und an seinen Händen klebte etwas Stiefelwichse. Ich fragte ihn geradezu, warum er das tue; ob denn nicht seine Wirtin dazu da sei? Es stieß mich unterm Adamsapfel, weil ich ihn so elend sah, daß es heraus mußte, mochte es kosten, was es wollte. Ich wußte ihn als einen Herrn und Doktor; so war ich sein Freund und so sollte er bleiben. Aber ich bekam nichts weiter auf meinen Anruf heraus, als daß er sagte, ich solle nicht so dumm reden; ob denn irgendein Mensch zu gut sei, seine eigenen Schuhe zu putzen? Es war heute auch eine gewisse Ungleichheit in seiner Bewegung, und er schien müde; es war, als ob er einen unsichtbaren Stein mit den Füßen vor sich herbewegte. Als er aber seinen Rock aus dem sonst gänzlich leeren Schrank nahm und anzog, hing ihm ein schwarzer Flor am linken Arm. Ich sah ihn an, und er bemerkte es.

„Hast Du eigentlich noch eine Mutter?" fragte er.

„Ich? Nein."

„Ich auch nicht mehr."

Seine Augen glitten seltsam glühlicht an der leeren Wand auf und nieder, wie wenn er etwas suchte. Man erschrak noch mehr über ihn, als über seine Aussage.

„Das — das muß aber ganz kürzlich geschehen sein," sagte ich bestürzt.

„Denk mal an! Jawohl, ganz kürzlich. Nicht wahr, man hat den Geschmack von ihren Neujahrskuchen noch im Mund? Gehen wir."

Darauf stieg ich vor ihm her die Treppen hinab, ging mit ihm über die Gasse und trat hinter ihm durch die Tür der Speiseanstalt, wo uns sofort ein großer halblichter Raum mit Dampf und Getöse aufnahm.

Reske bestellte bei dem Aufwärter. Neben mir saß ein alter Mann; der zitterte am ganzen Leib wie ein Espenbaum; daneben machte sich ein schwarzhaariger Bursche breit mit Ellbogen und Eßgeschirr; dann kam eine Frau mit roten Haaren und einem Knaben. Uns gegenüber aßen einige Arbeiter; die häkelten mit dem Weib an und bekamen üble Antworten; die Reden und Gegenreden waren nicht von der feinsten Art; der Alte kicherte, aber der Knabe schaute groß und verwundert drein.

Als der Alte gegessen hatte, segnete er sich, weil er katholisch war. Die jungen Arbeiter lachten über ihn; aber er verwies es ihnen nicht, sondern zog den Rücken ein und drückte sich weiter. Nachher ging das Weib mit dem Knaben, und ihr folgten die Arbeiter. Statt ihrer setzte sich dann ein zehnjähriges Mädchen an das Tischende und blieb außer uns der einzige Gast an unserm Tisch. Reske hatte frühzeitig die Gabel niedergelegt, und ich aß noch eine Zeitlang allein weiter. Endlich sah er mich an und tat eine sonderbare Frage an mich. „Hast Du schon einmal in einer Fabrik gearbeitet?"

Auf einen Augenblick blieb mir die Hand mit der Gabel in der Schwebe stehen.

„In einer Fabrik? Nein. Warum?"

„Du weißt also nicht, wie es sich in einem solchen Betrieb arbeitet. Denn warum solltest Du? Freilich, man muß herrücken. Die Arbeit hat einen in den Klauen. Und es vergeht einem allerlei dabei. Zum Beispiel Flausen. Die Arbeit peitscht einen zu dem, was man ist, verstehst Du das, Unschuld vom Lande? Ich möchte Dich einmal in der blauen Jacke sehen. Wie Du arbeitest, das ist doch keine rechte Arbeit. Es gehört Not und Angst dazu; aber Ihr plaudert und singt, und der Minute fragt Ihr auch nicht eben viel nach. Darum ist auch Euer Feierabend nichts wert. Von den Fabrikarbeitern setzen sich welche nach Tagesschluß hin und studieren Physik und Naturwissenschaft. Was tust Du nach Feierabend? Euer Horizont geht über Euer Metier nicht hinaus. Darum bleibt Ihr auch Euer Lebtage Schuster und Schneider, indessen die der Weltgeschichte eins auswischen, daß

man's noch nach zehntausend Jahren in den Schulen lernen wird."

Er sah mich geradeaus an, aber ich konnte seinem Blick nicht standhalten. Jetzt wußte ich, wo er seine zerschundene Hand her hatte: er machte einen Arbeiter. Und mich wollte er auch soweit bringen. Fremd und unheimlich war das alles. Aber man saß gebunden an seinem Platz und konnte nichts sagen als: „Von uns wird keiner Fabrikarbeiter, denn es ist eine Schande."

Reske betrachtete mich auf eine Art amüsiert. „Sondern?" fragte er aufmunternd. „Professor?"

„Nein."

„Was denn? Laß mich doch nicht solange fragen. Theaterdirektor? Also ein Fabrikarbeiter steht sehr tief unter einem Schustergesellen?"

Ich hörte fortwährend, wie er sich höhnte, aber ich mußte ihm antworten. „Ja. Ein Schustergeselle kann immer selbständig werden, aber ein Arbeiter nie. Und wir haben auch mehr Lebensart."

„Ach so. Ja dann. Das muß eben einem Menschen gesagt werden. Aber wenn Du fertig bist, ich meine mit essen, so können wir noch ein wenig spazieren gehen. Ja?"

Viertes Kapitel.

Wir traten einen ernsten, stillen Spaziergang an. Reske schlug wortlos die Richtung nach dem Rhein an, und ich ging ängstlich neben ihm her. Die Sonne schien, und in der Stadt träufelte dies und jenes Dach. Aber vor den Toren lag die weite winterliche Ebene in lautloser Unberührtheit da. Hier und dort tummelte sich ein Volk auf einer Eisbahn; ab und zu überholte uns mit Klang und Zier eine Schlittenpartie, einmal flog ein Zug Schneegänse über uns hin, und in den Ausflugs- und Vergnügungslokalen neben der Straße hatten bereits überall Konzert und Tanz ihren Anfang genommen. Dann tauchte der Kopf einer Eisenbahnbrücke vor uns auf, und bald darauf sahen wir von unserm erhöhten Weg auf die überfrorene Schiffsbrücke hinab, auf die vereisten Ufergelände und dazwischen auf das grüne Fließen der verminderten Wasserbreite.

Nachdem wir eine Weile vor diesen Bildern gestanden hatten, schweigend wie bisher, nahm ich mir ein Herz und sah Reske ins Gesicht, ob er noch zornig war über mich. Da blickte er starr und steif über Strom und Stadt hinweg, weit nach den fernen, tief verschneiten Schwarzwaldbergen, und immer noch weiter darüber hin, nach einem doppelfernen Dahinterliegenden, nach den versunkenen Hügeln seines Glücks, wie man ihm ansehen konnte. Sein Gesicht war wie von Messern mit Gram und Verzweiflung nachgezogen. Und in seinen Augenhöhlen lag ein qualvoll sehnsüchtiger Glanz von Stahl und Phosphor. Aber dann kam er scheinbar zu sich, drehte sich kurz ab und schlug wortlos den Weg zur Stadt zurück ein, es mir überlassend, ob ich ihm folgen wollte oder nicht. Erst nach einer Weile Wanderns begann Reske zu sprechen. „Wie steht's bei Dir in Aberweiler eigentlich?" fragte er mit einem leichteren Ton, als ich seit lange von ihm gehört hatte. „Kennst Du Dich allgemach aus in dem Neste? Wie viele Brunnen hast Du ihnen schon leer geschöpft?"

Er nahm einem gleich einen Fels von der Brust, wenn er mit einem nett war. Ich atmete ordentlich auf, und dann erwiderte ich, daß es mir gut gehe, daß ich mich schon viel auskenne und daß ich ihnen ihre Brunnen wohl werde lassen müssen. Damit dachte ich an die Jungfer und fügte noch hinzu, man müsse ja nicht alles selber haben, und manchmal tue das Ansehen schon gut.

Er konnte ja nicht wissen, was ich damit meinte. Aber er sagte gleich: „So, so! Und Du bist mit dem Ansehen fleißig gewesen?"

„Ja, das heißt, so im allgemeinen natürlich."

„Das ist recht. So kann man wieder eine Türe weiter gehen. Die Sache ist nämlich die, daß meine Mutter gestorben ist, wie Du weißt. Zur Beerdigung brauche ich nicht zu reisen, weil andere Leute das Geschäft bereits seit vierzehn Tagen besorgt hatten, als die Post vorgestern so freundlich war. Du kannst da ein Gedicht daraus machen. Es ist ein rührender Stoff: ‚Adressatin verstorben.' Und so weiter. Und jetzt spitze Deine ahnungsvollen Ohren. Nämlich weil die

Mutter tot ist, geht der Sohn mit Eile aus dem Land. Die Folgerung scheint Dir nicht völlig logisch und auch sonst vielleicht nicht bequem genug. Nimm aber einmal an, ich hätte Geld gestohlen, achthundert Mark. Das genügt. Und nun rate ich Dir, am nächsten Samstag Deinem Philister die Kündigung auszulegen, Deinen vertrackten Siebenkram zusammenzupacken und mit mir das schöne Elsaß mit dem ganzen Deutschen Reich Gott zu empfehlen. Es gibt da unten wo eine kleine Republik, die schon mehr armen Teufeln von der Irrfahrt geholfen hat. Sie haben viel Fabriken im Land, und da es mit der Schusterei doch einmal nicht klappt, so probieren wir's auf die andere Weise. Dein Abiturium sollst Du so oder so haben in zwei Jahren, insofern es auf mich ankommt. Wenn Du dann soweit bist, so will ich Dich mit stillen, süßen Ammenfreuden die Sprossen des Ruhmes erklimmen sehen, denn Du wirst natürlich politisch werden, während ich unter Deiner wohlwollenden Hand schicksalslose Tage verlebe als Fabrikarbeiter und vielleicht ein bißchen gegen Dich agitiere; aber ich werde es nie böse meinen, auch wenn ich öffentlich schreibe, Du seist ein Affe und ein Hohlkopf. Stecke mich dann nicht gleich ins Gefängnis, sondern denke, daß jeder Mensch eine Peitsche nötig hat. Solltest Du nun mit meinen Propositionen nicht gleich so völlig einverstanden sein, so hat das gar nichts zu sagen, wie ich ausdrücklich bemerke."

Es ging bereits stark gegen den Abend. Die Sonne stand schon unterm Horizont. Der Zug der Spaziergänger floß auf allen Wegen zu den Stadttoren hinein. Drinnen innerhalb der Wälle wartete vielfältiges Vergnügen in Theater, Konzertsaal und Ballhaus. Überall schäumte ein Strudel, überall schimmerte ein Reigen. Es brauchte weiter keiner beiseite zu stehen in dem Pläsier. Kaum aber, daß man wieder einen silbernen Sonntagsweg von fern ersehen hatte, sollte man von neuem den Stab nehmen. Und warum? Weil es Reske so begehrte. Einfach. Und er wollte mit Gewalt einen Fabrikler aus mir machen. Davon abgesehen, daß kein Mensch sich noch hinsetzen und studieren kann, wenn er seinen Tag hinter der Maschine verkauert und verstanden hat. Zwar, ich konnte mir denken, warum alles so war; es hing mit seiner Geschichte zusammen, die er in Königsberg erlebt hatte, und es war traurig, wie immer. Es ließ sich also auch nichts dagegen einwenden, sondern man hätte einfach geantwortet: ‚Ist gut, ich werde es tun,' wenn er noch gewesen wäre wie früher, und es wäre bei der Abmachung geblieben. Aber er gab einem kein gutes Wort mehr und war scharf und höhnisch.

Reske hatte keine Antwort verlangt von mir, sondern war gleich nach seiner Rede wieder in seine Dunkelheit untergetaucht, wo er wohl seine tote Mutter suchte oder vielleicht Zuflucht vor den Häscherhänden der Verzweiflung; man konnte es nicht wissen. Er glaubte, sein Wort sei mir ein Sakrament, und ich würde ohne weiteres danach tun, aber ich wußte es noch gar nicht, denn es tat auf allen Seiten weh, und einen Trost gab es nirgends. Bei ihm zu Hause angekommen, setzte ich mich gar nicht erst hin, sondern sagte, ich wolle auf dem Eis nach Hause, und der Mond scheine nur bis gegen neun Uhr, so daß es nachher gefährlich sei, weil an mehreren Stellen das offne Wasser liege. Dabei hatte ich schon meine Schlittschuhe in der Hand und den Hut auch. Er sah mich zuerst von weither an, dann war er auf einmal wieder da, und zwar wieder spöttisch.

„Ja so, Du hast Dir ja neue Schlittschuhe zugelegt, Du Guter. Laß sehen die Marke. Halifax. Ganz hübsch wirklich. Davon hast Du mir nichts geschrieben. Aber ich will Dein kostbares Leben nicht in Gefahr bringen. Reise mit Gott, mein Sohn. Auf Wiedersehen." —

Eines Tages, eine Stunde vor Kaffeezeit, saßen wir stillbeflissen, Meister und Gesellen, in der Werkstätte um unsere Arbeitstische herum. In der Nähe des Meisters hatte sich die Jungfer mit einer Handarbeit niedergelassen, wie er es liebte. Die Sonne schien freudig in die heimlich knospenden Ahorne vor dem Postamt gegenüber. Des Postmeisters weiße Tauben schwangen sich wimmelnd vom Fenstersims, was sie an schönen Nachmittagen stets zu tun pflegten. Hinter einem Fenster saß mit einem langen grün und blau geringelten Strickstrumpf die junge hübsche Post-

Stürmischer Abend in den Lofoten. Gemälde von Prof. Otto Sinding.

meisterin, die jener erst kurz vor Weihnachten geheiratet hatte.

Das letzte Gespräch und zugleich Gelächter hatte Karl bezahlt, weil es ihm am Zunftfest schlecht gegangen war. Jean hatte einen Erinnerungsdeckelkrug von der Tombola heimgebracht, aber Karl hatte nichts gewonnen, außer einem Buckel voll Schläge, weil er einem Seifensieder eine alte klapprige Zylinderuhr hatte für gut und ehrlich aufhandeln wollen.

Weil wieder vom Fest die Rede gewesen war, so gingen mir jetzt allerlei Lichter und Töne durch den Kopf, und viele davon bezogen sich auf die Jungfer, die daneben saß mit ihrer hellbraunen Haarkrone und den fleißigen Händen. Auf einmal sprang aber ein Knäulchen blitzblaue Stickseide aus ihrem Nähkörbchen und rollte ohne Aufenthalt geradeaus vor meine Füße, wo es zur Ruhe kam. Als ich mich danach bückte, hatte schon die Jungfer auf ihrer Seite das andere Endchen erhascht, das bei ihr geblieben war, und so hoben wir nun miteinander einen klaren leuchtenden Seidenfaden in die Nachmittagshelle; und dabei sahen wir uns an und lachten, weil es so flink gegangen war. Und jedermann sonst sah nach uns, der Meister über seine Brille hinweg, die Gesellen aus den Augenwinkeln, und so blieb es einen Augenblick, als auf einmal an die Tür geklopft wurde und auf das Herein des Meisters Reske in die Werkstatt trat. Darüber erschrak ich so heftig, daß ich schier einen Schrei tat, denn er drang in unsern Frieden wie ein Mörder ein mit seinem finstern Gesicht und den heißen Augen. Weil die Jungfer meinen Schreck sah, erschrak sie selber mit; außerdem umfaßte er uns, die Jungfer und mich, mit einem Blick, der so voll Hohn und Dolchen war, daß man ihn durch und durch spürte. Aber alles dauerte nur die Hälfte einer Sekunde, dann wandte er sich an den Meister und erklärte ihm ruhig und mit dem Anschein von Gleichmütigkeit, daß er ein Buch holen wolle, das er mir geliehen habe und jetzt brauche. Er bat, daß mir eine kleine Unterbrechung bewilligt werde. „Das Realienbuch, mein Lieber," wandte er sich zu mir, „wenn Du die kleine Freundlichkeit haben willst."

Ich gab der Jungfer den Seidenknäuel, daß sie ihn selber aufwickelte, und ging wortlos hinaus, um sein Verlangen zu erfüllen. Wahrscheinlich sagte er jetzt dem Meister, wie es stand um uns, und kündigte ihm an meiner Stelle meinen Platz auf. Und dann war alles aus, denn wenn ich wirklich sagte, ich wolle nicht, so war mir doch der Boden unter den Füßen weggezogen. Vielleicht sagte er auch der Jungfer etwas, irgend etwas Böses, Höhnisches nach seiner neuen Art. Aber das sollte er nicht; die Jungfer durfte er mir nicht beleidigen, sonst bekam er's mit mir zu tun. Auf einmal war ich flink auf den Füßen. Mit vier Sprüngen kam ich die Treppe hinab und stand auch schon vor der Tür mit klopfendem Herzen; vielleicht war es schon geschehen, und die Jungfer weinte; dann gab es irgendein Unglück. Aber da hörte ich ihn ganz gemächlich sprechen und Abschied sagen.

„Das ist recht. Er kann, wenn er will. Nur ein wenig wankelmütig ist er; man muß nicht zu viel Vertrauen setzen in seinen guten Willen, denn er reicht nie weit damit. Na, Gott befohlen, ich höre ihn kommen. Verzeihen Sie den Aufenthalt, Adieu allerseits."

Er machte mich verdächtig, damit der Meister besser darauf gefaßt sein solle; den Kniff merkte ich gleich. Aber es war mir gleich. Die Jungfer wußte Bescheid; und dem Meister lieferte ich einfach propre Arbeit.

„So, mein Sohn, danke bestens." Er nahm das Buch. Ich stand mit ihm unter der Haustüre. „Es ist wohl angenehm zu wohnen hier am Ort, hm?" meinte er, indem er sich in der Nachbarschaft umsah. „Wohlgenährte Bürger. Schöne Jungfern, nicht?" Es zuckte spotthaft um seine Augenwinkel. „Na, laß nur, es wird schon vorbei gehen. Für das übrige wird sich schon ein Weg finden."

Das war alles der reine Hohn. Ich sollte wieder meine Hiebe haben, weil ich meinen eigenen Weg nach meinem eigenen Kopf gehen wollte. Trotzig schwieg ich. Er schien es aber nicht zu bemerken, sondern trat auf die Straße, sagte, ich solle nicht zu spät kommen am nächsten Sonntag. Im übrigen Adieu. Dann setzte er sich in Schritt, ohne sich noch einmal nach mir umzusehen.

Ich ging nach der Werkstatt zurück, und es war gerade, als sei alles aus der Welt geblasen, was vorher Duft gewesen war und Schein. Alle sahen mich an, aber ich getraute mich nicht aufzuschauen, obgleich ich die Blicke der Jungfer wie heiße Silbermünzen auf meinem Gesicht spürte.

Und dabei blieb es. Kam hier fürs erste keine weitere Freude auf, so ließ ich mir doch auch nicht wieder den Baum mit Stecken zerschlagen. Als der Sonntag kam, blieb ich in Aberweiler und grollte. Am Ende war man doch auch kein Schuljunge mehr. Nach drei Tagen hatte ich einen Brief von Reske, aber auch der änderte nichts an der Sache, sondern machte sie bloß klarer.

„Mein Lieber, ich habe mein Bündel geschnürt und werde morgen abreisen. Ich kann nicht länger warten. Es wäre schade um Dich, wenn Du Dich darüber aufregen wolltest. Aber Du wirst das nicht tun, denn Du bist ein charaktervoller junger Mann, der genau weiß, was er will. Der Teufel hat Dir jetzt eine hübsche Dirne in den Weg gestellt, damit nichts aus Dir werden soll. In Gottes Namen; ein Pärchen Grasaffen mehr. So weit es reicht. Wenn Ihr dann miteinander fertig seid, Ihr zwei Hübschen, so wollen wir weiter sehen, falls wir noch am Leben sind und mir der Spaß nicht zu lange dauert. Ich habe einmal einen Kontrakt mit Dir, und Wort halten muß der Mensch. Leb' wohl, und halte derweil fleißig Augen und Ohren offen. Übrigens sei allen üblen Zeiten empfohlen von Deinem Reske."

Mit Schimpfen und Höhnen ging er ab. Aber nun konnte ich mein eigener Herr sein, soviel ich wollte. Es kam noch eine Postkarte aus Zürich, auf der nichts stand, als eine Adresse. Die legte ich zum andern.

Fünftes Kapitel.

Am Nachmittag des Ostersonntags saß ich allein auf der Gesellenkammer. Meine Kollegen waren zum Tanz gegangen, sie konnten sich das leisten. Ich hatte zwar auch meine neue Jacke an, war jedoch im übrigen noch nicht so flott, daß ich bei jenen hätte mittun können. Aber worauf es mir jetzt ankam, das war, ein Gedicht zu machen auf die Jungfer, weil es so weit war mit mir. „Deine schönen braunen Augen, die Du in dem Kopfe trägst", oder so. Für ihr Haar suchte ich einen recht schönen Vergleich, kam hingegen nicht zurecht damit.

Das Fest war zeitig in den Kalender gefallen, doch ließ sich der Frühling schon allenthalben mächtig spüren. Er sauste in den Winden, leuchtete hinter den Bergen herauf und läutete mit tausend willkommenen Glocken über Feld und Wald und in spekulativen Menschenköpfen. Die Spatzen wollten noch nichts davon wissen, aber die Amseln sangen es schon ganz herzhaft in jedes neue Morgenleuchten hinein. Wir hatten eine im Garten; die machte mit ihrer Stimme sogar schon ein großes Getöne.

Unter dem Kramen nach einem Blatt Papier und nach einem Bleistift kamen mir Reskes Briefe wieder in die Hände, die er mir vor seiner Abreise geschrieben hatte. Mit Reske hatte meine üble Zeit begonnen. Vorher, schien es mir, war ich ein ganzer Bursch gewesen, dessen Stab immer grün war von Neuigkeiten, und auf dessen Schuhen Staub lag von aller Herren Ländern. Und Gedichte hatte ich gemacht früher; neben Reske war man nicht mehr dazu gekommen, oder höchstens am Anfang; später wußte er keine Worte mehr zu finden dafür. Allerhand gehobene Stunden zogen voll von seltsamen Träumereien wieder an mir vorbei, und der Duft stieg auf aus den Jahren jener köstlichen Freizügigkeit, die schon weiß Gott wie weit hinter mir zu liegen schienen; so schnell war ich älter geworden bei Reske. Lag nicht am Ende dort mein besseres Teil? Was war der Erfolg dieser Pläne? Daß man in Schuld geriet. Was man gern mochte, konnte man nicht haben. Und was man besaß, gab keine Zinsen. Was sollte man zum Beispiel hier, bei Licht besehen? Und was nahm man ein? Man mußte sich wundern. Noch vor einem halben Jahr hätte ich um alles Geld in einem kleinen Nest keine Kondition genommen. Und nun saß ich doch sogar ziemlich fest hier.

Im Nachbarsgarten linker Hand, wo eine Korbmacherfamilie Tag und Nacht lustig war, schwirrten rasch nacheinander ein paar Gitarrenakkorde auf, und gleich darauf setzte eine Männerstimme mit einem Lied ein. Sie näselte ein bißchen, es schien

ein Alter zu sein, aber als ich einmal die ersten vier Töne gehört hatte, kannte ich das Lied und vergaß den Sänger. Es war ein Wanderlied, und ich hatte es schon selber im Sankt Josephs-Gesangverein in Aachen mitgesungen.

Da rasen die Wolken von Holland herauf,
Sind schwanger von Meeresschauern.
Der Sturm jagt die alten Eulen zuhauf
Um Schlüfte und Felsenmauern.
Da schwenk' ich mein Bündel: Schuhu, Schuhu!
Und strebe dem tollen Meere zu:
Hei, Eulen, stöhnt um andre,
Juchhe, juchheissa, ich wandre!

Es zirpt die Grille am Straßenrain.
Der Fink auf schwanken Ästen
Puddelt und schnäbelt im Sonnenschein,
Gibt uns sein Liedel zum besten.
Wir treiben vorüber, Kiwitt? Kiwitt?
Ist das ein Lied zum Wandertritt?
Hör' Vöglein, singe du andern.
Juchhe, juchheissa, wir wandern.

Die Schnecke schleppt sich mit ihrem Haus;
Der Laubfrosch beglotzt sie verlegen.
Das Veilchen grüßt aus dem Grase heraus
Dem Wandrer stillblau entgegen.
He, Zottelvieh, Hummel, suwumm, suwumm,
Komm mit, frisch um den Erdball herum!
Süß Veilchen, dufte du andern!
Juchhe, juchheissa, wir wandern!

Was weint die Jungfer die Augen sich rot?
Wird gleich vor Schwermut vergehen.
Was weinen und Jungfer und Schwerenot!
Und gibt's denn kein Wiedersehen?
Den Kuß, den letzten. Sei lieb, sei gut!
Mich reißt's eben weiter. So ist mein Mut.
Und schau dich nicht um nach andern!
Leb' wohl! Leb' wohl! Ich muß wandern!

So sang der alte Korbmacher. Und dazu schien einem die heilige Ostersonne durchs Fenster herein. Von den Feldern überm Wasser und von der Straßburger Ebene führte der Wind allerlei Gedüfte und Geklinge herbei. Die Amsel sang im Birnbaum hinterm Haus. Dann klang das Wanderlied kurz aus mit drei, vier Gitarrenakkorden. Auch die Amsel verstummte. Und nun war es eine Weile so völlig still in der Welt, daß einen mit Gewalt das Gefühl überkam, jetzt und jetzt werden rings alle Fernen aufstehen, mit klugen goldenen Augen auf Dich herschauen und leise die Märchenhäupter schütteln über Deinem Treiben: „Laß das, Du, und komm wieder!“ Und dann würde ich wieder zusammenpacken wie früher; die Gesellen würden falsche Gesichter machen und der Meister finstere Augen, aber ich würde lachen und pfeifen: Adieu Gesellen! Adieu Meister! Bleibt hübsch warm beisammen. Und dann ging es wieder weiter, weiter, immer dem Geheimnis nach, dem flüchtigen, seligen, gewaltigen, lockenden, klingenden und leuchtenden Mysterium.

Darauf ging im Haus drunten eine Tür, und ein wohlbekanntes Mädchenlachen schlug mir ans Ohr. Es drang mir ins Gehör wie ein Harfen-Siegesmarsch und läutete mir im Kopf herum, klang mir zu einem Ohr hinaus und klingelte zum anderen wieder hinein; durchdrang und elektrisierte den ganzen grilligen Kerl mit Wohllaut und Munterkeit. Von einem Bann war keine Spur mehr da. Was war das, Ferne? Ferne bedeutete Hungerleiden und auf üblen Füßen gehen. Und das Mysterium hatte ich ja hier; ich saß mit der Nase dabei, und eben hatte ich es lachen hören.

Da war es aus mit dem Gedicht. Ich stopfte die Skripturen wieder in ihre Schachtel, sprang auf und riß den Hut vom Nagel. Der Bäckergeselle hatte gestern gesagt, er wollte mit seiner Liebsten in des Bäckers Kahn ausfahren; wer mit wolle, solle nur zur Zeit bei der Hecke sein. Dem wollte ich jetzt eine Weile rudern helfen bis zum Jägerhäuschen. Von dort aber in den Wald gehen. Mit dieser Absicht stieg ich die Treppen hinab und trat aus der hinteren Haustüre in den Garten, um zum Mauertreppchen zu kommen. Da saß die Jungfer auf der Gartenbank, die vom Haus weg quer vor die Sonne gerückt war.

(Fortsetzung folgt.)

Dank.

Der Tag hat längst gerastet,
Vom Meer kommt dumpfer Klang.
Mir auf der Seele lastet
Unausgesprochner Dank.

Wie werd' ich dort verstanden,
Wo Stern und Wolke geht?
Das ferne, dunkle Branden —
Nimm's, Herr, als mein Gebet!

Bruno Baumgarten.

Szenen und Bilder. Von Carl Bulcke.

Peterle.

Peterle war ein bezaubernder, goldlockiger Junge. Er saß auf einem kleinen silbergrauen Esel und saß verkehrt. Peterle jauchzte, schalt, schrie, trommelte mit seinen kleinen Fäusten auf die Hinterhand des Esels. Doch der kleine silbergraue Esel kümmerte sich nicht im mindesten um Peterle. Er setzte seine kleinen, zierlichen Hufe auf den Kies und schritt langsam, mit dem Kopfe nickend, durch den Park.

„Was schreist Du denn so, Peterle?" fragten die anderen Kinder, die den Esel begleiteten.

„Dorthin soll er! Dorthin soll er!" schrie Peterle aus Leibeskräften und zeigte nach der entgegengesetzten Richtung. Es war nicht recht zu erkennen, ob sein Jauchzen Freude oder Ärger war.

„Aber Peterle," schrien die Kinder und lachten. „Du sitzt ja verkehrt!"

„I wo," schrie das Peterle. „Ich sitze schon ganz richtig. Bloß der Esel geht verkehrt."

Peterle, mehr oder minder
Geht es uns allen ebenso;
Bloß wir anderen sind nicht so froh
Und so klug wie ihr Kinder.

Der Birnbaum.

Kennt jemand nicht die großen Duchesse-Birnen? Mächtige, hellgelbe Früchte, zwei Fäuste groß. Am Tisch der Reichen eine erlesene Delikatesse. Es ist die schönste Birne, die es gibt. —

In einem großen Obstgarten sah ich die Duchesse-Birnen. Der Gärtner führte mich. Über der Erde, kaum einen Meter hoch, am Spalier zwischen dunkelgrünem Laub leuchteten die großen gelben Birnen.

„Bald nehme ich sie ab," sagte der Gärtner.

Ich fragte: „Wie kann ein solch schwacher Stamm solche Früchte tragen?"

Der Gärtner freute sich. Er bog vorsichtig die dunkelgrünen Blätter zurück und wies mir den nackten Stamm. Ein feiner, dünner Stamm, der über der Wurzel tiefe, grausame Narben zeigte, Narben, die noch nicht verharscht waren.

„Es geht nicht anders," sagte der Gärtner. „Wenn der Stamm blüht, kerbt man mit scharfem Messer die Rinde über der Wurzel. So, daß der Stamm schwer verletzt wird. Nur dann schießt der Saft mit solcher Kraft in die Frucht. Wenn ich jetzt die Früchte abnehme, so geht der Stamm ein. Doch wir haben die Birnen."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Gott ist ein großer Gärtner.

Lorenzo Bernini. Von Max v. Boehn.

Die Kunstgeschichte ist die jüngste der historischen Wissenschaften. Sie trat in den Kreis ihrer Schwestern zu einer Zeit, als der Klassizismus die Ästhetik beherrschte, und unter den Aspekten dieses Eisgestirns begann sie ihre Laufbahn. Wie einst in der Renaissance „gotisch" und „häßlich" völlig identische Begriffe gewesen, so deckte sich für sie „antik" mit „schön". Mit diesem Maßstab in der Hand forderte sie die Vergangenheit vor ihren Richterstuhl, und mit ihm messend bewilligte sie nur der klassischen Kunst und allenfalls der Renaissance die Existenzberechtigung. Da aber die anderen Stile, wie sie nach und nach zutage getreten, doch nicht ungeschehen zu machen waren, so verurteilte sie dieselben wenigstens und gab ihnen ihren Fluch zum Erbteil. Die zünftigen Kunstgelehrten sonderten weite Gebiete der Kunstgeschichte völlig ab und stellten in ihren Büchern Warnungstafeln auf: „Unbefugten ist der Eintritt strengstens verboten."

Lorenzo Bernini. Zeichnung von Ottavio Leoni a. d. Jahre 1627. Nach: Stanislao Fraschetti „Il Bernini", Verlag von Ulrico Hoepli in Mailand.

Zu diesen Terrains, die der Stacheldraht der offiziellen Geringschätzung vor der Bewunderung der Laien sorgfältig hütete, gehörte auch das Barock und sein größter Meister Lorenzo Bernini. So sagt z. B. Wilhelm Lübke: man müsse sich „mit Widerwillen, ja mit Ekel" von den Werken dieser Zeit abwenden; fast bittet er seine Leser um Entschuldigung, daß er genötigt sei, sie mit diesen „pathologischen Partien" der Kunstgeschichte überhaupt bekannt zu machen. Und Jakob Burckhardt nennt die Schöpfungen dieser Epoche „Fratzengebilde" und qualifiziert Berninis Tabernakel als „Frechheit". Wie hätte das Verdikt dieser Gelehrten, deren sonstige Verdienste um die Kunstgeschichte zu bekannt sind, als daß sie hier auseinandergesetzt zu werden brauchten, deren Bücher jeder Italienfahrer als Orakel zu betrachten gewöhnt ist, nicht das allgemeine Urteil bestimmen sollen?! Selbst jene, die als Rompilger in ihrer Seele das Bild der ewigen Stadt heimtrugen, wie es noch vor kurzem aus dem XVII. Jahrhundert lebendig in unsere Zeit hineinragte, die gerade das barocke Rom liebten, fühlten sich gedrungen, ästhetisch zu verurteilen, was ihrem Herzen doch im Grunde teuer war. Endlich ist es anders geworden. Nach fast zwei Menschenaltern sind wir inne geworden, daß es sich nicht darum handelt, die Vergangenheit zu richten, sondern sie zu verstehen; so versuchen wir es nun, ihr ohne vorgefaßte Meinung gegenüber zu treten und ihre Erscheinung aus dem Wesen ihrer Zeit heraus zu begreifen. —

Die italienische Renaissance hatte sich am Ende des XVI. Jahrhunderts ausgelebt, auf allen Gebieten der bildenden Künste hatte sie ihr Höchstes geboten, ihr letztes Wort gesprochen. Später Geborenen schien

nichts als Nachahmung zu bleiben, in der sich Manieristen und Eklektiker erschöpften, bis endlich wieder ein ganz Großer kam und Neues, wirklich Neues zu schaffen wußte, weil er den Mut zum Bruch mit der Tradition fand. Dieser völlige Bruch mit der Überlieferung, den Bernini vollzog, begeisterte seine Zeit. Sie war des ewigen Nachahmens herzlich müde und jubelte einem Manne zu, dessen Kunst an Stelle des ewig Gestrigen etwas Neues setzte: ein Neues, das die unerschöpfliche Schaffenskraft des Künstlers morgen mit etwas Unerhörtem übertrumpfte, um schon übermorgen wieder etwas noch nie Dagewesenes zu bieten.

Kardinal Scipione Borghese.
Marmorbüste der Galerie Borghese.
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

Dieser bewußte Bruch mit der Antike, der Bernini für sein Jahrhundert, dessen Dauer sein Leben fast ganz ausfüllt, zum gefeiertsten Künstler der Welt machte, entriß ihm dann schon im nächsten wieder den Lorbeer, mit dem sein Zeitalter ihn für ewig gekrönt zu haben glaubte. Das XVIII. Jahrhundert, das sich ästhetisch wieder zur Antike als Alleinseligmacherin bekannte, betrachtete Berninis Stil als den Gipfel des Ungeschmacks. Je blutarmer die Schöpfungen einer Zeit werden mußten, die sich zu der paradoxen Ansicht bekannte, daß nur die Nachahmung der Alten in der Kunst dazu führen könnte, Unnachahmliches zu leisten, um so verbissener verurteilte man die Werke einer Vergangenheit, deren künstlerisches Vermögen dem eigenen doch so unendlich überlegen war. Nur dieses Stigma der Geschmacklosigkeit, das der Klassizismus dem Barock und seinem Hauptmeister anheftete, erklärt es auch, daß Bernini so lange ohne eine Biographie blieb. Könige und Päpste haben um seine Gunst geworben, sein Stil zwang der ganzen Welt seine Gesetze auf, nichts, was der Meister geschaffen, läßt gleichgültig oder kalt, man kann weder an seinen Bauten noch an seinen Skulpturen vorbeigehen, ohne sich in Bewunderung oder Mißfallen mit ihnen auseinanderzusetzen. Und doch mußte dieser geniale Künstler, der in allen seinen Werken ursprünglich und original ist, länger als zwei Jahrhunderte auf eine gründliche Lebensbeschreibung warten. Erst vor wenigen Jahren, als unser festefrohes Zeitalter den Geburtstag des Meisters feierte, der sich zum dreihundertsten Male jährte, bemerkten die Italiener, was sie unterlassen, und ein jüngerer Kunsthistoriker, Stanislaus Fraschetti, hat mit einer dickleibigen Apologie die Schuld seiner Landsleute einzulösen versucht.

Bernini war ein Universalgenie, wie die Renaissance ihrer so viele hervorgebracht hat. Baumeister, Bildhauer, Maler und Dichter, setzt er durch die ungeheure Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit seines Könnens in Erstaunen, selbst dann noch, wenn man in Betracht zieht, daß er von den acht Jahrzehnten, die ihm zu leben vergönnt waren, volle sieben der Kunst geweiht hat. Er begann seine Laufbahn als Wunderkind, und den Achtzigjährigen raffte der

Papst Urban VIII. im Barberinipalast zu Rom.
Nach einer Photographie von Alinari & Cook in Rom

Kunstgriff und keinen Kniff, um auf den Beschauer zu wirken. Mit souveräner Überlegenheit handhabt er z. B. die Gesetze der Perspektive, um das Auge irrezuführen. Er verwendet in der Architektur und Plastik alle Hilfsmittel der Malerei, er arbeitet in Marmor mit Licht und Schatten, wie ein Schwarzweißkünstler auf dem Papier; kein Effekt des Materials und der Beleuchtung entgeht ihm. Er zieht die Politur des Marmors heran und die prächtigen Effekte farbigen Gesteins; die raffinierte Führung des Lichtes, das er sich nicht scheut durch bunte Gläser zu brechen, dient ihm dazu, eine völlige Täuschung herbeizuführen. Er ist immer beschäftigt, den Beschauer zu verblüffen, auf den ersten Moment der Überraschung scheint jedes seiner Werke berechnet zu sein. Die gesteigerte Empfindung, die er gegenüber der Auffassung der Künstler des XVI. Jahrhunderts zu seinem

Tod noch aus vollem Schaffen hinweg. Seine Bilder sind verschollen, seine Dichtungen vergessen, wir wissen nur, daß die Theaterstücke, die er schrieb, als höchst witzig gerühmt wurden, und daß die boshaften Anspielungen, mit denen er sie zu würzen liebte, ihm unter den Lachern ebenso viele Freunde wie Feinde unter den Ausgelachten verschaffte.

Berninis Größe liegt auf den Gebieten der Bildnerei und Baukunst, richtiger gesagt, auf dem der Dekoration, gehören doch seine Hauptwerke beiden Künsten an. Er hat sich um die von Pedanten abgesteckten Grenzlinien zwischen Plastik, Malerei und Architektur nie gekümmert, ja ihre Gesetze absichtlich und mutwillig auf den Kopf gestellt. Die Wirkung, die er beabsichtigt, ist ihm alles; um sie hervorzubringen, wendet er alle Mittel an, die ihm sein virtuosenhaftes technisches Können an die Hand gibt. Er verschmäht keinen

Marmorbüste Franz' I. von Este in der Galerie Estense zu Modena.
Nach einer Photographie von Alinari & Cook in Rom.

Werke mitbringt, drückt sich auch in der gesteigerten Bewegung aus, die er seinen Schöpfungen mitteilt. Nicht nur den Figuren, die er bildet, wohnt ein hochdramatisches Leben inne, selbst die Mauermassen, die er auftürmt, scheinen in Bewegung zu geraten. Er haßt die Ruhe und die gerade Linie. Das führte ihn dazu, für seine Skulpturen Vorwürfe zu wählen, die die Dargestellten in den Momenten höchsten seelischen Affektes oder größter körperlicher Anstrengung zeigen.

Im Gegensatz zu den Künstlern des XVI. Jahrhunderts, die die Aufgabe der Plastik in der abgeschlossenen Darstellung der menschlichen Gestalt, im ruhigen Sein derselben sahen und darstellten, sucht er die Flüchtigkeit des Augenblicks zu haschen, die Spannung in sein Werk zu bannen, die zwischen dem zeitlich kaum meßbaren Übergang von einer Bewegung in die andere liegt. Dadurch bekommen seine Menschen im Ausdruck ihrer Gefühle etwas pathetisch Übersteigertes, in Haltung und Gebärde etwas Deklamatorisches und Gewaltsames, Züge, die er durch die Art, wie er das Gewand anordnet, noch zu verstärken sucht.

Die Kleider führen bei Berninis Skulpturen ein Leben für sich, sie verlieren im Mangel der Zusammengehörigkeit mit ihren Trägern jedes Vernunft- und Sachgemäße. Sie bauschen und flattern, als wühle der Sturm in ihren Falten, und wenn die Figuren auch durch diese Unbestimmtheit der Linien im Umriß etwas Pikantes und Reizvolles erhalten, so bringt doch gerade die Unruhe, die ihnen innezuwohnen scheint, den unbefriedigenden Eindruck hervor, der einem großen Teil von Berninis Werken anhaftet. Der Beschauer sieht eine große Wirkung, ohne die Ursache gewahr zu werden, während der Anblick von Figuren, die jeden Augenblick ihren Standort verlassen zu wollen scheinen, ihn mit Unbehagen erfüllt. Das Element der Aufregung, das Berninis Skulpturen charakterisiert, spricht auch aus seinen Bauten. Er verläßt die gerade Linie, die seinen Vorgängern die einzig mögliche schien, und gibt dem Grundriß eine geschwungene Form, so daß die Fassaden in Bewegung geraten. Die einzelnen Glieder des Baues nähern oder entfernen sich scheinbar, die Giebel bäumen und krümmen, die Säulen drehen sich; die Schönheitslinie, die ihm als Ideal vorschwebt, scheint der Windung des Schneckenhauses, den Voluten der Seemuschel zu entstammen.

Apollo und Daphne.
Marmorskulptur der Galerie Borghese zu Rom.
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

Die Willkür, mit der Bernini schuf, mit der er sich in seinen Schöpfungen über alle Forderungen hinwegsetzte, die die Gewohnheit den Künstlern aufgezwungen

hatte, das Freiheitsgefühl seines Schaffens, für dessen Können gar keine Schranken der Naturgesetze zu existieren schienen, der Wurf des Genialen, der sich in jeder seiner Arbeiten manifestierte, zwang die Welt in seinen Bann. Das Wildbewegte, Hochdramatische seines Stils, das Posierende in seiner Mache war die Formel, in der sein Zeitalter sich selbst fand. Das Überschwengliche und Großsprecherische seiner Kunst entsprach der Zeit, die in der Poesie das Hochtrabende liebte, entsprach den Menschen, die sich einer imposanten Grandezza zuliebe Wolkenperücken aufsetzten! Berninis Kunst drückte Sein und Wesen des ganzen Jahrhunderts aus; er beherrschte es, weil er es ganz verstand.

David. Marmorskulptur in der Galerie Borghese zu Rom. Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

Lorenzo Bernini wurde am 7. Dezember 1598 in Neapel als Sohn des Pietro Bernini geboren, eines tüchtigen Bildhauers, dessen Leistungen aber über den größeren des Sohnes völlig vergessen worden sind. Er lernte in der väterlichen Werkstatt, in der er sich durch die Frühreife seines Talents schon im zartesten Alter so auszeichnete, daß man ihn als ein Wunderkind betrachtete, und siedelte, als der Vater nach Rom berufen wurde, um Arbeiten in S. Maria Maggiore auszuführen, mit diesem in die ewige Stadt über, die seine eigentliche künstlerische Heimat werden sollte. Zehn Jahre war er alt, als er durch eine Idealbüste, die er für die kleine Kirche S. Prassede arbeitete, die Aufmerksamkeit nicht nur des Papstes, sondern auch anderer Mitglieder des hohen römischen Klerus auf sich lenkte und Aufträge erhielt, die den jugendlichen Künstler auf das Porträt und damit auf ein Fach verwiesen, in dem er glänzende Proben seines Talentes ablegen sollte. Wie geteilt auch immer die Meinung über die Werke Berninis sein mag, seine Bildnisbüsten haben von jeher die allgemeinste Anerkennung gefunden, urteilt doch Karl Justi, daß seinen Papstköpfen eine Geistesverwandtschaft mit dem letzten Stil des Velasquez innewohne. Alles, was der große Gelehrte von „der nachdrücklich individualisierenden und doch großartig freien Charakteristik“ sagt, die der Künstler in diesen Büsten an den Tag legt, wird man im Angesicht der Kunstwerke unterschreiben müssen. Wie trifft Bernini die einfache Frömmigkeit eines Gelehrten wie Bellarmin, wie die feiste Würde des Kardinals Scipione Borghese! Sieht man in die gespannten Züge Urbans VIII., in die verkniffenen Alexanders VII., so glaubt man einen Blick in die Seelen dieser Männer zu tun; wie trefflich charakterisiert er in Franz I. von Este den hochgestellten Lebemann, und wie weiß er in der Büste des jugendlichen Louis quatorze den ungeheuren Stolz des französischen Monarchen auszudrücken! Sein Ruhm auf diesem Gebiete war auch so unbestritten, daß fremde Herrscher sich danach drängten, ihre Büsten von seiner Hand zu besitzen. Karl I. von England ließ sich durch van Dyck von drei Seiten porträtieren und

Der Hochaltar in der Basilika der Peterskirche zu Rom.
Nach einer Photographie von Alinari & Cook in Rom.

sandte dies Bild an Bernini, um danach eine Büste zu fertigen, ebenso Philipp IV. von Spanien. Sämtliche Päpste, unter deren Regierung er lebte, hat er skulpiert und in einem langen Leben eine Anzahl von Büsten geschaffen, in denen allen er das Wesen einer auf glänzenden Schein gestellten Zeit wunderbar erfaßte und wiedergab.

Unter die bedeutendsten Werke seiner frühen römischen Zeit gehören jene Gruppen, die er für einen seiner größten Gönner, den Neffen Pauls V., den Kardinal Scipione Borghese geschaffen hat, nämlich Äneas und Anchises, Pluto, der die Proserpina raubt, Apollo und Daphne und eine Einzelfigur des David. In unwesent-

Ciborium über dem Hochaltar der Peterskirche zu Rom.
Nach einer Photographie von Alinari & Cook in Rom.

lichen Zügen abhängig — so geht der Apollo auf die Antike, Daphne auf eine Frauenfigur in Guido Renis „Bethlehemitischem Kindermord" zurück — zeigen sie in der Auffassung den Künstler schon in der ganzen Originalität des glänzenden Virtuosen. Die Apollogruppe und der David offenbaren zum erstenmal das Motiv eines leidenschaftlich empfundenen Moments höchster Spannung und zugleich jenen Naturalismus im Ausdruck, die die Wesenselemente der Skulptur Berninis bilden. Zu der Figur des aufgeregten David mit dem wütenden Gesicht und den eingekniffenen Lippen soll er sich selbst zum Modell genommen haben, ein Fall, der bei ihm nicht

vereinzelt dasteht; erzählt doch des Künstlers Sohn Domenico, daß Bernini, als er einen heiligen Lorenzo auf dem Rost bildete, sein eigenes Bein sich am Kaminfeuer verbrannte, um die Wirkung des Schmerzes auf Muskeln und Fleisch genau beobachten zu können. Diese Marmorwerke, die entstanden, als der Meister noch nicht zwanzig Jahre alt war, stellten ihn für seine Zeitgenossen sofort in eine Reihe mit den größten bekannten Künstlern, eine Anschauung, der der Papst durch Verleihung des Christusordens auch öffentlichen Ausdruck verlieh. Zu den Gönnern, die sich Bernini in Rom erworben hatte, gehörte vor allem auch der Kardinal Maffeo Barberini, der im Jahre 1623 als Urban VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Wie hoch dieser den Künstler schätzte, bewies er schon in den Worten, mit denen er Bernini nach seiner Thronbesteigung empfing: „Welche Chance für Euch," sagte er, „daß ich Papst geworden bin, aber welch ein Glück für mich, einen Bernini zu besitzen." Und nach diesen Worten handelte er. Wie Michel Angelo zu dem Bilde Julius' II., wie Raffael zu Leo X., so gehört Bernini zu Urban VIII., der dem Genius des Künstlers den würdigsten und größten Schauplatz anwies: die ewige Stadt. Unter dem Pontifikate dieses Papstes beginnt Bernini jene umfassende Tätigkeit zu entfalten, die während der nächsten Jahrzehnte unter seinen und seiner Schüler Händen Rom die anziehende und eigentümliche Physiognomie gab, die sich jedem, der offenen Auges vor diesen Palästen, Kirchen, Fontänen, Brücken gestanden hat, so unvergeßlich einprägt.

Büste des Medico Fonsecca. In der Kirche S. Lorenzo zu Luccina. Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

Die erste Aufgabe, vor die der Papst Bernini stellte, war die, über der Konfession in der Peterskirche einen Baldachin zu errichten. Es ist das Tabernakel unter der Kuppel, das seiner gewundenen Säulen wegen dem Künstler bis auf den heutigen Tag so heftige Schmähungen eingetragen hat. Die Form dieser Säulen, die so unmäßig angegriffen werden, entlehnte er der Antike. Schon in der alten Basilika St. Peters hatten zwölf gewundene Säulen aus dem Altertum gestanden: so übernahm er vielleicht aus einem Gefühl der Pietät heraus ihre Gestalt auch in das neue Gotteshaus und bildete mit ihrer Hilfe jenen Altar, der den ideellen Mittelpunkt der Riesenkirche auch architektonisch so wirksam und, sagen wir es gleich, so glücklich zur Geltung bringt. Gurlitt hat zuerst gewagt, dieses Hauptwerk des Barockstils in Schutz zu nehmen und gegen den maßlosen Tadel, mit dem man es belegte, zu verteidigen. Die kolossalen Raumverhältnisse des Platzes, für den der Baldachin bestimmt war, erforderten trotz seines rein dekora-

Der Petersplatz in Rom.

tiven Charakters doch eine monumentale Größe. Diese hat Bernini seinem Werk zu geben verstanden und ihm trotzdem eine Leichtigkeit verliehen, die den Baldachin als willkommenes Gegengewicht neben den wuchtigen Massen der Pfeiler empfinden läßt. Mit Recht fragt Gurlitt, welch anderes Kunstwerk etwa besser an die Stelle des „Korkziehertabernakels" passen würde? Was würde sich an diesem Platz unter den Wölbungen der gigantischen Kuppel Michel Angelos wohl behaupten können? Man versetze in Gedanken eine jener frostigen Säulenkompilationen der klassischen Schule, derselben, die dieses Werk so in Verruf brachte, hierher, und man wird sich der Lösung, die Bernini für das Problem fand, aufrichtig freuen. So unmäßig der Tadel einer späteren Epoche, so unbestritten war die Bewunderung der eigenen Zeit, die der Künstler für dies Werk erntete, und die Hauptkirche der katholischen Christenheit blieb von da an geradezu seine Domäne. Er entwarf die Ausschmückung des Inneren, besonders jene der Pfeiler, die die Kuppel tragen; er errichtete später den merkwürdigen Prunkbau, der den Chor abschließt, die sogenannte Cattedra di San Pietro, eine Improvisation größten Stiles. Vier freistehende Figuren von je fünf Metern Höhe tragen wie spielend einen mächtigen Thron, über dem ein Getümmel purzelnder Engel auf Strahlenbündeln und Wolkenkissen die Annäherung des Heiligen Geistes verkündet. Es ist eine der phantasiereichsten Schöpfungen des Künstlers und eine seiner keckſten dazu. Freistehende Figuren, Flach- und Vollreliefs vereint er zu einer Dekoration, die schließlich die Wand durchbricht, um ihr buntes Beieinander von Bronze und Marmor mit einem farbigen Glasfenster zu krönen. Nach Carlo Madernas Tode wurde Bernini Baumeister von St. Peter, und es fiel ihm damit die Aufgabe zu, den Bau der Kirche zu vollenden, die noch immer der Türme harrte. Schon die Medaille, die Julius II. bei der Grundsteinlegung der Kirche hatte prägen lassen, zeigt die damals projektierte Fassade mit zwei Türmen. Mit der Errichtung dieser war man beschäftigt, als der Weiterbau Bernini anvertraut wurde. Sein Entwurf für dieselbe zeigt eine Übereinanderstellung offener Hallen, deren durchsichtige Erscheinung den glänzendsten Abschluß der breit-

Die heilige Therese in Santa Maria della Vittoria zu Rom.
Nach einer Photographie von Alinari & Cook in Rom.

St. Agnese an der Piazza Navona zu Rom mit dem Brunnen Berninis.

gelagerten Fassade Madernas gebildet haben würde. Man kann es im Interesse der Wirkung nicht genug bedauern, daß diese Türme nicht ausgeführt worden sind; ihr Fehlen verschuldet den wenig glücklichen Eindruck, den die schwerfällige Front mit dem Mißverhältnis ihrer Verhältnisse heute hervorbringt. Die Türme würden die Fassade scheinbar in die Höhe gezogen und die Kuppel wirkungsvoll eingerahmt haben, aber es sollte nicht zu ihrer Errichtung kommen. Schon

Entwurf zum Obelisken des Minerva-Brunnens. Nach: Stanislao Fraschetti „Il Bernini", Verlag von Ulrico Hoepli in Mailand.

war der eine der beiden fast vollendet, als sich in seinen Fundamenten Risse zeigten, die dem Weiterbau Gefahr drohten. Dieser Vorfall entfesselte den ganzen Neid und die ganze Mißgunst, die der von Glück und Talent gleich begünstigte Baumeister gegen sich erweckt hatte. Über den anberaumten Kommissionssitzungen und Sachverständigengutachten starb noch dazu Berninis Gönner, Urban VIII., und nun hatte die Schar seiner Gegner, an deren Spitze Borromini stand, beim neuen Papst nur zu leichtes Spiel. Innocenz X. befahl 1647, den Turm wieder abzutragen, und damit schied Bernini aus der Bauleitung der Peterskirche.

Während die päpstliche Ungnade auf dem Künstler lastete, führte er für den Kardinal Cornaro eine Kapelle in der Kirche S. Maria della Vittoria aus. Sie enthält außer den Reliefporträts verschiedener Familienmitglieder die berühmte oder sagen wir lieber die berüchtigte Gruppe der heiligen Therese, der ein Engel den Pfeil der göttlichen Liebe ins Herz stoßen will. Bernini ist in dieser Gruppe über die Grenze des plastisch Darstellbaren für unser Gefühl weit hinausgegangen. Die Heilige, die in ekstatischer Verzückung zusammensinkt, der Engel, der sie mit einem geradezu fatalen Lächeln um die Lippen mit dem Pfeile schäkernd bedroht, degradieren das Übernatürliche des Vorgangs zu einem lüsternen Spiel. Diese marmorne Zweideutigkeit, gleich unschicklich für den Platz auf dem Altar, den sie einnimmt, wie für die asketische Büßerin, die sie darstellt, wirkt um so abstoßender, als sie mit dem größten technischen Raffinement in Szene gesetzt ist. Bernini selbst sah in dieser Gruppe sein Meisterwerk.

Francesco Barberini aus dem Barberini-Palast zu Rom. Nach einer Photographie von Alinari & Cook in Rom.

Glücklicherweise wartete seiner eine größere Aufgabe. Innocenz X. wollte die Trümmer eines in sechs Stücke geborstenen Obelisken auf Piazza Navona aufrichten lassen und hatte die römischen Künstler zu einer Konkurrenz aufgefordert, von der nur Bernini ausgeschlossen war. Auf Veranlassung des Fürsten Niccolo Ludovisi aber fertigte der Meister doch einen Entwurf,

der dem Papst wie zufällig vor Augen gebracht wurde. Betroffen von der Großzügigkeit und Originalität desselben, gab Innocenz zu, daß es unmöglich wäre, einem Bernini zürnen zu wollen. Er bestimmte seinen Entwurf für die Ausführung, und diesem Entschluß verdanken wir die herrliche Fontäne, die uns heute noch, gerade vor Rainaldis Prunkfassade von Sant' Agnese aufgestellt, entzückt. Die spitze Nadel des Obelisken erhebt sich über einer wild naturalistischen Felsgrotte, auf deren Vorsprüngen die Riesengestalten der vier Ströme Donau, Nil, Ganges und Rio de la Plata als Personifikationen der vier Weltteile lagern. Zwischen ihnen ergießen sich die Wasserfluten in ein breit ausladendes Becken. Nur der Entwurf ist von Bernini, die Ausführung blieb seinen Schülern. Es wäre völlig unmöglich gewesen, daß ein so viel beschäftigter Künstler mehr als nur die letzte Hand an die Vollendung seiner Entwürfe hätte legen können. Die Summe dessen, was er geleistet, ist enorm; Bernini ist bewundernswert, nicht nur durch die Vielseitigkeit seines Talentes, sondern auch durch die nie versiegende Fülle seines Reichtums an Ideen.

Als er den kleinen Obelisken auf Piazza Minerva aufzurichten hat, entwirft er Skizzen für dieses Monument, die in Kühnheit und Genialität der Auffassung ihresgleichen nicht finden. Durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Architektur und der Plastik ist er ein Bahnbrecher geworden, der ganzen Generationen von Künstlern neue Wege wies und ihrem Ausdruck eine neue Sprache lehrte. Es war nicht seine Schuld, daß die, die ihn nicht übertreffen konnten, seine Art übertrieben. Die Grabdenkmäler, die Bernini in S. Peter errichtete, das bedeutende Urbans VIII. und das bizarre Alexanders VII., können als für alle Zukunft vorbildlich angesehen werden; von der Art ihres Aufbaues haben sich selbst so nüchterne Akademiker wie Tenerani, Fabris, Amici, die Bildner benachbarter Papstgräber, nur so weit entfernt, als sie mußten, um aus der feurigen Bravour des Meisters die Langeweile ihres öden Klassizismus zu destillieren. Ein Vorwurf ist Bernini nur daraus zu machen, daß er geradezu der Urheber unseres modernen Denkmalelends geworden ist; alle jene Monumente, mit der in der Mitte herausgehobenen Figur und den

Triton-Brunnen auf der Piazza Barberini in Rom.
Nach einer Photographie von Alinari & Cook in Rom.

Grabdenkmal Papst Urbans VIII. in der Peterskirche zu Rom.
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

Allegorien an den Ecken, wie sie dutzendweise die öffentlichen Plätze ganz Europas entstellen, gehen auf das Grabmal Urbans VIII. zurück, in dem diese Note zum erstenmal angeschlagen wird. Das ist wirklich weniger leicht zu verzeihen, als daß er marmorne Wolken, geflügelte Gerippe und Totenköpfe in die Plastik einführte, Absurditäten, die weniger ihm, als einer symbolfreudigen Zeit zur Last fallen.

Niemals hat er seine geniale Begabung überzeugender zur Geltung gebracht, als da, wo ihm scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstanden. Das beweist der fast Siebzigjährige bei der Anlage des Petersplatzes und der Scala regia

Grabdenkmal Papst Alexanders VII. in der Peterskirche zu Rom.
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

im Vatikan. Seit der Weiterbau der Glockentürme eingestellt worden war, stand St. Peter wie ein riesiger Torso in einer unwürdigen Umgebung. Bernini wurde zwanzig Jahre nach der Katastrophe, die den Abbruch seines Turmes im Gefolge gehabt hatte, berufen, einen Platz vor der Kirche anzulegen, der einen würdigen Zugang zu ihr bilden sollte. Er hat diese Aufgabe in einer so genialen Weise gelöst, daß sein Name unsterblich sein würde, hätte er auch sonst nichts geschaffen. Wie er der kleinlichen Fassade, die dazu verurteilt war, ewig unvollendet bleiben zu müssen, durch die Art, in der er seine Kolonnaden führte, doch zu einem großartigen

Scala Regia des Vatikans zu Rom.
Nach einer Photographie von D. Anderson in Rom.

Säulen und 162 Statuen zählt, war in fünf Jahren vollendet und damit ein Platz hergestellt, der an Großartigkeit bis zum heutigen Tage nicht erreicht, geschweige übertroffen worden ist. Die gleichen perspektivischen Kunstgriffe, die Bernini bei der Anlage der Kolonnaden angewendet hat, um dem Auge größere Verhältnisse und weitere Räume vorzutäuschen, als sie in Wirklichkeit vorhanden sind, nutzte er auch beim Bau der Scala regia. Er sollte auf einer schmalen, verwinkelten, äußerst ungünstig gelegenen Stelle eine Prachttreppe errichten, wie sie zur Repräsentation des päpstlichen Hofes erfordert wurde, und hat in der Tat durch das Raffinement der angewendeten kleinen Kunstmittel einen Eindruck verholfen hat: das ist eine Leistung, die die Größe seines monumentalen Empfindens, das echt Künstlerische seiner Persönlichkeit in ein glänzendes Licht stellt. Er ordnet sich völlig dem Zweck unter, der von ihm verlangte, die Werke anderer möglichst vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Die Säulenhallen und Pilasterstellungen, die er entwirft, dienen dazu, den Rhythmus von Madernas Fassade stärker schwingen zu lassen; der Punkt, an dem der Beschauer zwischen die Arme seiner Kolonnaden treten muß, ist so gewählt, daß Michel Angelos gewaltige Kuppel ihre ganze Wirkung ausübt. Diese Stelle, die jetzt offen ist, hätte durch einen dritten Flügel, in dessen Mitte ein Prachttor geplant war, geschlossen werden sollen, aber es ist leider nie zur Errichtung desselben gekommen. Der imposante Bau, der 88 Pfeiler, 284

Eindruck von Großartigkeit erzielt, der um so mehr überwältigt, als er ganz selbstverständlich erscheint. Die Mühsal des ausgeklügelten Systems der Wände, die sich verengen, der Säulen, die sich verkleinern, des Gewölbes, das sich senkt, verschwindet völlig, und selbst ein so abgesagter Feind des Barockstils wie Burckhardt muß zugeben, daß auf so geringem Raum nichts Imposanteres denkbar sei.

Wie Innocenz X. trotz seiner anfänglichen Abneigung gegen den Künstler sich doch genötigt sah, bei Errichtung der Monumente, die er von seinem Pontifikat der Nachwelt zurücklassen wollte, sich der Hilfe Berninis zu bedienen, so haben auch alle seine Nachfolger (und der Meister hat in seinem langen Leben acht Päpste regieren sehen) ihn heranziehen müssen, wenn sie bauten. Ebenso haben die vornehmen

römischen Familien der Barberini, Odescalchi, Ludovisi u. a. die Ausführung ihrer Paläste und Kapellen in seine Hand gelegt. Der Ruhm des Künstlers war so fest begründet und so weit verbreitet, daß er sogar nach Paris berufen wurde, als man sich anschickte, dem Louvre eine Fassade vorzubauen. Der stolze König Ludwig XIV. schrieb mehrere eigenhändige Briefe, um den Künstler zur Reise nach der französischen Hauptstadt zu bewegen, ja Domenico Bernini behauptet, ein Artikel des Friedens von Pisa habe ausdrücklich bestimmt, daß der Papst den weltberühmten Cavaliere auf drei Monate an den allerchristlichsten König überlassen müsse. Im April 1665 trat Bernini auch wirklich die Reise nach Paris an, die einem Triumphzug glich. Die italienischen Fürsten, durch deren Gebiet er kam, bereiteten ihm Empfänge wie einem regierenden Monarchen, die französischen Städte, die er berührte, ließen ihm ihre Schlüssel überreichen, der französische König ordnete ihm einen Edelmann als Adjutanten bei und überhäufte ihn mit den schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen. Das Resultat der Reise entsprach aber insofern nicht den gehegten Erwartungen, als schließlich die Louvrefassade doch nach den Plänen Perraults aufgeführt wurde und Berninis Entwurf, der eigentlich zur Ausführung bestimmt war, zurückgestellt worden ist. Ein Vergleich des ausgeführten Baus mit dem Projekt Berninis lehrt allerdings auch, daß der Meister seinen Plan nicht gerade in einer seiner glücklichen Stunden konzipiert hat; Perraults Bau ist entschieden großartiger, als der des Italieners geworden wäre.

Es war dies eigentlich der einzige große Mißerfolg im Leben Berninis, dem die Natur zu dem Genie des Künstlers auch alle anderen Gaben verliehen hatte, die das Glück eines Menschen bestimmen. Ein schöner Mann von feurigem Temperament, beweglichen, lebhaften Geistes, witziger Gesellschafter und glücklicher Familienvater, erreichte er bei ungeschwächten körperlichen Kräften ein hohes Alter und konnte, als er am 28. November 1680 starb, den Seinigen ein Vermögen von fast zwei Millionen hinterlassen. Er hatte sich 1639 mit Katharina Tezio, dem schönsten Mädchen Roms, vermählt und in langer, glücklicher Ehe elf Kinder heranwachsen sehen. Als ein Schlaganfall seinen rechten Arm lähmte und er sein Ende herannahen fühlte, ließ er durch den Kardinal Azzolini die Königin Christine von Schweden, die damals in Rom lebte, bitten, bei Gott für ihn zu beten, denn bei der besonderen Sprache, die sie mit dem lieben Herrgott führen könne, wäre ja eine gnadenvolle Aufnahme ihrer Fürbitte sicher. Mit ihm ging ein Künstler von so ungewöhnlicher Begabung dahin, daß die Vorzüge und Fehler, von denen er den gleichen Reichtum besaß, die Nachwelt bis zum heutigen Tage nicht zu einem ruhigen, ungetrübten Urteil haben kommen lassen.

Perlen.

Als verträumt sich Mund zu Mund gebogen,
Sehnend, übermächtig angezogen,
Riß am schmalen Hals das Perlenband.
Von der blassen Brust und vom Gewand
Rieselten die leisen, kühlen Dinger
Über die erschreckt gespreizten Finger. —
Suchend bog er sich — ihm wehrt ihr Beben:
„Laß — so rinnt mein ungelebtes Leben
— Köstlichste, doch nie genützte Spende —
Tropfenweise durch die matten Hände;
Narde, Opfer, dessen Duft sich windet
Und die Himmel leer von Göttern findet.

Else Leucht.

Das Bild des Engländers. Von O. von Gottberg.

Als während der Jahre von 1815 bis 1875 das britische Weltreich ungestört seine politische und wirtschaftliche Macht wie nie zuvor stärkte, hatte der Deutsche noch keine Zeit über Nordsee und Ärmelmeer zu blicken. Er arbeitete an der Wiedergeburt seiner zerstampften Staaten und schmiedete Waffen für die Tage großer Kämpfe und Freuden. Erst nach dem Milliardenregen trug er schüchtern seine Waren auf den Weltmarkt, den der Brite als übermächtiger Wettbewerber sperrte. Jetzt wollte der Deutsche sich über den Konkurrenten unterrichten. Auskunft schien billig und leicht zu haben, denn die Bewohner aller Kulturlande entwarfen das gleiche Bild von ihm. Einmütig schilderten sie ihn so wie der Brite selbst es tat in einer Weltpresse, die nicht nur die Zeitungen, sondern auch die Literatur jeder Sprache befruchtete. Er galt als das Sonntagskind unter den Völkern, gleich stark an Willens- wie Muskelkraft, ein Muster von Vaterlandsliebe und Nationalgefühl, ein Vollmensch, neben dem andere sich schlecht sehen lassen konnten.

Das Schicksal, das alle Völker mit einfältig gläubigem Sinn des Briten Selbstporträt für sein wahres Konterfei hinnehmen ließ, war uns Deutschen gnädig. Zu unserem Glück stand dies Bild vor den Augen jedes Deutschen, der auf Märkten jenseits von Grenzen und Meeren Absatzgebiete erobern wollte. Seine eigenen Muskeln stählten sich und seine Kräfte wuchsen, während er Anstrengungen machte in das Maß des angeblichen Vollmenschen hineinzuwachsen. Im Jahre 1907 paßte darum der deutsche Konkurrent vielleicht besser als der Brite in den Rock des Fabelmannes in Konterfei. Es war das Jahr, in dem die Briten begannen, ihre Furcht vor wirtschaftlichen Niederlagen hinter einer künstlich genährten Furcht vor militärischer Invasion durch Deutschland zu verbergen, weil dürre Ziffern bewiesen, daß Deutschland früher oder später Britannien wirtschaftlich überflügeln dürfte. Es hatte von 1890 bis 1907 zugenommen:

England.	Deutschland.
Der Export:	
um 62 Prozent	um 116 Prozent
Der Import:	
um 53 Prozent	um 113 Prozent
Die Bevölkerung:	
6 Millionen	12 Millionen
Der Ertrag der Eisenbahnen:	
um 52 Prozent	um 102 Prozent
Die Produktion von Roheisen:	
um 26 Prozent	um 174 Prozent
Der Kohlenverbrauch:	
um 33 Prozent	um 91 Prozent
Die Einlage in Sparbanken:	
um 100 Prozent	um 151 Prozent
Der Export reiner Fabrikerzeugnisse:	
um 50 Prozent	um 124 Prozent.

Die Zahlen reden eine gemeinverständliche Sprache. Wir brauchen nicht mehr zu fragen, warum in einer Nation von Geschäftsleuten Furcht vor uns erwachte. Aber nun sie lebt und der Brite mit der Achtung grollend widerwilliger Bewunderung auf Deutschland blickt, können wir sein vergilbtes Konterfei von der Wand nehmen. Der Anblick erzeugt einen Kleinmut, der längst nicht mehr am Platz ist. Aus solchem Kleinmut heraus raten Deutsche sogar ein den militärischen, wenn auch nicht wirtschaftlichen Frieden mit England dauernd verbürgendes Abkommen mit dem Opfern unserer Flottenpläne zu verkaufen. Das wäre der schnurgerade Weg in Verderben und Krieg. Der Brite hat während einer langen Geschichte nicht immer die Rechte des Schwachen geachtet, aber stets um die Freundschaft des Starken geworben. Jeder deutsche Fürchtenichts ist nicht nur für uns ein Friedenspfand sondern für den Engländer eine Versuchung, die pax Germanica zu schließen. In den Schoß dürfte uns das zu beiden Seiten des Kanals ersehnte Abkommen fallen, wenn wir die gelassene Ruhe des Starken und Wehrhaften wahren.

Wie der Engländer unlängst nach langem Hader Frankreich und Rußland statt des Handschuhs lieber die Freundeshand bot, so hat er stets im politischen Verkehr oder Streit mit starken, nur mit starken Parteien oder Nationen lieber den Ausgleich oder Kompromiß als die Laune des Krieges walten lassen. Es wäre vielleicht falsch, ihn darum einen Freund des Friedens zu nennen. In dem Reich, über dem stets die Sonne scheint, ist stets auch der Wirbel des Kalbfelles zu hören. Aber es sind schwächere Völker als das englische, die der Brite bekriegt. Hat er Wände mit Menschenschädeln einzurennen, dann schiebt er gern fremde Völker in das Vordertreffen. Er selbst geht Konflikten aus dem Wege. Trotzdem lernen wir wohl beim Studium der englischen Geschichte das Schmähwort vom perfiden Albion aus der Erinnerung zu streichen. Ein kleines Völkchen von sogar heute nur 40 Millionen Insulanern konnte die Herrschaft über ein Fünftel der bewohnten Erde nur durch Kompromisse mit der Moral und mit Gegnern wahren. Es ist ein kleines, aber männliches und von Herzen redliches Volk, das

manchen der Ideale der germanischen Rasse treuer als das deutsche geblieben ist.

Die Verständigung mit Deutschland dürften englische Staatsmänner einem Krieg schon darum vorziehen, weil es Britannien noch nie und niemals gelang, einem Gegner weißer Hautfarbe nach der militärischen jene dauernde wirtschaftliche Niederlage zu bereiten, die allein die Engländer durch Kampf mit Deutschland zu gewinnen hoffen könnten. Die mit ungeheuren Opfern an Blut und Geld militärisch niedergeworfenen Buren sind heute wirtschaftlich die Herren nicht nur ihres Landes, sondern auch der darum ihrem Vaterland grollenden englischen Kolonisten. Nur im Gefühl seiner Hilflosigkeit kann England resigniert zuschauen, wie das ökonomisch längst unabhängige Kanada heute auch die politische Unabhängigkeit einleitet. Sir Wilfried Laurier, der kanadische Premier, spricht in Gegenwart des königlichen Generalgouverneurs bereits von „kanadischer Nationalität". Die Presse nennt die im Parlament von Ottowa verlesene Thronrede einen letzten, an die historische Entwicklung der „Nation" erinnernden Brauch. Die Regierung in Washington verhandelt mit der in Ottowa über die dauernde Bevollmächtigung von diplomatischen Vertretern. Großmächte bauen ihren kanadischen Generalkonsuln Häuser, deren Pracht und Geräumigkeit jetzt schon verrät, daß sie bald Botschaften sein werden, und längst schließt Kanada mit souveränen Großstaaten Handelsverträge. Warum duldet das Imperium solches? Weil der Brite sich mit Unvermeidlichem abzufinden weiß. Weil er ungern das Schwert gegen einen Starken führt und weil er lernte, daß er sogar den militärischen Erfolg wirtschaftlich nicht auszunutzen versteht. Schon König Caradocs Sohn Cymbeline zahlt auch nach einem Siege den Römern lieber Tribut als daß er versucht hätte, ihre Niederlage zu einer vollständigen zu machen. Shakespeare läßt ihn sprechen:

> Although the victor, we submit to Caesar,
> And to the Roman empire, promising
> To pay our wonted tribute.

Und der große römische General verriet durch seine Charakteristik Britanniens aller Welt für alle Zeiten, warum es England nie gelingen kann einen Gegner zu vernichten, warum es im Streit mit starken Gegnern auf den Kompromiß angewiesen ist. Er nannte es „das kleine Eiland außerhalb der Welt". Es ist Britanniens geographische Lage und seine geringe Volkszahl, die ein Abrechnen mit fremden Völkern bis zum saigner à blanc unmöglich macht.

Die heutigen Vereinigten Staaten erkämpften ihre wirtschaftliche wie politische Unabhängigkeit. Im Krieg von 1812 gelang es den Briten nicht, mit seegewohnten Geschwadern den armselig equipierten kleinen Küstenfahrzeugen des jungen französischen Freistaats die entgültige militärische Niederlage zu bereiten. Wir müssen Mahans „Seapower 1812" oder Roosevelts Geschichte des Krieges, aber nicht englische Werke lesen, um zu erfahren, mit wie geringen Streitkräften englische Geschwader einer feindlichen Küste ferngehalten werden konnten. Auch über Trafalgar und Abukir hören wir nur aus der britischen Literatur. Der Glaube an Englands Unüberwindlichkeit fußt auf jenen beiden Siegen, gewonnen über eine Nation, deren Männer notorisch hilflos waren, wann immer sie in Schiffen auf das Meer fuhren. Die Holländer besiegten die Briten. Die Armada zerschellte ein Sturm, aber den Kampf mit den Yankees gewann England nicht, und im Venezuelastreit unter der Administration Clevelands brauchten sie nur die Zähne zu zeigen, um Britannien zum Abschluß des üblichen Ausgleichs zu bringen.

Gewiß gelang es England, farbige Völker zu unterwerfen. Aber unverständlich ist, wie wir dem Engländer nachreden können, daß seine Nation ein erfolgreicher Kolonisator sei. Vielleicht darf der Brite als Individuum solch Lob beanspruchen. Seine fanatische Freude am Heim ließ ihn auf fremder Scholle stets ein Haus auf festem Fundament zimmern. Darum grünen in allen Exklaven des Imperiums reiche Oasen des Wohlstandes. Dem Staat, der englischen Reichsregierung, aber fehlt trotz zeitlicher Erfolge der Cromer und Milner die Gabe, sich auf fremdem Boden dauernd einzurichten und der unterworfenen Nation die Zügel einer straffen Staatsorganisation anzulegen. In Indien wie Ägypten klingt heute der Ruf des Aufruhrs. In Indien wird unter Druck und Zwang der Brite vielleicht zum Schwert greifen müssen. Aber ganz gewiß zögert er dreinzuschlagen und läßt einstweilen auch hier die traditionelle Politik des Ausgleichs walten. Um die Mohammedaner Indiens und Ägyptens zu versöhnen, schließt er einen Kompromiß mit alten Feinden, den Türken.

Gleichermaßen schloß der Brite stets Kompromisse mit Irland und zwar Kompromisse, die auf die Dauer weder den einen noch den anderen Kontrahenten befriedigten und ewig neue Kämpfe gebaren. An der Geschichte gerade dieser Kämpfe lernen wir den britischen Nationalcharakter am besten verstehen.

Wer nur von Briten über Irland hört, vergleicht die grüne Insel gemeinhin unserem polnischen Sprachgebiet. Aber wir sollten wissen, daß es England bis auf den heutigen Tag nicht gelang, auch nur die Autorität seiner Polizei in Irland zu etablieren. Unlängst noch rief ein englischer Staatsmann in das Parlament: „Die Gesetzlosigkeit in Irland spricht aller Zivilisation Hohn!" Dabei sind die Iren liebenswerte Menschen und in Amerika als Ordnung und Sitte liebende Bürger der Vereinigten Staaten hoch geschätzt. Wir konnten unsere Polen gegen jeden Feind führen. England würde im Kriegsfall ein starkes Okkupationskorps nach der grünen Insel schicken. Nach 40 Jahren

ist unsere Herrschaft über Lothringen sicherer als nach 750 Jahren jene Englands über Irland, obwohl wir bekennen wollen, daß uns bei einer Mobilmachung vielleicht einige hundert lothringische Reservisten davon- oder zum Gegner überlaufen.

Den Kampf gegen Irland begann Heinrich II. im Jahre 1171, nachdem sechzehn Jahre vorher Hadrian IV. oder Nikolas Breakspeare, der einzige Papst englischen Bluts, ihm die grüne Insel zugesprochen hatte. Der König ergriff von dem Lande Besitz und verteilte es unter englische Vasallen. Sie riefen aus der Heimat englische Ansiedler herbei, aber die Fremden heirateten irische Frauen und wurden zu Iren. Obwohl die Mischheiraten bald verboten und die Iren im Laufe der Jahrhunderte von ihrer Scholle verdrängt, gemordet und ausgehungert wurden, sehen wir doch den ständigen englischen Nachschub unwandelbar wieder im irischen Volkstum aufgehen. Nicht nur die zweite Generation, sondern gewöhnlich schon die Masse der eben Eingewanderten wird zu fanatischen Iren und Feinden des Stammlandes. Der heutige irische Adel stammt von Engländern, die zunächst Iren geworden waren, aber dann die Peerswürde mit einem meist nur vorübergehenden Übertritt in das englische Lager erkauften. Die Geschichte der Ausrottung und Verfolgung der Iren muß uns unfehlbar beweisen, daß heute in den Adern ihrer Nachkommen höchstens ein Fünftel des Blutes irisch sein kann. Es sind fast rassenreine Engländer, die heute Homerule für Irland fordern und es waren oft rassenreine Engländer, die gegen das Stammland kämpften. Überhaupt ist jener Engländer der uns von Briten vorgesprochenen Legende, der auch auf fremder Scholle nach dem Grundsatz: „Mein Vaterland recht oder unrecht, ich bin dir treu!“ lebt, eine imaginäre Gestalt, die selten in Fleisch und Blut existiert hat. Der Brite ist Germane, ein prächtiger Germane, in dem die Fehler seiner Rasse potenziert sind. Er geht leicht in fremdem Volkstum auf und wird schnell der Heimat untreu. Nur wäscht er nicht wie der Deutsche seine schmutzige Wäsche mit Klagen über Abtrünnige auf der Gasse, sondern in der stillen Küche, und vor ihrer Tür bei der Arbeit überrascht versteht er mit der ihm eigenen bewundernswerten Dreistigkeit zu leugnen, daß er je einen Waschkübel besessen habe. Seine Zeitungen wiederholen gern die von Patriotismus durchwärmten Worte, die einige hundert Engländer in New York beim Jahresessen der St. George Society sprechen. Aber sie erwähnen mit keiner Silbe, daß während der jüngsten Jahrzehnte Hunderttausende von Briten den Vereinigten Staaten den Bürgereid leisteten. Und der Deutsche, der britische Vaterlandsliebe rühmt, vergißt, daß George Washington ein englischer Gentleman edlen Blutes und jeder seiner Mitkämpfer geborener Brite war. Der auf dem Boden von England, Wales oder Schottland geborene Kanadier bezeichnet sich noch als „Britischer“, nämlich Angehöriger des großen Imperiums, aber sein Sohn will heutzutage nur noch Kanadier heißen. Alle in Japan ansässigen englischen Kaufleute grollten dem Vaterland, das die weiß-gelbe Alliance schloß. In Südafrika ballen britische Kolonisten die Faust, weil das Mutterland sie den Buren überantwortete.

Schon zur Zeit des Krieges der Rosen gab das englische Gesetz den Iren vogelfrei, wie den tollen Hund auf der Straße. Heinrich VII. ließ nichts unversucht, ihn auszurotten. Als Heinrich VIII. auch die Kirchengüter konfiszierte, war kein Landbesitz mehr in irischen Händen. Elisabeth ließ auf der grünen Insel Plantagen anbauen, aber der Ire durfte sogar als Arbeiter beim Anpflanzen nicht mithelfen. Pachtete ein Ire Land, dann wurde es verwüstet und sein Vieh erschlagen. Iren, die nicht flüchten wollten, sollten verhungern. Als endlich Cromwells Eisenschuh die Fluren Irlands zerstampfte, und während eines Jahrzehnts, von 1641 bis 1652, die Bevölkerungsziffer von anderthalb Millionen auf eine halbe Million sank, schien das Ende der Rebellion nahe. Cromwell ließ Männer ausweisen, Frauen nach Westindien verkaufen, sperrte die Iren nachts wie Vieh hinter Zäunen und Schranken ein, aber — konnte nicht verhindern, daß zuwandernde Schotten und Engländer zu Iren wurden.

Wenn der Ire heute Gesetze mißachtet, erinnert ihn also die Überlieferung an Tage, in denen das Gesetz der Henker tyrannischer Grausamkeit war. Die denkträge Dame Geschichte behauptet, Zweck der Maßregelung der Iren sei gewesen, sie zum Protestantismus zu bekehren. Das mag einleuchtend klingen. Aber oft gewahren wir deutlich, daß es den Engländern weniger auf die Bekehrung, als auf die wirtschaftliche Unterwerfung der Iren ankam. Der ökonomische Vernichtungskampf gegen Irland dauerte fort, auch während eine katholische Königin auf dem Britenthron saß. Im rein wirtschaftlichen Krieg fiel nicht der erste Schuß, als nach Beendigung der militärischen Kämpfe das englische Parlament um 1680 die Einfuhr von Vieh, Fleischwaren, Butter und Käse aus Irland verbot. Anno 1699 untersagte England den Iren auch die Produkte ihrer Industrie auf englische Märkte zu tragen. Ein Navigationsakt von 1696 hatte dem irischen Handel bereits alle britischen Kolonien gesperrt. Warum? Die Antwort gibt uns Froude: „Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts gebar auch nur das Gerücht vom Erstarken irgendeiner irischen Industrie in England eine Panik, die kaum zu beschwören war.“ Ähnliche Panik aber ergriff die englische Geschäftswelt stets, wenn sie von wirtschaftlichen Erfolgen einer konkurrierenden Nation hörte.

Kaum verständlich war es daher, daß uns

die jüngste Panik der Briten überraschte. Es ist eine historische Tatsache, daß John Bull nicht selten sich leichter als der in stetem Wettbewerb mit Nachbarvölkern lebende Bewohner des Kontinents ins Bockshorn jagen läßt. Heute versagen seine Nerven vielleicht rascher, weil die stillen Jahre von 1815 bis 1875 ihn verwöhnt haben. Nun junge, durch große Kriege gleichzeitig konsolidierte Nationen, Deutschland und Amerika, als Wettbewerber neben ihn treten, befällt ihn, scheint es, Sorge; denn sein Herrenplatz muß in Bälde für alle Zeiten verloren sein, weil er sich schwer neben einem starken Gegner behaupten könnte. Vertragen hat er sich nur mit Völkern von minderwertiger Rasse, solange er den Stock über ihnen schwingen konnte. Solange das Gesetz ihm erlaubte, seine Frau zu schlagen — und die Zeit liegt nicht weit zurück; auch ist der Weiberprügler noch heute dem englischen Richter eine durch täglichen Verkehr vertraute Figur — mußte sie ihn anbeten und bedienen. Er vertrug sich prächtig mit ihr. Sie verzichtete auf eigenen Willen, etwa wie Portugal, mit dem darum Britannien in inniger Freundschaft leben kann. England, das Klubland, war stets ein Männerparadies. Der Mann allein repräsentiert und verausgabt dort den Besitz oder das Einkommen der Familie. Es ist kein Zufall, daß englische Herrenschneider als die besten der Welt gelten. Elegante Frauen begegnen uns seltener auf englischem Boden, weil ihre Männer mit dem Taschengeld knausern. Daß Damen der großen Welt zu Gesellschaften oder Theaterbesuchen prächtige Abendtoiletten tragen, ändert nichts an der Tatsache, daß ihre Ansprüche erst nach Erfüllung der Wünsche des Gatten Befriedigung finden. Niemand wird bestreiten, daß ein zu Einschränkung seiner Lebensführung gezwungener britischer Aristokrat das Coupé seiner Frau verkauft, lange ehe er daran denkt, das Pferd zu veräußern, auf dem er zur Fuchsjagd reitet. Des Briten Gesetz ist nicht selten ungünstig für die Frau, ihre Würde und ihr Recht. Ein rechtlich getrautes Arbeiterpaar bewohnt mit zwei Kindern eine Einzimmerwohnung. Der Mann sucht sich eine Konkubine und nistet sie neben der Gattin in dem einen Zimmer ein. Die Gekränkte klagt vor dem Richter auf Trennung mit der Versicherung, daß sie sich und ihre Kinder ernähren könnte. Aber sie wird abgewiesen, denn das Gesetz spricht eine Trennung nur aus, wenn der Mann die Frau nicht mehr unterstützt. Der Arbeiter aber bezahlte der Gattin das Wochengeld, damit er für sich und die Konkubine eine Wirtschafterin habe. Auch das ist charakteristisch für den durch Jahrhunderte des Herrschens über Fremdvölker verwöhnten Egoisten! Er will weder im Heim noch in der Welt Gleichberechtigte neben sich dulden. Rückhaltlos sollen andere seinem Willen sich fügen.

Heute verlangt die Frau Gleichberechtigung. Sie fordert das Stimmrecht. Zweifeln wir keinen halben Augenblick, daß sie es in England, vielleicht noch bei unseren Lebzeiten, erhalten wird! Sie macht ja den Mund auf und schreit. Sie gebärdet sich als ein starker, gefährlicher Gegner, der den Unionisten gegen die Liberalen fast alle Byelections der jüngsten Zeit gewinnen half. Von solchen Gegnern läßt John Bull sich leichter, als man annehmen sollte, ins Bockshorn jagen. Er steht hilflos, wenn die Frau die Scheiben seiner Rathäuser einwirft und den Premierminister zwingt, für Wochen eine Existenz im Verborgenen zu führen und sein Amtshaus auf Hintertreppen zu erreichen. Winston Churchill, vielleicht der mutigste Führer der Liberalen, hat in Manchester dieser Tage vor den Suffragettes kapituliert und ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche verheißen. Der Kompromiß ist in Aussicht, denn der Brite geht Kämpfen, sobald es möglich ist, aus dem Wege. Wo er nicht blindem Gehorsam oder demütiger Anerkennung seiner Überlegenheit begegnet, kann er wohl hassen, aber seltener sich helfen. Und er ist zu alt, um sich zu ändern. Er ist konservativ in allen Gewohnheiten. Fragen wir ihn, warum er als Hausherr abends noch immer jedem Gast zum Gang über die elektrisch beleuchtete Treppe den silbernen Leuchter gibt, so sagt er verblüfft, erstaunt, fast entrüstet: „Das war doch immer so!“ Und zäh, wie an dem einen von tausend schönen alten Bräuchen, hält er an dem Glauben fest, daß er vom Schicksal berufen sei, die Welt, die Meere, den Handel und alle „inferioren“ Völker zu beherrschen. Auch wir Deutsche aber sind für ihn ein inferiores Volk. Dutchmen sind wir. Zweifellos hat sich der Brite überlegt, ob er nicht nach dem uralten Rezept seiner politischen Hausapotheke den Stock oder das Schwert über uns schwingen solle. Aber — er hat kaum mit den Buren Frieden geschlossen und dabei wiederum die Erfahrung gemacht, daß er ein wehrhaftes Volk nicht dauernd niederwerfen, sondern nur durch Kompromiß ein Einvernehmen mit ihm erzielen kann.

Von den vielen Kompromissen, die Britannien mit Irland während der jüngsten Jahrhunderte schloß, hat noch keiner beide Kontrahenten befriedigt. Der Engländer hat auf der grünen Insel nur den Beweis erbracht, daß er absolut unfähig scheint, ein Volk weißer Menschen sich zu unterwerfen oder zu versöhnen. Er ließ in Irland während 750 Jahren alle Reize und Künste eines angeblich hervorragenden Kolonisators spielen. Er hat geraubt, gemordet und geplündert, keineswegs etwa weil er ein schlechter Kerl ist, sondern weil ihn lange Jahrhunderte des Herrschens überzeugt haben, er sei von Gott berufen, die Iren wie andere Fremdvölker mit einerlei welchen Mitteln seinem Willen gefügig zu machen. Dabei ist der Engländer als individueller Mensch ganz gewiß nicht arrogant, sondern im Verkehr mit Fremden meist von jener Schüchternheit manches unserer Leutnants oder Referendare, die der Jugend gesellschaftliche Unsicherheit

hinter fälschlich als Hochmut ausgelegter steifer Haltung verbergen. Aber scheinbar unwillkürlich erwacht dem von Herzen vielleicht Gutmütigen schon in der Wiege der Glaube, daß er als Kind seiner Nation Gottes bevorzugtes Geschöpf sei und andere über die Achsel anblicken und beherrschen müsse. Das erschwert ihm heute, mit fremden Völkern in Eintracht zu leben, sobald sie als Wettbewerber ihr Teil vom Welthandel heischen. Früher, als noch fair play, nämlich das Recht, wie britische Admirale es auslegten, die Meere regierte, konnte er auch uns ein wohlwollender Freund sein. Wenn wir ihn heute in Sorge vor uns sehen, wäre das ein Grund, ihm die Hand zu reichen und um ein Einvernehmen zu werben, falls er die Geste richtig deuten könnte. Aber der so empfindlich jede Bedrohung seiner Interessen Verspürende hat weder Gefühl noch Verständnis für andere. Erlebnisse, die uns an den Rand der Verzweiflung bringen würden, rauben ihm keine Stunde Schlaf. Schilderungen von grausamer Vergewaltigung der Iren haben ihm nie den Appetit verdorben. Er zetert wohl, weil seine geschäftlichen Interessen bedroht sind, über die Tyrannei belgischer Gummihändler, aber er braucht nicht einmal mit seinem Gewissen einen Kompromiß zu schließen, wenn er liest, daß es 25000 chinesischen Sklaven in südafrikanischen Bergwerken nicht besser als den Niggern am Kongo geht. Südafrika steht unter britischer Oberhoheit, und des Engländers Dogma ist, daß unter der Britenfahne Sterbliche nur in Freuden leben. Deshalb dürfen wir ihn auch nicht Pharisäer nennen, wenn er immer noch, so in den Strait Settlements, nationalen Gewinn aus dem Opiumhandel zieht. Das wird nach seiner Auffassung gute und verzeihliche Gründe haben. Denn sein unerschütterlicher Glaube, daß seine Nation die allerchristlichste sei, ist wirklich wahr und echt. Die Verfassung, die seinen König den Defender of the Faith heißt, verbürgt es ihm. Er ist auch als Individuum überzeugt, daß er ein guter Christ ist. Er hält den Sonntag heilig, geht in die Kirche und vergißt als Wohlhabender nie und nimmer, den Armen zu geben. Die Schloßfrau fährt ein- oder zweimal wöchentlich mit Gaben ins Dorf, und der Herzog, der von einer lebensgefährlichen Erkrankung seines Försters hört, wacht wohl bei dem Kranken durch die lange Nacht. Der Brite, namentlich der Oberschicht, ist wirklich ein prächtiger Mensch, einerlei ob ihn ein weiches Herz oder die Tradition guten Adels in Hütten und an Krankenbetten führt. Aber die Religion ist ihm zunächst Sache des Anstandes und der Person. Den Staat und seine Politik darf sie niemals beeinflussen. Nicht nur die äußere Politik Britanniens ließ nicht selten das Gefühl für christliche Moral vermissen, auch auf dem Boden der inneren Politik verstanden Engländer häufig ihr religiöses Gefühl durch einen Kompromiß zum Schweigen zu bringen. Disraeli war Jude, aber als Premier, der die beiden Erzbischöfe und alle Bischöfe ernennt, de facto doch eigentlich summus episcopus der christlichen Kirche von England! Ein anderer Premier konnte offenkundig jedes Gebot der Moral mit Füßen treten, und der königliche Verteidiger des Glaubens durfte nicht selten die Schranken guter Sitten durchbrechen, ohne aus dem Volk ein Wort des Vorwurfs zu hören. Das führt zur Feststellung der Tatsache, daß der Engländer und die englische Presse, würdiger und vornehmer als wir, den Staatsmann vom Privatmann zu trennen verstehen. Auch der Träger eines großen historischen Namens gilt den Briten als Repräsentant der Nation. Man schützt ihn vor Bloßstellung. Man weiß, daß ein Staatsmann — wenigstens nebenbei — Mensch ist. Während einer der größten Krisen, die Britannien durchlebte, fuhr der für das Schicksal des Imperiums verantwortliche Premier Roseberry von London zum Rennen und sah für zwei halbe Tage seine Pferde laufen. Kein Brite verlor darüber ein Wort. Roseberry war eben nicht nur Minister, sondern auch Stallbesitzer. Welch Gezeter hätten wir gehört! Und der Deutsche schüttelt verwundert den Kopf, wenn er hört, daß in England sogar der Monarch ein Mensch sein darf, der nach Erledigung der fürstlichen Berufspflichten wie jeder mündige und gesittete Privatmann ungerügt tut oder läßt, was die Laune ihm eingibt. Bei uns wird allherbstlich, wenn der König bei großen Vasallen jagt, das Volk zum Zensor eines Liedchens oder eines Vortrages, den der Herrscher nach dem Essen hört.

Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß England heute mit den Iren wirtschaftlichen Frieden geschlossen hätte. Der kleine Nachbar bleibt ein Konkurrent. England aber will keinen Wettbewerber dulden und versucht darum immer noch ihn auszuhungern. Daß die hauptsächlich doch von Ackerbau und Viehzucht lebenden Bewohner der grünen Insel unter dem sogenannten Freihandelssystem leiden müssen, liegt auf der Hand. Tatsächlich schwätzen wir dem Engländer wie alles übrigens auch das Wort vom Freihandel ohne Grund und Überlegung nach. Britannien heischt recht hohe Zölle auf Tabak, Tee, alkoholische Getränke, Zucker, Konserven, Brotstoffe und Kaffee. Mindestens zwei Industrien sehen wir also durch die Zollmauer geschützt. Und der Übergang zu einem die deutsche oder überhaupt die kontinentale Industrie bedrohenden und englische Fabrikanten bereichernden Zollsystem, wie die Konservativen es befürworten, wäre so unendlich schwierig und für England so gefährlich, daß wir das Gespenst kaum zu fürchten brauchen. Sollte es nach einem unionistischen Wahlsiege greifbare Gestalt annehmen, dann wird eine radikale Hochflut, durch Arbeiterstimmen angeschwellt, es sehr bald wieder hinwegschwemmen. Das englische Proletariat darbt und hungert heute schon wie das kaum eines anderen Kulturvolkes. Hunderttausende sind paupers, nämlich Ortsarme und

nicht vorübergehend Beschäftigungslose, die oft von der Wiege bis zum Grabe von Almosen leben. Der Gedanke, sie in neuen hinter der geplanten Zollmauer erbauten Fabriken zu beschäftigen, ist schön. Aber Jahre müssen vergehen, bis die Fabriken in Betrieb sind und ihre Erzeugnisse Englands Wohlstand gemehrt haben. Inzwischen aber wird der heute tätige Lohnarbeiter seine jetzt schon schwer zu bestreitende Lebensführung durch die neuen Zölle noch verteuert sehen und den Radikalen in die Arme fallen.

In Irland herrscht noch größere Armut als in England und Wales. Daß in London, dem Heim des glänzendsten Reichtums und des bittersten Elends, Menschen verhungern, ist bekannt. Aber Dublin hat mit fünfundzwanzig per Tausend die höchste Sterblichkeitsziffer aller von weißen Menschen bewohnten Städte. Die Ursache dafür ist nicht zuletzt Nahrungsmangel der Massen. In London leben vierzehn von hundert Familien, aber in Dublin sechsunddreißig von hundert in Einzimmerwohnungen. Dabei ist Irlands Scholle reich, überreich, und ihre Früchte könnten alle Markthallen von London füllen. Indessen der Brite setzt mit Frachtpreisen den wirtschaftlichen Vernichtungskampf gegen den irischen Wettbewerber fort. Er schickt sein Geld lieber in das neutrale Ausland als in das bekriegte Irland. Darum kostet die Fracht für eine Tonne Eier bis London aus der Normandie 16 Schilling, aus Dänemark 24 Schilling, aber aus Galway in Irland — 94 Schilling! Butter bezahlt aus Cherbourg 20, aus Antwerpen 22, aus Tipperary — 35 Schilling Fracht bis London. Das sind nur einige Ziffern, die erklären, warum die im Jahre 1846 bis auf 8 Millionen Menschen angewachsene Bevölkerung Irlands heute wieder auf 4 Millionen gesunken ist, und warum auf dem fetten Wiesenland der grünen Insel heute zwei- bis dreihunderttausend paupers oder Ortsarme leben.

Trotzdem hat England noch lange nicht sein Ziel der politischen und wirtschaftlichen Knebelung des irischen Gegners erreicht. Ein Konstabler auf je 362 Iren gegen einen auf je 541 Engländer oder 885 Schotten genügt nicht, um Achtung vor dem Gesetz zu erzwingen. Jubelnd lasen die Iren während des Burenkrieges von englischen Niederlagen. Seither schweigt die Londoner Presse gern über Nachrichten aus Irland, und darum haben wir vergessen, welch Dorn es im Fleisch Britanniens ist. Wer die Vereinigten Staaten kennt, weiß, daß dort fast täglich ein irischer Schützenbund vor der Scheibe für den Tag übt, an dem noch immer die Iren ihre grüne Fahne zu entfalten gedenken.

Also England, „die kleine Insel außerhalb der Welt", hat in ernsten Kämpfen noch nie etwas gewonnen. Es könnte auch Deutschland nicht dauernd wirtschaftlich schädigen. Den Krieg auf den Wellen entscheiden noch weniger als den zu Lande Zahlen. Der Wettergott und die Elemente könnten ja auch dem numerisch Schwächeren zum Siege verhelfen. Aber auch eine Blockade unserer Küsten könnten wir überleben. Unsere Werte würden schrumpfen und unsere Löhne sinken. Darum könnte unsere Industrie auch billiger arbeiten und mancherlei bisher über See geschickte Waren auf dem Kontinent unterbringen. Der Handel findet stets sehr schnell neue Wege und versteht, sich auf neutrale Schiffsböden zu retten. Einen vorteilhaften Frieden aber vermöchte England uns nie abzutrotzen. Also nach sieben für Deutschland mageren Jahren stünde neben England wieder ein Konkurrent, dessen Leistungsfähigkeit durch Herabschrauben der Ansprüche an die Lebensführung nur noch gesteigert wäre. Darum dürfen wir nicht nur hoffen, sondern wir dürfen überzeugt sein, daß die klugen Briten bald dem Reich die Hand zu einem Ausgleich bieten.

Wenn diese Zeilen gedruckt vor dem Leser liegen, ist in England eine Wahlschlacht ausgekämpft. Der friedliebende Deutsche wünscht gemeinhin den Sieg den Liberalen, weil er von einem liberalen Regime die Anbahnung dauernder Freundschaft zwischen England und Deutschland erhofft. Tatsächlich haben wir von der mühsam zusammengehaltenen liberalen Partei wohl weniger zu erwarten als von der starken, einheitlich geführten konservativen, deren Mitglieder stets praktische und zielbewußte Politiker waren. Sie mögen versuchen, mit dem Popanz der deutschen Gefahr Wahlstimmen und Flottengroschen zu sammeln, aber gerade sie sind zu klug, um England dem Risiko eines Krieges auszusetzen. Ein Sieg der Liberalen würde uns dauernde Friedensgarantien nicht bringen können, weil er ein Pyrrhussieg wäre. Die Partei der Gladstone, Bright, Goschen, Harcourt von einst und der Asquith, Grey, Haldane, Morley von heute muß nach einem Sieg der Liberalen verfallen. Die vier Vertreter der gegenwärtigen liberalen Regierung ließen sich von dem sozialistischen Lloyd George in eine Sackgasse führen. Er hat als ihr Führer nach einem Erfolg gemäß britischer Tradition als Premier sein sozialistisches Programm in Taten umzusetzen. Dann werden Gemäßigte von der Parteifahne desertieren, gerade wie sie Gladstone, nach ähnlicher Unterstützung, in einem ähnlichen Wahlkampf doch im Stich ließen, als er Irland wirklich Home Rule geben wollte. Siegen aber die Konservativen oder Unionisten, dann werden die Gemäßigten Lloyd George verwünschen, weil er sie in eine Niederlage führte, und die Radikalen werden sich von den Gemäßigten lossagen, weil ihre Lauheit sie während des Ganges an die Urne zu den Konservativen trieb. Von dem Liberalismus ist nichts zu erhoffen. Er ist Sand, auf dem man nicht Häuser baut.

Epilog. Von Antoinette Baronin Sedlnitzky.

Das Rollen der letzten Wagen verklang in der Ferne. Da und dort verlöschten im Hause die Lichter, im Eßsaal gingen ordnend die Lohndiener hin und her, um die Spuren des eben beendeten Soupers zu tilgen.

Es waren heute an diesem Tisch, der nun seines Blumen- und Lichtschmuckes beraubt war, viele Reden gehalten, viele schwungvolle Worte gesprochen worden, und das Silberbrautpaar, das nebeneinander auf bekränzten Stühlen gesessen, hatte immer wieder danken, immer wieder die Champagnerkelche heben müssen. Sie hatten das in der liebenswürdigen, wohlerzogenen Weise getan, die man an ihnen kannte und von so begünstigten, vom Glück getragenen Menschen auch erwartete.

Nun saß man noch zu dreien drüben im kleinen Salon der Hausfrau, Major Graf Wesselen, sein Bruder, seine Frau.

Die Gräfin trug, der Bedeutung des Tages entsprechend, ein schweres, perlgraues Brokatkleid, mit Spitzen und ein wenig Silberstickerei besetzt, das gut zu ihrem schneeweißen Haar, den starken, dunklen Augenbrauen, der ganzen mehr vornehmen als schönen Erscheinung paßte.

„Daß man Dich doch auch einmal wieder hier hat!" sagte der Graf und klopfte dem Bruder kräftig auf die Schulter. „Wirklich, mein Alter, Du hast uns nicht verwöhnt. Fünfundzwanzig Jahre sind wir heute verheiratet, und Deine Besuche könnte ich an den Fingern herzählen. Die Taufen von Werner und Dietrich, einmal als ich mir den Arm gebrochen hatte, ein oder das andere Mal ganz flüchtig, so im Vorüberfahren, für ein paar Stunden. Und seitdem ich den Abschied genommen und wir hierher gezogen sind, was auch schon an die acht Jahre her ist, haben wir Dich noch nie bei uns gesehen."

Der jüngere Graf Wesselen lächelte ein etwas schwermütiges Lächeln. „Ich glaube nicht, Werner, daß mir ein Aufenthalt bei Euch dienlich ist. Neid, siehst Du, verdirbt den Charakter, und was sollte ich, angesichts eines so seltenen Eheglücks anderes empfinden als eben Neid! Man ist nun einmal so. Was man sieht, möchte man gern selbst besitzen, und meine Ehe? — nun Du weißt ja annähernd, wie sie beschaffen ist."

Der Sprechende hatte sich ein wenig vorgeneigt, um mit den Augen das Gesicht seiner Schwägerin zu suchen, das ein Strauß dunkelroter Rosen seinem Blicke entzog. Überrascht bemerkte er den seltsamen Ausdruck, den ihre Züge angenommen hatten. Ihn mißdeutend sagte er rasch: „Bitte, verstehe mich nicht unrecht, Frieda. Das soll gewiß nicht heißen, daß ich mich nicht Eures Glückes herzlich freue, aber man ist eben Egoist, man kann nicht immer die Frage beseite schieben: warum ist es nicht auch mir so gut geworden?"

Die Gräfin nickte. Nach einem kurzen Aufatmen erwiderte sie leise: „Du hast ganz recht, man kann nicht ein Leben hindurch scheinen, was man nicht ist. Und doch verlangt man das in der Ehe von den meisten. Die Welt wenigstens verlangt es."

Sie hielt die Augen gesenkt und spielte zerstreut mit einem kleinen Fächer, den sie auf- und zuklappte. „Die Welt weiß, warum," fuhr sie fort. „Was würde aus der Ehe werden, wenn nicht die höchsten Anforderungen an sie gestellt würden? Niemand, oder vielleicht nur ein ganz geringer Prozentsatz, würde sie zu Ende führen."

Graf Wesselen horchte auf. War das nicht, als vibrierte ihre Stimme, als tönte da eine ganz persönliche Note hinein? Aber das war ja unmöglich, undenkbar! Jedermann wußte, wie selten glücklich diese Frau war, erst heute wieder hatte man es betont und hervorgehoben. Es war ja ein Glück, das schon das Recht des Sprichwörtlichen beanspruchen konnte.

Der Hausherr hatte mittlerweile behaglich blaue Rauchringeln aus seiner Zigarette gesogen. „Na, ich denke, wir lassen das Philosophieren auf morgen und gehen jetzt

zu Bett," sagte er gemütlich, „ich bin ehrlich müde. Schließlich war's doch kein Tag wie jeder andere."

Sie hatten sich alle drei erhoben, aber einem plötzlichen, ihm selbst unerklärlichen Impuls folgend, sagte Graf Thomas: „Ich hingegen möchte noch gern eine Stunde verplaudern, aber ich fürchte, Frieda, die als Hausfrau den Löwenanteil des heutigen Tages trug, wird auch ruhebedürftig sein."

„Nein," erwiderte die Gräfin, „ich will Dir gern noch ein Weilchen Gesellschaft leisten. Es ist mir ganz lieb, schlafen könnte ich ohnedies nicht."

„Na, na," spottete der Graf, „in neuerer Zeit will sie mich immer glauben machen, sie litte an Schlaflosigkeit. Dabei rührt sie sich die ganze Nacht nicht, und ihr Bett sieht des Morgens so aus, wie sie sich des Abends hineingelegt hat. Kein Kissen verrückt, keine Falte entstanden, das will mir mit der Schlaflosigkeit nicht stimmen." Lächelnd küßte er seiner Frau die Hand.

Graf Thomas begleitete den Bruder bis zur Tür, dann lauschten sie beide wie unwillkürlich nach den verhallenden Schritten die Treppe hinauf, oben den Korridor entlang, bis zur Tür des Schlafzimmers, das das Ehepaar nach etwas altmodischer, kleinbürgerlicher Seite gemeinsam bewohnte.

Die Gräfin schob ein Tischchen beiseite, auf dem ein geleertes Weinglas und ein paar Teetassen standen, und ihrer Hausfrauenpflicht eingedenk, fragte sie, ob noch eine Erfrischung gewünscht würde.

Als Graf Thomas verneinte, begann sie langsam im Zimmer hin- und herzugehen, fester auftretend als das sonst ihre Gewohnheit war.

Das schwere, seidengefütterte Kleid rauschte und raschelte bei jeder Bewegung; einmal hob sie die hohe Glasvase mit den Rosen, um deren Duft einzusaugen. Dann begann sie plötzlich zu sprechen, anders als sonst, mit warmen, vibrierenden Akzenten, manchmal so rasch, daß sich die Worte fast überstürzten.

„Ich habe gemerkt oder vielleicht gefühlt, daß Du Dich vorhin gewundert hast über das, was ich von der Ehe sagte. Es mußte Dich wundern, sind wir ja doch als glückliches Ehepaar förmlich geaicht. Es mag Dir auch taktlos erscheinen, daß ich von allen Menschen auf der Welt gerade Dich wähle, um zu sagen, was noch niemand aus meinem Munde gehört, noch je wieder hören wird. Auch den Tag wirst Du nicht gut gewählt finden, und doch trägt gerade er die Hauptschuld. Ich fühle mich so aus den Angeln gehoben, so über die Grenzen des Täglichen hinausgerückt, — ich fühle, einmal muß ich mir alles von der Seele reden, den Ballast von fünfundzwanzig Jahren!"

Graf Thomas war nahe an seine Schwägerin herangetreten und legte ihr die Hand auf den Arm: „Ist es nicht besser, gewisse Dinge zu übergehen, nicht zu berühren?"

Fast heftig schüttelte sie seine Hand ab. „Was war denn mein ganzes Leben anderes als ein Übergehen, ein Nichtberühren! Und vorhin habe ich es Dir gesagt: man kann nicht immer scheinen, was man nicht ist — es geht über menschliche Kraft. Sieh, Thomas, einmal muß ich die Maske lüften, wohlgemerkt nur lüften! Morgen schon wird sie wieder mein eigentliches Ich verdecken, wird so starr und unverrückbar erscheinen, daß niemand ahnen kann, wie unter ihr ein zuckendes, bebendes Menschenantlitz in fieberndem Schweigen verharrt."

Ein paarmal noch ging die Gräfin im Zimmer auf und nieder, dann begann sie: „Ich muß ziemlich weit zurückgreifen, um mich Dir verständlich zu machen, oder um es wenigstens zu versuchen. Kronwelten, unser schönes, altes Familienheim, hast Du ja gekannt, zu meiner Hochzeit bist Du für einige Tage dort gewesen. Nun stelle Dir vor: ein junges, phantasievolles Mädel, wie ich es war, fast immer auf sich selbst angewiesen, einzige Gefährtin meines wunderlichen, von philanthropischen Ideen erfüllten Vaters. Wir pflegten wenig Verkehr. Ich hatte keine Freundinnen, sehr selten kam jemand zu Besuch, die wenigsten Menschen sagten meinem Vater zu, genügten seinen Ansprüchen.

Von allerlei weltverbessernden Plänen erfüllt, dabei ohne den praktischen Sinn, der nötig gewesen wäre, sie zur Ausführung zu bringen, sah er zerstreut über das Nächstliegende hinweg nach dem Fernen seiner Ideale. So gewöhnte ich mich daran, alle Dinge von einem bestimmten Gesichtswinkel aus zu betrachten, mich zu fragen,

in welcher Weise ich meinen Teil zur Abhilfe irgendeines im Menschentum liegenden Elends beitragen könnte.

Es wird Dich vielleicht überraschen, daß ich nicht Krankenpflegerin geworden bin oder ein Heim für Krüppel oder Tuberkulose gegründet habe. Dazu fehlte mir nun ganz die Nüchternheit, die Entsagungsnote. Nein, ich wollte schon mein Teil am Leben haben, in meine Träume schlich sich gar oft Braut- und Eheglück ein, aber in einer Form, wie sie sonst junge Mädchen nicht herbeizuwünschen pflegen. Ich war Vaters einzige Tochter, ich wußte mich vermögend. Mein Sehnen war ein vermögensloser Gatte, dessen Los ich umzugestalten vermöchte, dessen Vorsehung ich sein würde.

Einmal traf es sich, daß ich zur Hochzeit einer Cousine geladen wurde. Eine Verwandte zeigte sich erbötig, mich dahin zu begleiten, da mein Vater kein Freund lauter Festlichkeiten war. Damals hatte man mir Werner als Kavalier zuerteilt, und wenige Wochen später war ich seine Braut.

Ich will ganz offen sein, Thomas, selbst damals habe ich ihn nicht geliebt. Trotzdem erfüllte mich eine solche Glückseligkeit, daß ich wie auf goldgesäumten Wolken einherging. Ich heiratete eben nicht den Mann, sondern meine Idee.

Den Mann durchschaute ich. Ich ahnte ziemlich genau, wie er war: Egoist mit der Maske behaglich flacher Gutmütigkeit, die zu nichts verpflichtet, zu nichts herangezogen werden will. Die Idee war die Vervollständigung meiner Träume. Werner war vornehmer Herkunft, ganz verarmt. Seine Offizierslaufbahn schien gefährdet. Und doch war er mit ganzer Seele Soldat! Welche Aussicht für mich! Ich dachte wunder was zu vollbringen, indem ich ihm das Tor der Zukunft öffnete. Nie ist eine Braut seliger zum Altar gegangen, nie hat sie überzeugter das bindende „Ja" gesprochen als ich.

Nun frage ich mich, wann eigentlich die Ernüchterung begonnen hat, ob nach Tagen, nach Wochen, nach Monaten. Ich kann die Grenze nicht finden. Es kam mir wohl bald zum klaren Bewußtsein, daß ich neben der Durchführung der Idee auch den Mann mit in den Kauf genommen hatte, und daß der Mann in keiner Hinsicht geartet war, anspruchslos beiseite zu stehen. Aber mein Stolz half mir über das Schlimmste hinweg, und dann, ich hatte doch beglücken wollen! So lernte ich lächeln, wenn ich hätte weinen mögen, freundlich gleichgültige Worte sagen, wenn ich hätte aufschreien wollen vor Qual.

Äußerlich gestaltete sich unser Leben günstig, es ging alles wie auf geölten Rädern, sehr glatt, wie von selbst. Meine Mittel, der Wunsch, im Hause Behagen zu verbreiten, halfen mir dabei, aber immer mehr setzte sich nun der Gedanke fest, daß ich wieder frei werden wollte. Damals schien mir das ein Leichtes! Nur einen geringen Teil meines Vermögens würde ich für mich behalten, aber frei wollte ich werden, frei!

Dann trat etwas Unerwartetes in mein Leben, ich wurde Mutter. Ein sehr häßlicher Gedanke ging mir durch den Sinn, als man mir das Kind zum erstenmal in die Arme legte: Warum hatte dieses Kind geboren werden müssen? War das nicht eine neue Fessel, die mich band, eine neue Pflicht, die mich unfrei machte? Das Kind mußte gepflegt, gehütet, erzogen werden, und eine kinderlose Ehe wäre soviel leichter zu lösen gewesen!

In der Zeit nach Werners Geburt war es, wo ich zum ersten Male auszurechnen begann, wie lange das nun dauern müsse, bis ich mit dem Vorschlag einer Trennung hervortreten konnte. Drei, vier, sechs Jahre, dann trat das Kind gleichsam den ersten Schritt ins Leben, begann zu lernen, begann das Denkvermögen zu üben. Aber konnte nicht gerade in diesem Augenblicke ein eingreifendes Ereignis dem Kinde Schaden bringen? Kinder sehen so scharf! Ich mußte also noch zuwarten; vielleicht wenn die Schuljahre vorüber waren, wenn der Junge ins Kadettenhaus kam, dann ging es wohl eher, dann dachte er vielleicht schon selbständig und objektiv, behielt Vater und Mutter gleich lieb, setzte keinen auf Kosten des anderen zurück.

Und wieder begann ich zu rechnen! Zehn Jahre, zwölf Jahre, vielleicht noch etwas mehr, bis er mir sein Leutnantspatent brachte! Manchmal konnte ich, unbeweglich liegend, stundenlang so grübeln. Ich muß hinzufügen, Thomas, Werner gab mir keinen Grund zur Klage. Er liebte mich auf seine Art, insoweit Naturen, wie er

lieben können. Ist er in späteren Jahren ab und an mal auf Seitenwegen gegangen, so geschah es in einer Form, die mich nicht verletzen konnte. Das Haus, in dem wir lebten, hat er immer hoch gehalten.

Tausende von Frauen sind glücklich und überglücklich an der Seite solcher Männer, warum mußte ich gerade von demjenigen, den ich doch aus freier Wahl zum Gatten ausersehen, mehr, Ungewöhnlicheres verlangen! Ich habe immer Schritt gehalten mit ihm, immer und überall, vielleicht im Bewußtsein, daß jedes Nachlassen, und sei es das geringste, eine Gefahr in sich birgt. Aber zwischendurch horchte ich nach dem Stundenschlag der Zeit, der mich der Freiheit näher bringen sollte.

Werner war schon fast sechs Jahre alt, als sich unsere Kinderstube neu belebte. Dietrich war geboren worden. Auch diesmal waren es nicht gerade freudige Empfindungen, mit denen ich den rosigen, frischen Bengel in seinem Bettchen strampeln sah. Trotzdem sagt man mir nach, ich sei eine musterhafte Mutter, und meinem Herzen sind meine Söhne unendlich nahe."

Die Gräfin war stehen geblieben, ein weicher Ausdruck trat in ihr Gesicht. „Es ist so schwer, manches zu erklären, ich glaube auch nicht, daß Du mich verstehst. Frauen verstehen sich oft selbst nicht, weil sie den Fluch ihrer komplizierten Natur mit sich durchs Dasein schleppen.

Es wird Dich vielleicht wundern, daß ich bestrebt war, unser Familienleben so harmonisch zu gestalten, als irgend anging! Es geschah meiner Söhne wegen. Ich wollte den Kindern eine schöne Erinnerung ins Leben mitgeben, ihre Kindheit und Jugend sonnig gestalten. Auch das ist mir gelungen, und dafür bin ich Gott dankbar, aber ich habe mir damit wohl kräftige Fäden gesponnen in dem Hin und Her des Gewebes, das wir Ehe nennen.

Siehst Du, ich dachte immer, nun die Jungen erwachsen sind, nun die Pflicht gegen sie in größeren Umrissen erfüllt ist, nun kommt die Erfüllung der eigenen Wünsche, nun kommt noch ein Endchen eigenes Leben. All die letzte Zeit hindurch bin ich nachts schlaflos gelegen und habe dies und das erwogen. Und als da die Jungen heute morgen in mein Zimmer traten, die Hände voll Blumen, die Augen voll Zärtlichkeit, Worte der Dankbarkeit und der Liebe auf den Lippen, da habe ich gewußt: Es ist vorbei damit, ich kann nicht wieder frei werden, niemals! Die Bande der Ehe sind unendlich stark; scheinbar nur feine Fäden, werden sie durch Jahre der Pflicht und Gewohnheit zu mächtigen Seilen. Was sollte ich heute meinen Söhnen sagen, wie es ihnen begreiflich machen? Sie würden nicht fassen können, daß das Elternhaus in Zukunft nicht mehr die Heimat in vollem Sinne sei, daß man ihren Vater verlassen kann, dem sie doch ebenso innig und herzlich zugetan sind, wie mir.

So muß ich die Lüge fortführen, die ich unbedacht über mein Dasein gelegt. Daß sie eben Lüge ist, scheint mir das Bitterste daran."

Graf Thomas nickte. „Ja, jede Unwahrheit erträgt sich schwer, selbst wenn sie in den lautersten Quellen wurzelt, doch die Unwahrheit in einer Ehe wächst turmhoch über das hinaus, was wir so obenhin Lüge nennen. Jedenfalls ist sie aber eine Lüge des Herzens, und Du hast durch sie nur Gutes gestiftet."

Nachdenklich sah seine Schwägerin vor sich hin. „Leicht ist sie mir nicht geworden. Und laß mich ganz ehrlich sein! Ich wäre so brennend gern einmal im Hochsommermittag des Lebens gestanden, wenn die Luft schwer ist von Düften und von Gewitterschwüle, schwer von Reife und von Erfüllungen, und das Herz so übervoll, wie Erntewagen, die zur Tenne fahren. Ach, Thomas, einmal so recht fühlen, daß man lebt, nicht immer paktieren und Geduld haben und zuwarten, nicht immer dies glatte, geölte, ausgeglichene Dasein, ohne eigene Sorgen, ohne eigene Freuden, diese Durchschnittsexistenz, die dem Durchschnittsmenschen so sehr begehrenswert erscheint!"

Sie sprach heftig, voll Wärme und Leidenschaft, und nun wandte sie den Kopf nach ihrem Schwager, und für Sekunden wurzelten ihre Augen ineinander.

Da wurde es plötzlich still im Zimmer. Die beiden Menschen, die sich da gegenüberstanden, grauhaarig, längst über die Jugend hinaus, sie blieben stumm und verstört wie Kinder, die auf Wege geraten

sind, die zu betreten man ihnen untersagt hat. Es war, als hätte Jahre hindurch etwas unter der Schwelle ihres Bewußtseins gelegen, um sich jäh und drohend emporzurecken in einem Augenblick, da sie am wenigsten Macht über sich selbst besaßen.

Die Stille wuchs und wuchs, nur hastige Atemzüge waren hörbar in dem Schweigen, das schwer, wie bleiern auf ihnen lastete. Es war so voll ungesprochener Worte, dieses Schweigen, voll heimlich raunenden Flüsterns, das in ungeahnte Tiefen drang, Verborgenes hervorrief ans Licht.

Und da sie so stumm und erwartungsvoll verharrten, löste sich plötzlich in der lauen Atmosphäre des Zimmers ein dunkles Rosenblatt vom Kelch und flatterte zur Erde. Ihm folgte ein zweites und dann noch eines und wieder eines, bis nach und nach die Glasplatte des Tisches, der Teppich, das Parkett wie bestreut erschien. Im Zimmer verbreitete sich mehr und mehr jener eigenartige, mit nichts anderem vergleichbare Duft, den sterbende Blumen auszuströmen pflegen.

So in inhaltsschweren Schicksalsstunden stehen die Menschen in bebendem Schweigen, machtlos, hilflos, und sehen zu, wie von den Blumenkelchen ihrer Wünsche Blatt um Blatt sich trennt, um binnen kurzem eine unkenntliche Masse zu sein. Dieser duftige, rieselnde Blätterregen schwemmt alles hinweg, woran wir vielleicht ein Leben hindurch mit liebevoller Hand gegärtnert.

Sie nahmen nicht Abschied voneinander mit Worten. Nur die Augen sprachen, eindringlicher, verständlicher, als es ihre Lippen hätten tun können. Sie reichten sich nicht die Hände, nur ihre Herzen schlugen laut durch das nächtige Schweigen, so daß einer des andern Herzschlag zu hören glaubte.

Sie gingen jeder seines Weges in die drohende Kälte des Lebenswinters hinein. Ohne Hoffnung und ohne Erinnern.

Die Sonatine.

Wie zierlich ihre Kindertöne gaukeln,
Wie sie beschwingt durch jeden Wohllaut fliegt!
Die Takte werden lauter Rosenschaukeln,
Auf denen sich ein weißer Engel wiegt.

Dann lösen sich gemach die Blütenketten,
Der helle Schwarm wird sonnig blaue Ruh,
Noch wirft ein Paar ganz kleiner Amoretten,
Verstohlen sich die goldenen Bälle zu.

Nur einmal stockt es flüchtig in den Tönen,
Sie stehen ängstlich, wie ein schüchtern Kind:
War das ein Grollen nicht, war da kein Stöhnen
Aus einem Reich, für das sie noch nicht sind?

Dann — ein Erschrecken vor so fremden Lauten,
Ein leichtes Zögern, zärtlich wie ein Kuß,
Ein Übergang zu schmiegendem Vertrauten —
Und zierlich rollt die Zierliche zum Schluß.

Ernst A. Bertram.

Bildnis. Gemälde von Joseph Oppenheimer.

Hamburgiensis.

Kakteen. Von B. Haldy.

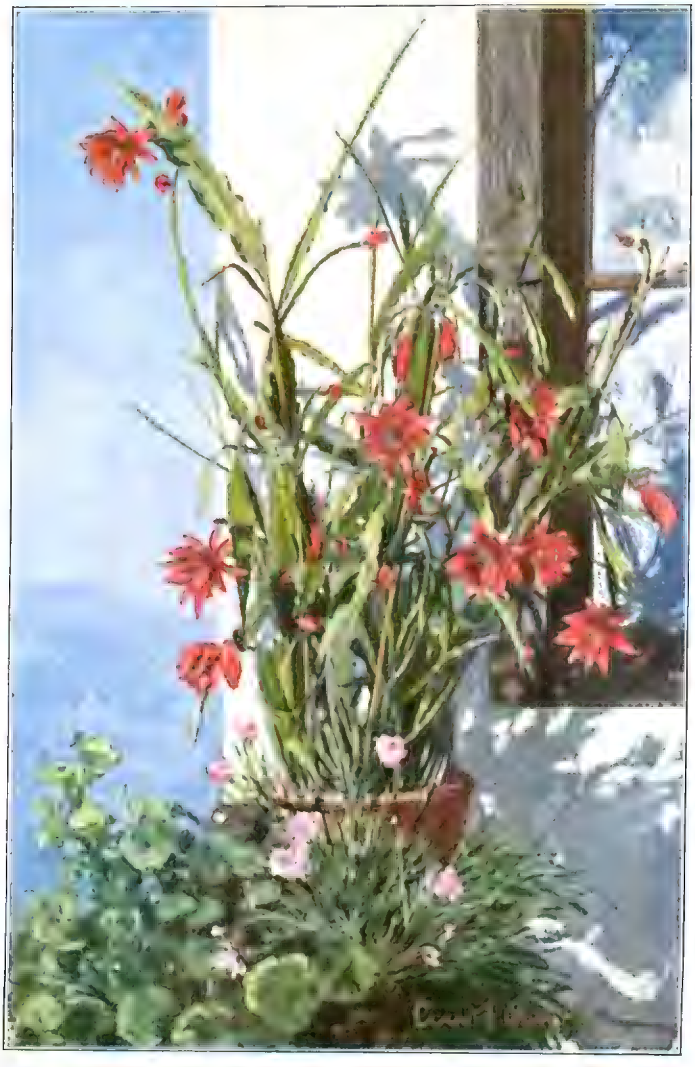
Mit neun Abbildungen nach Originalen von Curt Agthe.

Der erste Eindruck, den man bei der Betrachtung einer Kakteengruppe erhält, ist wohl zumeist wenig angenehm. Für den ersten Augenblick freilich nur, weil sich das ästhetische Gefühl solch offenbaren Launen und Mißgebilden der Natur nicht allzu leicht anbequemen mag. Und der Laie wundert sich wieder einmal kopfschüttelnd, daß solche Gebilde, die braun und gelb, grau und grün, voller Warzen, Stacheln und Höcker, wie verstaubte Werkzeuge einer mittelalterlichen Folterkammer daliegen, überhaupt einen Liebhaber finden könnten, der sich ihrer mit Interesse annimmt. Aber der Geschmack hat sich im Laufe der Zeit gewandelt, sehr sogar, und was einst als häßlich verschrien war, gilt heute als schön. Es gilt: denn in Wirklichkeit waren diese Pflanzen immer schön, und es bedurfte nur einer Wandlung des Geschmacks, um sie im rechten Licht erscheinen zu lassen.

Seitdem die Blumenpflege in gewissem Sinne verständiger geworden, mehr aus dem Rahmen des Blumentisches der „Guten Stube" herausgetreten ist, sind auch noch andere Blüher in die Zimmergärten eingetreten. Mit ihnen die Kakteen, die jetzt einen sehr breiten Raum einnehmen und wahrscheinlich auch behaupten werden. Denn es ist immer erfreulicher, ein wenn auch nicht elegantes, so doch gesundes und zumeist auch den klimatischen Verhältnissen gewachsenes Pflanzengebilde zu sehen, als jene vergeilten, bleichsüchtigen Stammgäste der Blumenbretter, deren bloßer Anblick schon Entsetzen und Bedauern auslöst. Große Gärtnereien, wie Haage & Schmidt in Erfurt, die unserem Künstler die hier wiedergegebenen Pflanzen freundlichst zur Verfügung stellten, sind den Wünschen der zahlreichen Kakteenfreunde mit Glück entgegen gekommen, und die deutsche Kakteengesellschaft ist ebenfalls aus der Bewegung hervorgegangen.

Anpassung, sagt der zünftige Botaniker beim Anblick dieser abenteuerlichen Pflan-

zengestalten, die dem Uneingeweihten gemeinhin als eine bizarre Laune der Natur, als etwas durchaus Unnatürliches, vielleicht Mißgestaltetes oder Verkrüppeltes erscheinen. Denn, so sagt man sich, welchen auch nur annähernd vernünftigen Zweck sollen diese greulichen Stacheln und Stachelchen haben, diese tolle, greisenhauptartige Behaarung, diese kürbisartigen, schlangenförmigen, algenartig platten Formen. Aber der zünftige Botaniker hat dennoch recht. Und man könnte eine recht lange und recht gelehrte Abhandlung darüber schreiben, welchen Abänderungen der Pflanzenkörper der Kakteen unterworfen ist, um sich zweckmäßig anzupassen. Vielleicht ist der richtige Ausdruck der, der die Kakteen klug angelegte Wasserspeicher nennt. Denn bei keiner anderen Pflanze sind alle Einrichtungen so offensichtlich darauf angelegt, alles irgend erreichbare Wasser in das Gewebe aufzunehmen und es nach Möglichkeit und auf die längst erreichbare Dauer festzuhalten. Gerade die wasserärmsten Gegenden haben sich die Kakteen als Heimstätte ausgesucht, jenen Landstrich zwischen dem 17. und 30. Grad nördlicher Breite des amerikanischen Kontinents, also Mexiko, die Südstaaten der Union und die nördlichen Territorien Südamerikas bis über Chile hinaus. Eigentlich muß Mexiko als ihr Dorado gelten mit seinen heißen, trockenen Hochflächen. Und obgleich lebende Gewächse, vermögen die Kakteen jenen schauerlichen Einöden nicht den lähmenden Eindruck starren Todes zu nehmen. Wie einsame Schildwachen steigen die gewaltigen Kaktussäulen aus dem gelben Boden auf, unbeweglich stehen die verbrannten vielarmigen Riesenleuchter des Kandelaber- und Orgelkaktus auf dem grauen Boden der einsamen Öden Yukatans. Stumm halten sie die Totenwache bei den unzähligen gebleichten Knochen verdursteter Menschen und Tiere.



Ackermannii.

Und doch liegt ein scheinbarer Widerspruch in dem Verhältnis des Baues der Kakteen zu ihrem Standort. Dieser ist heiß und trocken, gewöhnlich auch noch sandig oder steinig

und für andere Gewächse oft vollkommen unfruchtbar, jene sind gewissermaßen bis zum Platzen vollgesogene Schwämme. Woher kommt nun all das Wasser?

Die Annahme, daß die Trockenheit des mexikanischen Plateaus eine absolute sei, wäre falsch. Diese öden Strecken haben ebensogut ihre Regenperiode wie andere Trockengebiete, und die Niederschläge sind dort, wie überhaupt in der Nähe des Wendekreises, geradezu außerordentlich stark; allerdings treten sie in sehr großen Zwischenzeiten auf, gewöhnlich erst nach Ablauf vieler Monate. Mit dieser Möglichkeit „rechnet" die Pflanze und spielt den sorgsamen Haushalter. Sie füllt in der Regenzeit ihre Gewebe strotzend mit Wasser an und trifft Vorkehrungen, um den Sonnenstrahlen eine möglichst geringe Angriffs- und damit Verdunstungsfläche zu bieten. Die an und für sich schon lederartig feste Oberhaut hat ihre Atmungsöffnungen auf das geringste Maß vermindert, um dem angesammelten Wasser keinen Durchlaß zu gestatten. Haare, Stacheln und Wachsüberzüge machen die Verdampfung fast zur Unmöglichkeit. Der Widerstand gegen die Wasserabgabe kommt außerdem noch im inneren Bau der Pflanze zum Ausdruck; denn dieses schwammige, weitmaschige Zellgewebe ist von einem dicken, gallertartigen Schleim angefüllt, der bestrebt ist, das feuchte Lebenselement mit äußerster Zähigkeit festzuhalten. Daher kommt es, daß die Hauptmasse eines Kaktus aus Wasser besteht. Im Jahre 1846 brachte man einen Igelkaktus (Echinokaktus) aus Mexiko in den Botanischen Garten von Kew. Dieses Pflanzenungeheuer hatte bei einer Höhe von 2,70 Meter und einem Umfang von 2,85 Meter ein Gewicht von zwanzig Zentnern. Und von diesen zwanzig Zentnern entfielen auf den Wassergehalt 16, gleich $^4/_5$ des Gesamtgewichts, oder 800 Liter Wasser. Gewiß ein sehr ansehnlicher Wasserspeicher für einen einfachen Kaktus, wenn man gleich-

Phyllokaktus John Backer.

Franceschi.

zeitig bedenkt, welche Arbeitsleistung die Zellen vollbracht haben müssen, um diese Menge an sich heranzuziehen.

Natürlich sind solche Riesen nicht die Regel, aber sie sind auch nicht gerade selten. Doch auch nach der entgegengesetzten Seite gehen die Kakteen etwas ins Extrem, denn schon Humboldt beklagt sich über Kakteen, die, ausgewachsen, so klein seien, daß sie sich den Hunden zwischen die Zehen klemmen. Und gerade diese Liliputaner gehören mit zu den widerstandsfähigsten Arten, denn sie gehen bis zur Schneegrenze hinauf.

Überhaupt hat man sich daran gewöhnen müssen, die Kakteen nicht mehr als Pflanzen zu betrachten, die zum guten Gedeihen unbedingt eine Backofentemperatur nötig haben. Gewiß, sie sind Kinder des Lichts, die zwar viel Sonne vertragen, aber auch erhebliche Mengen des oft genug verweigerten Wassers verlangen. Denn bei uns liegen die Verhältnisse doch schließlich wieder anders als im Lande der Azteken und Inkas. So haben sich denn einzelne Arten bei uns so eingewöhnt, daß sie anstandslos im Winter ungedeckt im Freien aushalten. Freilich sind das schon alte umfangreiche Herren, die einen Puff aus Schnee und Eis leichter vertragen als jüngere Pflanzen. Von wirklichen Kulturschwierigkeiten ist übrigens bei den Kakteen kaum die Rede. Sind sie erst einmal aus den Kinderschuhen d. h. dem Keimlingsstadium heraus, dann sind selten noch Verluste zu befürchten. Allerdings muß in der Kultur die Wasserzufuhr regelmäßiger geschehen als in der Heimat.

Pfersdolffii.

Das Endziel der Kakteenpflege ist für uns die Erzielung von schönen Blüten. Und man kann unbedenk-

lich sagen, daß dieses Bestreben anerkennenswert und lohnend ist, denn die Kakteenblüten sind imstande, mit allen Blüten des Pflanzenreichs zu wetteifern, an Farbenpracht, Schönheit der Form und auch an Größe. Die meist radförmige oder trichterige Blüte ist durchweg einfach im Bau, nicht entfernt so kompliziert wie etwa die einer Orchidee oder Schwertlilie. Dagegen vermag sie, lediglich durch geschickte Anordnung der Blumenblätter, Effekte hervorzurufen, die nicht leicht übertroffen werden. Viele sind einfach und edel in der Form, andere wieder haben ihre Blütenteile derart geordnet, daß sie dem vielstrahligen japanischen Chrysanthemumorden oder einem elegant gefransten Spitzenjabot gleichen. Aber auch die Farbe rückt stark in den Vordergrund. Die Nuancen sind durchweg leuchtend und überaus kräftig, dabei doch niemals grell und scharf. Reinweiß, hochgelb, dunkelrosa, orange, scharlach und schwefelgelb herrscht vor. Dabei entstehen durch Kreuzung Zwischenformen; mehrere Farben der Skala erscheinen an ein und derselben Blüte, aber niemals hart nebeneinander gesetzt, sondern in Flammenform oder in zarter Verreibung und Tönung ineinander übergehend. Die Prunkhaftesten und dabei doch wieder Zartesten in der Farbe sind die Blattkakteen, jene Epiphyllum- und Phyllokaktusarten, die in den deutschen Häusern gewöhnlich um Weihnachten ihre Blüten entfalten.

Der Deutsche mit seinem lebhaften Sinn für das Farbenfrohe, Leuchtende sah in diesen Blattkakteen sogleich einen neuen geeigneten Schmuck seiner Fenster. Und dem konservativen Sinn, namentlich der Landbewohner, ist es zu danken, daß man bei sommerlichen Wanderungen durch die Dörfer dort oft Epiphyllen und Phyllokakteen von geradezu ehrwürdigem Alter trifft. Da man aber auch mit Recht vermuten kann, daß sich unsere Bauern mit der Kakteenpflege wohl kaum so viel Mühe geben wie mit dem Kartoffelbau, so läßt sich schon hieraus unschwer schließen, daß die Pflege der akklimatisierten Mexikaner nicht allzu schwer sein kann.

Die Gärtnereien haben die Sache von der praktischen Seite aufgefaßt. Wiederum war es namentlich der Phyllokaktus, der in Kreuzungen und neuen Formen die Farbenskala fast erschöpfte — allerdings,

Phyllokaktus Ackermann.

Phyllokaktus Jules Simon.

eine leichte Drehung, so kann man in neun von zehn Fällen darauf rechnen, daß der Blütenansatz binnen wenigen Tagen abgefallen, verschwunden sein wird. Und damit ist die Herrlichkeit für ein volles Jahr vorbei.

Um noch einmal auf den Nutzen der Kakteen zurückzukommen: Wenn bei uns, wie gesagt, ein solcher im praktischen Sinne nicht in Frage kommt, so liegt die Sache in Mexiko und den süd- und mittelamerikanischen Bergländern ganz anders. Denn dort entscheiden oft genug im buchstäblichsten Sinne des Wortes die Kakteen über Leben und Tod, einfach durch ihr Vorhandensein oder ihre Abwesenheit. Wie wir eingangs gesehen haben, ist das Zellgewebe der sphärischen Kakteen nichts weiter als ein wassergefüllter, mehr oder minder großer Schwamm. Daß er sich zunächst nicht ebenso auspressen läßt wie dieser, liegt an seiner harten äußeren Hülle und seiner wehrhaften Bestachelung. Aber die Hülle läßt sich bei Anwendung der nötigen Geschicklichkeit öffnen, und es sind — horribile dictu — die Maultiere, die, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, eine wahre Virtuosität im Aufschlagen der widerborstigen Sonnenkinder erlangt haben. Mit derselben Leidenschaft, mit der ihre europäischen Vettern vom genus asinus den Spuren der Distel folgen, geben sich hier die unternehmungslustigen Einhufer dem Sport des „Kaktusschlagens“ hin. Die Folge davon ist freilich, daß viele Tiere mit gelähmten Vorderbeinen herumhumpeln; denn ein ungeschickter Schlag,

ohne jemals Blau hervorzubringen. „John Baker“, „Franceschi“, „Jules Simon“, „Wrayi“ usw. gehen vom prachtvollsten Gelb und Rot bis zum Kompromiß beider Farben, bis zur Halbblutorangefarbe von „Viktoria“. Die Erzeugung dieser neuen Arten ist ein ganz besonderes Kapitel gärtnerischer Kunst, und man ist sehr auf dem Holzweg mit der Annahme, daß die Kreuzung, wohlgemerkt, die praktisch verwertbare Kreuzung nur ein Kinderspiel sei. Häufig genug kommt erst nach hundert Fehlschlägen ein Erfolg und dann auch oft nur ein halber.

Merkwürdig bei diesen Blattkakteen ist, daß sie gewissermaßen eine Art sensiblen Empfindens zeigen. Rückt man nämlich ein mit Blütenknospen bedecktes Epiphyllum vom Fenster ab oder gibt ihm nur

und der eisenharte lange Stachel des Kaktus dringt tief in den Huf des Tieres, macht es unter Umständen zum Krüppel. Trotzdem müssen die Tiere oft genug mit Gewalt von ihrer eigenartigen Betätigung abgehalten werden.

Aber auch dem Menschen dienen die Kakteen. Es gibt zwar angenehmere Getränke als den klebrigen, kühlen Saft der Kakteen. Nichtsdestoweniger hat der ungewöhnliche Trunk verschmachtende Reisende, ja ganze Expeditionen oft genug vom Tode des Verdurstens gerettet. Denn die Pflanzen, die dort oben längs der Karawanenwege in vielen Hunderttausenden stehen, vermögen immerhin schon eine recht kopfstarke Mannschaft im wahrsten Sinne über Wasser zu halten.

Das Mark ist denn auch im Grunde genommen das Wichtigste an der Pflanze. Von den Früchten wird nicht viel Aufhebens gemacht; sie sind klein, selten so groß wie eine kleine Birne, beerenartig, aber dabei sehr saftig und säuerlich. Einem europäischen Gaumen sagen sie weniger zu, dagegen vermag die kulinarische Kunstfertigkeit der Mexikaner allerlei rätselhafte Kompotts, Saucen und Sirupe (miel de Saguarro) aus ihnen zu bereiten. Vorwiegend kommt die rosige, längliche Frucht des indischen Feigenkaktus (Opuntia Ficus indica) in Frage, heut eine Charakterpflanze der Mittelmeerländer, denn sie hat sich seit der Entdeckung Amerikas den Weg zu den Küsten der Adria gesucht und ist nun, völlig akklimatisiert, bis in die Gegend von Lugano und Bozen-Gries als Wildpflanze vorgedrungen. Aber der findige Indio weiß dem Kaktus noch weitere gute Eigenschaften abzugewinnen. Bau- und Brennholz ist selten, meist gar nicht vorhanden in den Kordilleren. Wieder muß der Kaktus einspringen. Die oft gewaltig hohen Stämme

Phyllokaktus Wrayi.

Phyllokaktus Viktoria.

der Cereus-Arten, der Orgelkaktus mit seinen unzähligen kandelaberähnlichen, beinstarken Ästen verholzen, indem das Wasser im Zellgewebe sich verflüchtigt und das letztere späterhin steinhart wird. Dadurch entsteht ein Holz von geradezu erstaunlichen Eigenschaften: es ist so leicht, daß ein Maultier die zehnfache Menge an Stelle gewöhnlichen Holzes tragen kann; dabei ist dies Holz gegen Witterungseinflüsse unempfindlich und läßt sich trefflich verarbeiten und verbrennen. So leicht ist dies Holz, daß es ohne Schwierigkeit über die höchsten Kämme der Gebirge transportiert werden kann, ein Umstand, der bei den Gebirgsverhältnissen Mittel- und Südamerikas von außerordentlicher Bedeutung ist.

Der Kaktus hat aber auch seine besondere rühmliche Vergangenheit. Das war die Blütezeit der Cochenillezucht, waren die Jahre von Anfang bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, als man die seltsame, farbstoffliefernde Laus zu Milliarden auf dem Opuntienkaktus züchtete. Damals, vor der Erfindung der Anilinfarben, stand der Preis der Cochenille auf schwindelnder Höhe. Aber fast unmittelbar nach dem Auftauchen der ersten Anilinfarben erfolgte ein jäher Preissturz, der für viele Pflanzer und sonstige Interessenten höchst verhängnisvoll wurde. Es ging ähnlich wie mit dem Indigo. Immerhin zählt dieser Farbstoff und das aus der Cochenille gewonnene Karmin auch heute noch zu den edelsten der Farbenskala; aber die Glanztage der kleinen grauen Schmarotzer, in denen man sie fast mit Gold aufwog, sind unwiderruflich dahin.

Schließlich hat der Kaktus in gewissem Sinne auch noch eine, wenn auch bescheidene historische Rolle gespielt. Wie so manche Charakterpflanze eines Landes, so verwuchs auch er in mancher Beziehung mit dem Sinnen und Denken der alten Mexikaner. Als die Abenteurerbanden des Konquistadors Cortez in das Land Montezumas einfielen, fanden sie bei den Azteken schon ein regelrechtes Wappenbild, ein Reichswappen, vor. Das Bildfeld wurde zum großen Teil von einem Kaktus, einer Opuntia, eingenommen, während die übrige Bildfläche einen Adler zeigte, der, auf dem Kaktus sitzend, eine sich windende Schlange im Schnabel hielt. Und heut noch steht der Kaktus im Wappenbild der Republik Mexiko.

Ruhm und Ende der Glocke von Horbach.

I. (1807).

Im Jahr des Unheils achtzehnhundertsieben
War der Franzose Herr im deutschen Land,
Und nahm frischweg sich alles nach Belieben,
Wonach ihm grade Sinn und Schnabel stand.
Selbst Glocken stahl er sich zum Kugelgießen,
So daß zu Horbach nach des Pfarrers Rat
Die Bauern ihre in den Brunnen ließen,
Als plündernd sich ein Trupp genaht.

Doch Nasen hatte der wie Hühnerhunde,
Vielleicht war auch Verrat dabei, kurzum:
Man fand die Glocke noch in gleicher Stunde
Und band ihr Stricke schon zum Aufzug um.
Da aber klang ein Brummeln und ein Blasen
Dumpf aus dem Schacht. Die Glocke flog empor
Und hing, — ein Habicht über einem Hasen! —
Hoch über dem Sergeant-Major.
Dem bog der Schrecken Schulter krumm und Knie,
Sie aber schrie:

„Anne-Susanne heiß ich,
Den, der mich faßt, den beiß ich,
Mit meinem Klöppel schlag ich los
Auf jeden Malefizfranzos,
Und läut' ihm eins aufs Schädelhaus,
Reißt Ihr citissime nicht aus!
Halloh! halloh! Paßt auf: ich fall! —
Bum! — bum! — bum!" —

Da flohen die Franzosen all
Und sahn sich nicht mehr um! —

Die tapfre Glocke aber wippte
Wie ein vergnügter Entensterz.
Ein bißchen Brunnenwasser tripp te
Wie Freudentränen ihr vom Erz.
Doch schon beschämt, daß die geflossen,
Flog stracks sie an die Kirchturmtür
Und rief: „Hans Küster, aufgeschlossen!
Der Feind ist fort, und ich bin hier!

Anne-Susanne heiß ich,
Viel kann ich und viel weiß ich,
Im Turme wohn' ich,
Den Freund belohn' ich,
Den Feind vertreib' ich,
In Horbach bin ich, in Horbach bleib ich!" —

Und damit stieg sie in ihr altes Haus
Und schlief die heftige Erregung aus. — —

II. (1870.)

Dreiundsechzig Jahre zogen
Über unsre Glocke fort.
Träg, als wär' sie nie geflogen,
Hing sie am vertrauten Ort.
Klang nur, wenn's der Küster wollte
Oder wenn der Wind sie bat,
Und ins Fabelreich verrollte
Das Gedächtnis ihrer Tat.

Keiner mochte es mehr glauben,
Welch Orator sie einst war.
Selbst die allerjüngsten Tauben
Wurden jeder Ehrfurcht bar.
Weiß lackierte das Gelichter
Ihre Bronze fingerdick.
Wie ein überlebter Dichter
Stand sie vor der Zeitkritik.

Da durchklang das Land ein Dröhnen,
Schritt und Tritt und Marschmusik.
Herrlich ritt vor Deutschlands Söhnen
König Weißbart in den Krieg.
Und die alte Glocke lauschte
Gegen Frankreich Tag und Nacht,
Was der Rhein für Kunde rauschte,
Was der Wind für Botschaft bracht'.

Und mit einemmal — (erschrocken
Zitterte sogar der Turm) —
Ward ihr Lauschen zum Frohlocken
Und ihr Jauchzen ward zum Sturm.
Und im Stürmen formten heiser
Worte sich zum Siegessang:
„Sedan fiel und Frankreichs Kaiser
Zappelt unterm Adlerfang!" — —

„Vivat!" schrie sie immer wieder.
„Vivat!" — da! — ein letzter Schrei! —
Wimmernd sank der Klöppel nieder
Und ihr Leben war vorbei.
Jäh im Erzschlag umgesunken
Starb sie einen schönen Tod:
Jubelnd und vor Freude trunken,
Deutschlands bester Patriot!

Anne-Susanne hieß sie
Und war aus edlem Stamm.
Als Mädchen flog und stieß sie
Und sprach noch als Madam'.
Ihr Anfang und ihr Ende
Ersahn ein Schlachtgefild
Und reichten sich die Hände
Verklärend um ihr Bild! — — —

Jetzt schläft sie längst im Rumpelkasten,
Vergessen aber wird sie nie,
Denn purpurn fall'n die Mantelquasten
Der deutschen Sage auch auf sie.
Die wird nicht stumm
Und schrieb ihr dies als Epitaphium. —

Georg Busse-Palma.

Laienmedizin, Wissenschaft und Publikum.

Von Professor Dr. Friedrich Martius.

Der „Lehmpastor", ein in seinen Kreisen weitbekannter und von seinen Anhängern, die nach Tausenden zählen, gerichtsnotorisch „vergötterter" Kurpfuscher ist wieder einmal, angeblich zum vierzehnten Male, freigesprochen. Diesmal lautete die schwere Anklage auf fahrlässige Tötung. Der Staatsanwalt hatte einen Monat Gefängnis beantragt. Für ein Menschenleben nicht gerade viel. Durch die auf einer falschen Diagnose des Laienarztes beruhende falsche Behandlung soll der Tod eines an Blinddarmentzündung erkrankten jungen Mannes herbeigeführt sein. Jedermann weiß jetzt, daß — mit gewissen in der Natur der Sache liegenden Ausnahmen — der rechtzeitige chirurgische Eingriff bei dieser Krankheit lebensrettend wirkt. Durch das Vertrauen auf den „vergötterten" Kurpfuscher ist die sachgemäße und rechtzeitige chirurgische Behandlung verabsäumt worden. Wenigstens hat (nach Zeitungsbericht) „das Gericht als feststehend angenommen, das der Tod des jungen, an Blinddarmentzündung erkrankten X. durch die Schuld des Angeklagten herbeigeführt ist". Gleichwohl „war auf Freisprechung zu erkennen", weil keine Fahrlässigkeit vorlag. Denn das Gericht ist zu der Überzeugung gekommen, daß der Angeklagte fest an die Richtigkeit der von ihm angewandten Augendiagnose glaubte. Freilich ist dem Gericht die Freisprechung „schwer geworden". Handelt es sich doch immerhin um ein Menschenleben! Und das Publikum? „Als Pastor F., von seinen Freunden umgeben, das Gerichtsgebäude verließ, wurde er von der tausendköpfigen Menge, die sich auf der Straße angesammelt hatte, mit stürmischen Hochrufen begrüßt." —

In welcher sonderbaren Welt leben wir eigentlich? Nicht beschäftigen wollen wir uns hier und heute mit der Person dieses merkwürdigen Pastors, von dem das Gericht angenommen hat, daß er „vermöge seiner besonderen Individualität vielleicht nicht imstande sei, aus eigenen Kräften sich von der Unzuverlässigkeit seiner Methode zu überzeugen". Ob er selbst über diese Charakteristik sehr entzückt sein wird? Wer weiß es. Die individuelle Psychologie dieses Mannes soll, wie gesagt, für uns ganz außer Spiel bleiben. Er dient uns lediglich als Typus einer weit verbreiteten Gattung.

Aber die Richter und vor allem das Publikum!

Man kann nicht sagen, daß — namentlich in den großen Städten — die Geistlichen bei der blinden, verhetzten Menge gegenwärtig einer besonderen Beliebtheit oder Popularität sich erfreuen. Das Gegenteil wird häufig genug beklagt und tief bedauert. Man sollte meinen, daß die ganze Wut einer erregten Menge sich *gegen* den Pastor richten müßte, der — anstatt nur zu tun, was seines Amtes ist — im großen Kurpfuscherei treibt und ein junges, blühendes Menschenleben auf dem Gewissen hat. Keine Spur davon. Statt Lynchversuche „stürmische Hochrufe".

Nach Ansicht der verbündeten Regierungen, die ein neues Kurpfuschereigesetz vorbereitet haben, das demnächst den Reichstag beschäftigen wird und dessen Strafbestimmungen — wenigstens im Entwurf — zum Teil recht drakonisch sind, stellt die überwuchernde Kurpfuscherei ein schweres soziales Übel, eine äußerst bedenkliche Krankheit am Staatskörper dar, der mit allen Mitteln entgegengetreten werden muß. Viele und sicher nicht die schlechtesten Köpfe der Nation stimmen dem zu. Nicht etwa bloß um die staatlich approbierte ärztliche Kunst in ihrem Erwerb zu schützen, gewissermaßen um der schönen Augen der Ärzte willen. Ach nein. Noch niemals stand — trotz aller Hochschätzung *wissenschaftlich*-medizinischer Leistung — das Barometer der allgemeinen und offiziellen Sympathie gegenüber den Ärzten als *Stand* so tief, wie in unserer Zeit der schweren wirtschaftlichen Kämpfe. Nur, weil eine nicht mehr wegzuleugnende öffentliche Gefahr vorliegt, haben sich die verbündeten Regierungen zu jenem energischen Schritte aufgerafft.

Man sollte meinen, daß bei diesem Stande der Dinge das Gericht in einem so klar liegenden Falle, wie der in Rede stehende es ist, mit Freuden die günstige Gelegenheit ergreifen würde, ein „exemplum zu statuieren". Nicht sowohl um den „Lehmpastor" zu treffen, als vielmehr, um das irregeleitete Publikum zu schützen.

Nichts von alledem. „Das Gericht ist zu der Überzeugung gekommen, daß der Angeklagte fest an die Richtigkeit seiner Augendiagnose glaubt. Die vielfach von dem Angeklagten erzielten Erfolge — es sei dahingestellt, ob es tatsächlich Erfolge waren — haben dazu geführt, daß er *vergöttert* wurde. Der Angeklagte ist vielleicht in diesem Milieu zu einer so sicheren Bewertung seiner Heilmethode gekommen, daß auch die Hinweise der Ärzte nicht imstande waren, ihn von dem guten Glauben abzubringen." Also — lag Fahrlässigkeit nicht vor!

Verstehen wir die Vorgänge in der Seele des Richters recht, so hat er — freilich ohne genügend scharfe Unterscheidung zwi-

schen Diagnostik (Krankheitserkennung) und Therapie (Krankheitsheilung) — sich davon überzeugt, daß im vorliegenden Falle die „Methode" unzuverlässig war. Mehr nicht. Der Richter ist mit der ehrlichen Absicht an die Sache herangegangen, ein eigenes objektives Urteil darüber zu gewinnen, wer mehr recht hat, der Angeklagte, der seine Augendiagnose für zuverlässig hält, oder die Wissenschaft, die ihr jeden Wert abspricht.

Das Hurra rufende Publikum ist nur verständlich unter der Annahme, daß es von der Überlegenheit der Augendiagnose über die wissenschaftlichen Methoden der Krankheitserkennung felsenfest überzeugt ist.

Hier hat die Analyse einzusetzen, wenn wir die tieferen Wurzeln des Problems klarlegen wollen.

Besteht ein sachlicher Gegensatz zwischen „Schulmedizin" und „Naturheilkunde", etwa in dem Sinne, wie zwischen konservativer und liberaler Weltanschauung? Handelt es sich um zwei Richtungen des geistigen Lebens, von denen jede an sich berechtigt — nur mit der anderen um die jeweilige Vorherrschaft ringt?

Hat es einen vernünftigen Sinn, das Gericht entscheiden zu lassen, welche Methode im Einzelfalle in bezug auf Krankheitserkennung mehr leistet, das Röntgenverfahren oder die Augendiagnose, z. B. bei Feststellung eines Knochenbruches?

Sehen wir zu.

Die „Augendiagnose" beruht auf der Behauptung, daß jede „Krankheit" auf der Regenbogenhaut des Auges sich abspiegele, dort ein sichtbares Zeichen hervorbringe, das man nur zu kennen brauche, um die jeweilige Krankheit zu erkennen und richtig zu bewerten. Liegt hier die geniale Entdeckung eines Laien vor (der eigentliche „Entdecker" ist ein Ungar, unser arztender Pastor hat dessen Lehre nur übernommen und weiter ausgebaut), eine Entdeckung, die die widerwillige Wissenschaft neidisch leugnet, nur weil sie außerhalb der Zunft entstand, die diese aber trotz allen Widerstrebens früher oder später wird anerkennen müssen? Die Anhänger des neuen Propheten glauben es. Für sie steht es auf Grund der angeblichen Heilerfolge ihres Meisters, namentlich in Fällen, in denen die ärztliche Kunst völlig versagt haben soll, absolut fest, daß die „Wissenschaft" auf dem Irrwege und das Heil nur in der Augendiagnose zu finden ist. Sie berufen sich dabei auf die in der Kulturgeschichte der Menschheit oft gemachte Erfahrung, daß zu allen Zeiten geniale Erfinder und Entdecker von ihren Zeitgenossen verkannt, verlacht, verhöhnt wurden, bis ihre Zeit kam, bis eine dankbare Nachwelt ihnen das verdiente Denkmal setzte.

In einem kürzlich erschienenen Roman „Wegsucher" schildert Georg Asmussen einen holsteinischen Bauern, der sich damit abquält, eine Maschine zu erfinden, die von selbst geht und noch Kraft für äußere Arbeitsleistung übrig hat. Der Dorfschulmeister, der etwas vom Perpetuum mobile gehört hat, sagt dem grüblerischen Erfinder: „Eine solche Maschine kann nicht gehen." „Warum denn nicht?" Kampflustig blitzt es auf in den Augen. „Sie kann nicht gehen, das hat man auch gesagt, als die erste Lokomotive gebaut wurde. Vor zwanzig Jahren sagten die Weiber noch, eine Nähmaschine könne es gar nicht geben, was so'n Ding mache, wäre nichts als Prünerei. Und heute — und heute können sie kein Hemd mehr nähen ohne Nähmaschine. ‚Das geht nicht', ist ein alter Schnack, den haben die Dummen erfunden."

Diese Logik des armen „Klabüsterers", der an seinem schönen Glauben elend und ehrlos zugrunde geht, ist typisch. Wenn die Kaltwasserbehandlung des schlesischen Bauern Prießnitz heute von der Wissenschaft anerkannt wird, warum nicht in 10, 20, 30 Jahren die Augendiagnose des Lehmpastors? Wie hochmütig ablehnend hat die Wissenschaft sich anfänglich den Phänomenen des Hypnotismus gegenüber verhalten, die heute der höchsten und allerhöchsten offiziellen, wissenschaftlichen Approbation sich erfreuen?

Ganz richtig. Aber bringen wir die Dinge nicht durcheinander. Nähmaschine und Lokomotive „gehen", weil sie technisch richtig konstruiert sind. Das Perpetuum mobile kann nicht gehen, weil das Prinzip einer derartigen Kraftmaschine gegen das feststehende Gesetz von der Erhaltung der Kraft verstößt.

In welche dieser beiden Kategorien gehört die „Augendiagnose"? Handelt es sich um ein an sich anatomisch-physiologisch mögliches Prinzip, das, wie einst Hypnotismus und Suggestion, den zünftigen Ärzten noch unbekannt der wissenschaftlichen Erforschung zugänglich ist, sobald nur der gute Wille nicht fehlt? Oder ist die Augendiagnose ein physio-pathologischer Unsinn an sich, wie das Perpetuum mobile eine physikalische Unmöglichkeit darstellt?

Die medizinische Wissenschaft und ihre heutigen Vertreter behaupten schlechthin das letztere. Für den naturwissenschaftlich nicht geschulten, lediglich juristisch formal denkenden Richter ist das keineswegs selbstverständlich. Er vermag beide Möglichkeiten nicht zu unterscheiden. Vielleicht hat der Laienarzt doch recht. Und erst die praktische Probe, das Experiment (von dem weiter unten die Rede sein wird) läßt ihn — den Richter — „zu der Ansicht kommen, daß die Augendiagnose kein zuverlässiges Mittel zur Erkennung von Krankheiten ist".

Mit welchem Recht kann demgegenüber die „Wissenschaft" behaupten, daß die Augendiagnose an sich und abgesehen von aller Erfahrung Unsinn sei?

Kann doch niemand ernsthaft leugnen, daß die Wissenschaft, und zwar recht oft, sich „geirrt" hat. Gewiß, die Wissenschaft wird von Menschen gemacht, und darum ist sie

dem Irrtum unterworfen. Betonen wir etwas anders, als gewöhnlich, so können wir sagen: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt."

Es gibt und gab zu allen Zeiten wissenschaftliche Hypothesen, die voreilig verallgemeinert wurden, Modetheorien, die die Köpfe beherrschen, noch ehe ihre Allgemeingültigkeit feststeht. Vertreter der Wissenschaft, die sich auf derartige „Theorien" verbeißen, laufen Gefahr, für alles, was mit ihrer Theorie nicht stimmt, seelenblind zu werden.

Ein Beispiel für viele. Die Pettenkofersche Theorie der Typhusentstehung und -verbreitung setzt ein Virus (Krankheitsgift) voraus, das zwar von Typhuskranken stammt, aber zur Erlangung seiner Wirksamkeit, zur Ansteckung eines bis dahin Gesunden, erst einen Prozeß der Reifung außerhalb des menschlichen Körpers, und zwar im Boden der Dörfer und Städte durchmachen muß. Mit Recht leugneten die Anhänger dieser Theorie von ihrem Standpunkt aus prinzipiell jede Kontaktinfektion des Typhus, d. h. die Übertragung der Krankheit unmittelbar von Mensch zu Mensch. Wo eine solche klinisch sich ereignete, sah man sie nicht oder wollte sie nicht sehen, nur weil sie mit der Theorie nicht stimmte. Mit andern Worten, die gelegentlich beobachteten Fälle von Kontaktinfektion waren in ihrem Gewicht nicht schwer genug, um die anderweitig begründete Theorie zu erschüttern. Das wurde anders durch die Entdeckung des Typhusbazillus. Die Biologie dieses krankmachenden Kleinlebewesens läßt die Möglichkeit, ja die große Wahrscheinlichkeit der Kontaktinfektion zu. Seitdem werden die fraglichen Fälle alle in diesem Sinne aufgefaßt. Wir deduzieren jetzt aus der bakteriologischen Theorie. Die Pettenkofersche Grundwasser- und Bodentheorie war in diesem Punkte falsch.

So korrigiert die Wissenschaft in ihren Fortschritten sich selbst. In diesem Sinne ist die Wissenschaft oder das, was sich heute alles so nennt, keineswegs unfehlbar. In diesem Sinne kann jemand, ohne darum den Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung zu verlieren, seine Zweifel so weit treiben, daß er den unumstößlichen Beweis der spezifischen Natur der Beringschen Serumtherapie noch nicht für erbracht sieht. Er müßte nur gute Gründe dafür vorzubringen wissen. Freilich werden ihm nicht viele Ärzte mehr zu folgen geneigt sein. Die überwiegend große Summe der Erfahrungen spricht in der Tat dafür, daß hier ein tatsächliches Naturprinzip vorliegt.

Für unsere Frage ausschlaggebend ist nun aber die Tatsache, daß es bereits naturwissenschaftlich fest begründete Prinzipien gibt, die, dem Streite der Schulen entrückt, in ihrer Allgemeingültigkeit nicht mehr bezweifelt werden können. Wer heute noch das kopernikanische Weltsystem leugnet und die Sonne munter um die Erde sich drehen läßt, stellt sich wirklich außerhalb des Bodens der Wissenschaft. Kein gebildeter Mensch wird ihn ernsthaft nehmen.

Das Mayer-Helmholtzsche Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist so fest begründet, daß der Phantast, der heute noch dem Traum der Jahrhunderte nachjagt, um das Perpetuum mobile zu erfinden, sicher Zeit und Geld unnütz verliert. Ja, unser „Klabüsterer" in dem Roman von Asmussen geht in den freiwilligen Tod, um der Verurteilung wegen Betruges zu entgehen, weil er, um eine große Wette zu gewinnen, seine selbstgehende Maschine vor Zeugen ein Gewicht hatte heben lassen. Der betrügerische Kniff, den er dabei angewandt hatte, war ihm nicht nachweisbar, weil er seine Maschine unmittelbar nach seinem scheinbaren Siege wohlweislich zerschlagen hatte. Aber er selbst zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Richter dem Urteil des Sachverständigen ohne weiteres beitreten würde: „Eine solche Maschine gibt es nicht, folglich muß Betrug im Spiele sein." Das Perpetuum mobile ist allen Phantasten zum Trotz nachgerade nicht nur „wissenschaftlich", sondern auch „gerichtsnotorisch" — Unsinn!

Damit kommen wir auf die Augendiagnose zurück. Kann es so etwas wie die behauptete Augendiagnose geben? Man sieht, die Fragestellung wenigstens ist berechtigt. Und die Antwort? Der anatomisch-physiologisch exakt geschulte Arzt beantwortet diese Frage ebenso bestimmt mit „Nein", wie der Physiker die Möglichkeit des Perpetuum mobile leugnet.

Warum? Die Krankheit ist kein irgendwie geartetes Wesen, dem man die Fähigkeit zutrauen kann, bei einem beliebigen Sitz im Körper wunderbare Zeichen und Runen auf die Regenbogenhaut und nur auf diese zu zeichnen. Die Krankheit ist ein abwegiger Vorgang in einem oder mehreren Organen des Körpers, der freilich sehr wohl andere, entfernter liegende Organe in Mitleidenschaft ziehen kann. Die Kreislaufstörungen, die sich beim Erlahmen des Herzmuskels eines Klappenfehlerkranken entwickeln, beteiligen auf dem Wege der Stauung die Leber, die Nieren usw. durch Fernwirkung. Der Mechanismus dieser Fernwirkung liegt anatomisch-physiologisch klar zutage. Der erkennbare Zusammenhang der Erscheinungen ist in der bekannten Konstitution der Organe und ihrer Funktion gegeben. Die Vorstellung, daß jede Krankheit, jede krankhafte Störung, ja jeder körperliche Vorgang überhaupt (unser Pastor liest in den Augen, daß jemand „viel ißt") durch charakteristische Linien und Flecken in der Retina repräsentiert werde, ist deshalb eine unmögliche, weil in der genau bekannten anatomisch-physiologischen Organisation des Menschen jede mögliche Verbindung zwischen diesen Vorgängen und der Regenbogenhaut des Auges fehlt. Weder auf dem Blut- noch auf dem Nervenwege ist etwas derartiges denkbar.

Wenn jemand uns von einer Kuh erzählt,

die Honig melkt, oder von Bienen, die Milch produzieren, so bezweifeln wir das nicht nur auf Grund unserer Erfahrung, sondern wir wissen, daß es nicht wahr ist, weil es nach der uns bekannten Organisation dieser Tiere nicht wahr sein **kann**. Der Jurist mag sich die fragliche Kuh vorführen lassen, um sich selbst zu überzeugen, daß es Milch, nicht Honig ist, was sie im Euter trägt.

Die Wissenschaft lehnt einen derartigen empirischen Beweis ab (er ist ja auch schließlich in der Praxis undurchführbar, denn niemand kann selbst **alle** Kühe untersuchen). Sie hält daran fest, daß es keine „Wunder“ im physischen und organischen Geschehen gibt, und sie hat sich bisher immer noch gut dabei befunden. Der Physiker, der das Perpetuum mobile erfinden will, vertrödelt sicher seine Zeit, und der Arzt, der auch nur die **Möglichkeit** der Felkeschen Augendiagnose zuläßt, kann sich von seinen Lehrern der Anatomie und Physiologie das Lehrgeld wiedergeben lassen.

Für den naturwissenschaftlich geschulten Arzt steht's mit der Augendiagnose ebenso, wie für den Techniker mit der Behauptung, daß jemand imstande sei, ein Gewölbe zu konstruieren, das den bekannten Gesetzen der Statik direkt widerspricht. Er hütet sich wohl, etwa den Versuch im großen zu machen. Denn er weiß ganz genau, daß der Bau einstürzen, die Arbeiter begraben und ihn selbst wegen fahrlässiger Tötung vor das Schwurgericht bringen würde.

Steht der Kurpfuscher wegen fahrlässiger Tötung vor Gericht, so fragt der gerissene Verteidiger des Angeklagten den sachverständigen Arzt mit Emphase: „Haben Sie die Augendiagnose (die Naturheilmethode, die Elektrohomöopathie usw.) studiert, selbsterprobt?“ um auf die erwartete Antwort des Sachverständigen: „Nein, mit solchem Unsinn befasse ich mich nicht!“ zu den Richtern und den Geschworenen gewandt mit schöner Entrüstung zu erklären: „Und das will ein Sachverständiger sein! Spricht über Dinge ab, die er gar nicht kennt!“ Ein Trick, der so leicht seinen Eindruck nicht verfehlt. Warum? Nun, die Antwort des Sachverständigen ist an sich vollkommen richtig. Aber sie ist nicht **klug**. Die naturwissenschaftliche Bildung des Durchschnittsgeschworenen, leider aber — es muß gesagt werden — auch des Durchschnittsrichters reicht nicht so weit, um zu verstehen, was und wie der Sachverständige es meint.

Angesichts der vielfach „bezeugten“ Erfolge (welche Unmöglichkeiten werden von einer fanatisierten Anhängerschaft **nicht** gutgläubig bezeugt!) bleibt für den durch Sachkenntnis nicht getrübten Intellekt des richterlichen Laien die bange Frage übrig: „Und wenn nun **doch** was dran ist?“ Ist das non nocere (nicht schaden) das höchste Gesetz des ärztlichen Handelns, so ist die Forderung, niemandem unrecht zu tun, das vornehmste, sittliche Gebot für das richterliche Gewissen.

In dem vorliegenden Falle hat das Gericht mit der berechtigten Deduktion aus der feststehenden Organisation des Menschen und aus den genau bekannten physiologisch-anatomischen Gesetzen sich nicht begnügt, es hat den **experimentellen** Beweis für oder *wider verlangt*. Und die Sachverständigen haben — durch Schaden klug gemacht — gern auf diesen für ihre Überzeugung nicht erst notwendigen Weg der Beweisführung sich eingelassen. Man hat dem angeklagten Heilkünstler eine größere Zahl von Kranken vorgeführt, an denen er seine diagnostischen Künste erweisen sollte. Der Erfolg war der zu erwartende. Unser Augendiagnostiker sieht in einigen, wenigen Fällen annähernd richtig, in den meisten völlig falsch. Und der Erfolg dieses Experiments? Insofern ein guter, als wenigstens das Gericht zu der „Ansicht“ gekommen ist, daß „die Augendiagnose kein zuverlässiges Mittel zur Erkennung von Krankheiten sei“.

Trotzdem kann ich das Verfahren nicht für ganz unbedenklich halten. Daß die fanatisierte Anhängerschaft auf diesem Wege nicht zu überzeugen war, haben wir ja schon gehört. Viel eher glaubt die betörte Menge an Niedertracht und Tücke der sachverständigen Ärzte (Männer in vornehmster öffentlicher Vertrauensstellung als akademische Lehrer und Vertreter der Wissenschaft!), durch die der Richter sich düpieren läßt, als an die Unzulänglichkeit ihres „vergötterten“ Helden. Lassen wir sie also außer Spiel.

Sachlich wichtig ist folgender Gesichtspunkt. Naturwissenschaftliche Experimente — und um ein solches handelt es sich — verlangen, um in ihren Resultaten beweiskräftig zu sein, die Beobachtung und strenge Befolgung ganz bestimmter Regeln und Bedingungen, wie sie jeweils aus der Natur des anzustellenden Versuchs sich ergeben und die um so schwieriger zu gestalten und zu übersehen sind, je komplizierter das physikalisch-chemische oder das biologische Phänomen ist, um dessen Erforschung es sich handelt. Nur durch eine lange sorgfältige Schulung erlangt der Einzelne die Fähigkeiten der Technik und des Urteils, die seine Versuche einwandsfrei erscheinen lassen. Je verwickelter der zu untersuchende Vorgang und je geringer die Experimentalerfahrung des Untersuchers beziehungsweise dessen ist, der über das Experiment urteilen soll, desto größer ist die Summe der möglichen Fehlerquellen, desto mehr ist den bewußten oder unbewußten, den beabsichtigten oder unbeabsichtigten Täuschungen, d. h. dem Irrtum und der Betrügerei Tür und Tor geöffnet. Und so ist doch wieder nur der — in bezug auf seine Ehrlichkeit von keiner Seite beanstandete — **Sachverständige** kompetent.

Es ist nicht Überschätzung der eigenen, ist nicht Mißachtung der juristischen Geistesarbeit, sondern in der Natur der Sache begründet, wenn die Naturwissenschaft behauptet, daß der Richter unter Umständen im Einzelfalle

gar nicht imstande sei, zu beurteilen, ob das Experiment richtig angestellt und welches das Resultat ist.

In unserm Falle lag die Sache noch verhältnismäßig einfach. Und doch! Der „Augendiagnostiker“ erklärt im Beisein des Gerichtshofes einen vorgeführten Kranken (ich fingiere ein beliebiges Beispiel) für „nierenkrank“. Der Sachverständige sagt: Ih wo, keine Spur. Der Mann hat einen Magenkrebs. Der Richter kann weder das eine noch das andere diagnostizieren. Wem soll er glauben? Natürlich dem Sachverständigen. Und die Anhängerschaft? Natürlich ihrem Helden und Heiland. Und wenn nun der Richter im tiefsten Grund seines Herzens auch eigentlich ein Anhänger ist?

Damit komme ich auf einen weiteren wichtigen Punkt. Anhänger wovon? Nun in unserem Falle von einer gänzlich unsinnigen *diagnostischen* Methode. Diese läßt sich auch für den krassen Laien noch verhältnismäßig leicht ad absurdum führen. Wenn etwa bei einem „Magenkatarrh“ des Augendiagnostikers der Sachverständige die Bettdecke aufhebt und der gespannt aufpassenden Corona eine amputatio femoris demonstriert (d. h. nachweist, daß dem sonst völlig gesunden Menschen wegen einer Wunde ein Bein abgenommen ist), so hat er die Lacher auf seiner Seite.

Um dergleichen handelt es sich in den Kurpfuscherprozessen aber selten. Meist steht Erfolg oder Mißerfolg eines *therapeutischen* Verfahrens in Frage. Nehmen wir an, der Heilkünstler mache eine nach wissenschaftlicher Überzeugung vollständig indifferente Einspritzung mit der Behauptung, die heilende Wirkung machte sich erst nach einem Vierteljahr bemerkbar. Wie will der Richter selbst in diesem Falle von der Wirksamkeit oder Erfolglosigkeit des Verfahrens sich überzeugen? Dazu gehört der ganze exakte Apparat eines wissenschaftlichen Instituts mit langer streng kritisch und unter allen Kautelen des naturwissenschaftlichen Experiments durchgeführter Beobachtung.

Wenn das Gericht in solchem Falle dem medizinischen Sachverständigen nicht an sich glaubt, dann kommen wir allerdings nicht weiter.

Wo liegt die Wurzel des Übels? Es läßt sich mit einem Worte sagen. In der ungenügenden naturwissenschaftlichen Schulung der meisten Zeitgenossen, auch der sogenannten Gebildeten. Mystik, Aberglaube und Kurpfuscherei sind nie ganz auszurotten. Aber wenigstens der gebildete Lehrer, Geistliche, Jurist ebenso wie der gebildete Kaufmann und Fabrikant sollte aus der Schule so viel wirkliche Kenntnisse vom Bau und den Funktionen seiner eigenen Organe mitbringen, um zu *wissen*, daß und warum die Augendiagnose an sich reiner Unsinn ist.

Ängstliche Gemüter brauchen wirklich über diese Forderung nicht zu erschrecken. Derartige rein sachliche Kenntnisse sind mit jeder Weltanschauung vereinbar. Ein aufrichtig frommer Christ braucht nicht zu befürchten, daß seine Kinder in ihrer Seele Schaden nehmen, wenn sie erfahren, wo ihr Magen liegt und was ihre Nieren leisten. Wohl aber werden sie vor Schaden an ihrem Körper behütet, wenn sie lernen, daß und warum bei der Behandlung ihrer körperlichen Leiden jede Mystik vom Übel ist. Geht jemand trotzdem mit seiner Blinddarmentzündung zum Schäfer Ast, anstatt sich sachgemäß operieren zu lassen, so ist ihm eben nicht zu helfen. Er trägt die Folgen seines Unverstandes.

Damit könnten wir dies Thema schließen, wenn nicht eine Frage noch offen bliebe. Wie hat sich eigentlich der Gesetzgeber die Sache gedacht, als er die Ausübung der Heilkunde freigab?

Es ist von allergrößtem Interesse, heute die Reichstagsverhandlungen des Norddeutschen Bundes im Jahre 1869 zu studieren, die zur Unterordnung der Ärzte unter die Gewerbeordnung führten und damit die Ausübung der Heilkunde für jedermann ohne Befähigungsnachweis freigaben. Wichtig ist zunächst, daß ursprünglich an einen derartigen Schritt von keiner Seite gedacht wurde. Ausdrücklich heißt es vielmehr im Entwurf: „Für den Betrieb eines Gewerbes ist ein Befähigungsnachweis nicht mehr erforderlich. Diese Bestimmung findet jedoch bis auf weiteres *keine* Anwendung auf den Gewerbebetrieb der *Ärzte*, Apotheker, Hebammen, Advokaten, Notare, Seeschiffer und Lotsen.“

Erst durch Abänderungsvorschläge aus dem Hause bekam der berühmte § 29 der Gewerbeordnung die Fassung, aus der, ohne daß das wörtlich ausgesprochen wäre, in Zusammenhalt mit den Strafbestimmungen die Freigabe der Heilkunde sich ergibt. Und die Gründe, die den Reichstag bestimmten, diesen so einschneidenden Abänderungsvorschlägen zuzustimmen? Nun, sie sind, wie die Verhandlungen ergeben, wesentlich zweierlei Art. Einmal wurde prinzipiell der radikale Standpunkt geltend gemacht, daß die Aufhebung der bestehenden Pfuschereiverbote gefordert werden müsse, weil der Staat nicht dazu berufen sei, eine solche Bevormundung der Heilkunde auszuüben. Ebensowenig, wie der Staat über Nahrung und Pflege des *gesunden* Körpers besondere Vorschriften erteile, ebensowenig habe er die Verpflichtung und das Recht, für den *kranken Zustand* ausschließlich gewisse Privilegierte zuzulassen (Dr. Wigard).

Die meisten anderen Redner (Loewe, von Henning, Miquel usw.) stellten sich dagegen auf den Standpunkt, daß gesetzliche Vorschriften gegen die Kurpfuscherei *überflüssig* und für die Bildungsstufe und die Urteilsfähigkeit des Volkes *unwürdig* seien. Unser Volk bedürfe keiner gängelnden Maßregeln, um es vor Unglück zu bewahren. (Loewe.) Auch Miquel, der spätere geniale Finanzminister, sagte, er habe die Überzeugung, daß das deutsche Publikum auch in

Zukunft Einsicht und Bildung haben werde, um nur den für einen Arzt zu halten (und dementsprechend sich in Krankheitsfällen an ihn zu wenden), der ein volles Studium und eine volle Prüfung durchgemacht habe.

Diese aus dem Geiste eines idealen Liberalismus heraus geborenen Anschauungen waren es, die durchschlugen. Wie weit entfernt die Majorität des Hauses davon war, etwa bewußt neben der wissenschaftlichen Medizin als nahezu gleichberechtigt eine jeder naturwissenschaftlichen Grundlage entbehrende, roh empirische Laienmedizin zu schaffen oder auch nur zuzulassen, das geht aus der weiteren Bemerkung Miquels, des Hauptvertreters des liberalen Prinzips hervor: er würde, wenn die Befürchtung eintrete, daß besonders auf dem Lande Ärzte durch Pfuscher verdrängt würden und die Aufgaben der Medizinalpolizei nicht erfüllt werden könnten, gegen die vorgeschlagene Änderung des § 29 stimmen. Er hoffe aber, daß, gerade wenn die Pfuscherei offen und ohne Angst vor Bestrafung betrieben werden könnte, dieselbe abnehmen würde.

Niemals hat eine schöne, edle Zuversicht jämmerlicher Schiffbruch erlitten, niemals hat die tatsächliche Entwicklung der Dinge die Voraussetzungen des Gesetzgebers grausamer Lügen gestraft, wie in unserm Falle.

Was zunächst den radikalen Standpunkt betrifft, daß der Staat weder Pflicht noch Recht habe, sich um die Kranken zu kümmern, da ihn ja auch die Pflege des gesunden Körpers nichts angehe, so beweist die bald darauf erfolgte Einrichtung des Reichsgesundheitsamts, die Schaffung des Nahrungsmittelgesetzes, der Gesetze zur Seuchenbekämpfung usw., daß die Pflicht des Staates, die Gesunden zu schützen und die Allgemeinheit vor Schaden an Leib und Leben zu bewahren, immer mehr allgemein anerkannt wird. Ja, als vor kurzem in Westfalen die Kinderlähmung in bedrohlicher Weise gehäuft auftrat, war es das Publikum, das stürmisch Staatsschutz verlangte. Und wenn ein neues Gesetz zur Einschränkung der Kurpfuscherei geplant wird, so geschieht das im wesentlichen von der gewonnenen Überzeugung aus, daß eine wirksame Seuchenbekämpfung so lange illusorisch bleiben muß, als der nicht zur Meldung verpflichtete und bei Anstiftung von Schaden (Weiterverbreitung einer Epidemie) durch seine mangelnde Ausbildung und Sachunkenntnis geschützte Kurpfuscher unbehelligt von jeder staatlichen Aufsicht die Behandlung gemeingefährlicher Krankheiten übernehmen und durchführen kann.

Und der Miquelsche Standpunkt von der Höhe der allgemeinen Bildung, die ein Kurpfuschereiverbot gradezu als eine Beleidigung des deutschen Volkes als Kulturnation erscheinen lasse?

Nun, in Sachsen gibt es bald so viel Kurpfuscher als Ärzte, und der freigesprochene Lehmpastor, der ein Menschenleben auf dem Gewissen hat, wird von einer tausendköpfigen Menge mit stürmischen Hochrufen begrüßt. Armer Miquel! Wie schön malte in deinem Kopfe sich die Welt. Und nun diese brutale Wirklichkeit.

Vor kurzem ist von dem bekannten Münchener Nervenarzte Loewenfeld ein gutes Buch über die Dummheit erschienen. Das betrübliche Resultat seiner Betrachtungen ist, daß die Dummheit herrscht und keineswegs gewillt scheint, ihre Herrschaft aufzugeben. Sollen wir am Kulturfortschritt der Menschheit verzweifeln? Nun, wenn selbst Götter gegen die Dummheit vergebens kämpfen, einen starken Bundesgenossen haben wir, der uns in diesem Kampfe vielleicht beisteht. Das ist der gesunde Egoismus. Leben und Gesundheit sind zu kostbare Güter, als daß man sie — trotz allen Leichtsinns — wenn's zum Klappen kommt, wissentlich ruiniert. Kein Mystizismus, kein Aberglaube hält stand vor der klaren Erkenntnis, daß Leben und Gesundheit von der richtigen Behandlung der Organe und der sachgemäßen Regelung ihrer Funktionen abhängt. Diese Einsicht gibt aber die vertiefte naturwissenschaftliche Bildung. Weniger Griechisch und Latein, weniger veralteten Klassizismus, mehr Biologie!

Unterrichtsreform an Haupt und Gliedern! Naturwissenschaftlich geläuterte Auffassung von Leben und Vergehen, von Gesund- und Kranksein. Das ist, was uns nottut.

Aber bis im Sinne Miquels die Kurpfuscherei von selbst aufhört, weil sie mit der Einsicht und der Bildung des Publikums sich nicht verträgt, läuft noch viel Wasser ins Meer.

Vorläufig wird nichts weiter übrig bleiben, als daß der Staat auf gesetzgeberischem Wege die Allgemeinheit vor Schaden bewahrt und die Schwachen im Geist vor ihrer eigenen Torheit schützt.

Der Kopfschmuck.

Wie schön um Deine lieben Wangen
Der Sterne Perlenschnüre hangen!
Ein Streiflein aus Orions Kleide
Und eins von seinem Armgeschmeide,
Ein Band von Perseus' Wehrbehang,
Von der Hyaden Gürtelstrang,
Eins von dem Saume der Plejaden,
Der Kassiopeia Silberfaden,
Und groß und funkelnd obenan
Die Schließe des Aldebaran.
Das ist ein Schimmer und ein Licht,
Ein warmer Schein um Dein Gesicht,
Und alles dicht und wohlgefügt,
Erst um die Schläfen angeschmiegt,
Und dennoch zart und fein gemacht
Und rauscht und raschelt durch die Nacht.

Otto Brechler.

Zum 15. März 1910.

(Paul Heyses 80. Geburtstag.)

Von

Ludwig Fulda.

Wenn durch den Hain der deutschen Dichtung leise
Der Pilger wallt mit ehrfurchtsvollen Schritten,
Grüßt aus dem Laub ein Tempel ihn, umglitten
Von heitrer Anmut, recht nach Griechenweise.

Als ob in seinem lichten Zauberkreise
Sich Nord und Süden um die Herrschaft stritten,
Umgrünt ihn Eich' und Lorbeer, und inmitten
Des Giebels steht in goldner Schrift: Paul Heyse.

Und tritt wie aus der Seligen Gefilde
Der Gast ins Innre, sieht er thronend walten
Die Götterdreiheit Form und Maß und Milde.

Ein reines Feuer, ewig wachgehalten,
Loht vom Altar, und aus belebtem Bilde
Löst sich ein Kranz von atmenden Gestalten.

Paul Heyse. Zu seinem 80. Geburtstage.
Gemälde von Franz von Lenbach.

Auf märkischer Erde.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

Trotz allem: Helene fühlte sich erleichtert, als sie allein war unter fremden Menschen. In den endlosen Stunden der Nacht, während sie gelegen hatte, wach mit geschlossenen Augen, mit ihrer Verzweiflung ringend, war langsam und allmählich ein neues Gefühl in ihr erwacht. Während der ganzen Fahrt heute war es gewachsen und gewachsen. Nun sie allein war unter den fremden Passagieren, sann und sann sie ihm nach.

Es war ein Empfinden, das ihr unsagbare Schmerzen brachte, und an das sie sich doch klammerte, wie der Ertrinkende an die schmalste Bootsplanke. Es war der Vorwurf: wo hattest du deinen Stolz?

Gestern abend ... gestern abend, am Palais des Königs war, einer Warnung gleich, in letzter Minute der Weckruf in ihr erklungen: was Vater wohl sagen würde? ‚Mädel, wo hast Du Deinen Stolz?‘

Gestern abend hatte die Leidenschaft sie darüber hinweggepeitscht. Nun klang er immer wieder auf, der Vorwurf: ‚Wo hattest Du Deinen Stolz?!‘

Es war ja freilich nur wie eine schmale Bootsplanke —

Wie sie so saß und sann und grübelte, rann es ihr siedend heiß durch die Adern. ‚Und wenn er heut käme und umfaßte Dich, und Du hörtest seine Stimme: wo bliebe Dein Stolz? Wie Schnee in der Sonne wär der.‘ Gleich bäumte sich ihr ganzes Innere dagegen auf. Die Scham überflutete sie: ‚Nein! nein! Und wenn er käme! Ein Leben liegt zwischen gestern und heut.‘

Im ewig gleichen Trabe zog die Post ihres Weges, zwischen den ewig gleichen Pappelreihen entlang, durch die ewig gleichen Schneeflächen.

Gleichgültig saßen die drei anderen Fahrgäste in ihren Ecken. Fremde Leute — gottlob! Dann und wann blies der Postillon ein kurzes Lied, immer, wenn der Wagen durch ein Dorf ratterte. Ein paar Stimmen dann am Wege, ein Hundegekläff, ein Peitschenknall — und wieder die weite, weite Schneeebene.

Als sie hinausgefahren war aus der Heimat, hatten die Wiesen noch im Grün gestanden. Nun war es Winter geworden. Winter —

Die Gegend wurde bekannter; hier ging der Weg nach Sodelzig ab; dann klangen die Hufschläge scharf auf dem berühmten Pflaster von Stellberg. An der Apotheke fuhr die Post vorbei — hinter jenem Fenster dort hatte sie ihn zum ersten Male gesprochen.

Die drei Hügel kamen, die Mutter Hoffnung, Glaube, Liebe getauft hatte. Vom ersten aus sollte man hoffend die Kirchturmspitze von Rohlbeck suchen; beim zweiten sich in der Liebe beglückt fühlen, die in der Heimat wartete; der dritte brachte die nahe Gewißheit des Wiedersehens: Glaube war für Mutter Gewißheit.

Aber je näher die Heimat kam, desto banger wurde Helene.

Warum war sie aus Berlin geflohen? Trug sie die Unruhe nicht in sich, mit sich, in den Frieden der Heimat hinein? Mußte sie nicht auch hier fragenden, forschenden Augen begegnen? Würde man nicht auch im Elternhause um Auskunft drängen?

Sie sah das nun alles ganz, ganz anders vor sich, als in der vergangenen Nacht, wo die schmerzliche Sehnsucht nach der Heimat sie ergriffen hatte. Sie hörte das Fragen, sie fühlte das Drängen der Ihren und wußte, daß keine Antwort sie befriedigen würde. Wem konnte, sollte sie sagen: ich bin geflohen — vor ihm!

Nun schimmerte schon der rote hohe Schornstein der Dampfmühle über das Schneefeld. Und wie sie den sah, da fiel ihr noch ein rein Äußerliches auf die Seele. Sie sah im Geiste auch das ganz deutlich: die Jungen an der Chaussee, die Posttasche abzuholen, den Hauslehrer dabei —

Mit einem plötzlichen Entschluß sprang sie auf und pochte vorn an die kleine Wagenscheibe. Der Kondukteur öffnete,

fragte. Sie wolle hier aussteigen. Jawohl — hier! Und das Gepäck sollte in Rohlbeck abgegeben werden, bei denen, die die Posttasche für das Dominium holten.

Die Chaise hielt. Der dicke Wollhändler wachte auf und machte brummend Platz. Der Kondukteur war abgestiegen, stand am Schlag: „Es ist aber tiefer Schnee —"

Aus ihrem Portemonnaie holte Helene das letzte Zehngroschenstück für ihn hervor.

Und dann bog sie in den Feldweg ein, der von der Dampfmühle nach dem Gutshof führte.

Es war wirklich tiefer Schnee und kein Fußweg ausgetreten. Anfangs hastete Helene, dann wurde ihr das Ausschreiten schwer und immer schwerer. Sie fühlte, daß ihr der Schweiß ausbrach vor körperlicher Anstrengung, und dabei schüttelte sie der Frost.

Schwerer und schwerer wurde der Weg — und schwerer und schwerer wurde ihr das Herz.

Nun war sie am Kreuzweg, dicht hinter dem Garten. Wie ein phantastischer Gedankenblitz fuhr ihr durch den Sinn: vor dem Kreuzweg hatte sie sich als Kind gefürchtet; die alte Beate, die Kindermuhme, erzählte so gruselige Geschichten vom Kreuzweg zur Nachtzeit.

Und jetzt kannte sie den anderen Kreuzweg: den Kreuzweg des Lebens, der in die Nacht führte . . .

Das Dach des Elternhauses leuchtete über die kahlen Baumwipfel.

Da flog Helene, die letzten Kräfte anspannend, durch den Garten, zum Seiteneingang hin, zu den Wirtschaftsräumen im Souterrain. Auch die Bettler pochten hier an. Auch die Bettler.

Hochaufatmend stand sie unten im kalten halbdunklen Flur. Die Tür zur Leuteküche war nicht ganz geschlossen, ein dichter heißer Brodem kroch aus ihr hervor.

Hochaufatmend stand sie, vom schnellen Lauf erschöpft. Die Hände preßte sie gegen die Brust: Lieber Gott, gib mir eine gnädige Aufnahme —

Mit einem Male ging, ganz hinten im Flur, die Tür zur Milchkammer.

Helene stürzte vorwärts, umklammerte die Schwägerin, legte den Kopf an die Brust, bat nur immer wieder: „Martha . . . Martha . . . hilf mir . . ."

Und Martha half in ihrer schlichten resoluten Weise. Ohne viel Worte, ohne Fragen und Drängen, ohne forschende Augen.

„Wie sich das gut trifft," sagte sie. „Dein Zimmer ist geheizt. Wir erwarten nämlich Margaret Zieldorf. Komm nur —" Und wie eine, die alles errät, fügte sie hinzu: „Den Eltern bring' ich's nachher bei, damit sie nicht erschrecken!" Fragte auch gleich nach dem Gepäck, rief eine Magd. „Gut, daß die Jungens Arbeitsstunde haben." An alles dachte sie.

Oben brachte sie Helene zu Bett. „Nun ruh' Dich nur. Ich besorg' Dir gleich etwas Warmes. Still . . . erst ruhen und eine Tasse Bouillon." Zog die Decke fest um Helene, beugte sich herab, küßte sie auf beide Wangen.

Mit weitoffenen Augen lag Helene. Manchmal schüttelte der Körper vor Frost. Aber langsam, allmählich kam doch die wohlige Wärme. Der große braune Kachelofen sprühte, ab und an gab's ein heimliches Knastern in den Buchenscheiten. Dann kam Martha zurück, setzte sich aufs Bett: „Natürlich hatte die Köchin keine Bouillon, aber ich hab' Dir schnell ein Warmbier gemacht. Hier — so — und nun trinkst Du. Still — nicht reden. Morgen ist auch noch ein Tag."

„. . . die Eltern . . ."

„Ja doch — laß mich nur sorgen. Vorläufig bist Du mal krank. Nein . . . ich will gar nichts wissen. Trink erst einmal. Übrigens Vater liegt auch zu Bett."

„Vater?"

„Du brauchst nicht zu erschrecken, er ist kerngesund. Aber er sollte nach Berlin reisen zum Jubiläum der Befreiungsveteranen, und das paßt ihm nicht."

Martha lachte ganz leise, streichelte Helenens Hand und erzählte weiter, wie man einem Kinde erzählt, um es auf andere Gedanken zu bringen. „Nämlich, wie Papa die große Einladungskarte bekommt, stutzt er und sagt bloß: ‚Das heißt' . . ., wird ganz rot, steckt die Einladung ein und geht aus dem Zimmer. Den ganzen Tag gestern haben wir ihn kaum zu Gesicht bekommen, und gegen Abend wurde er ‚krank' — ‚das heißt,' meinte er, ‚nach Berlin kann ich nun nicht.' Wir hatten wirklich etwas Sorge. Aber dann kam der Pastor, und da

erfuhren wir's: unser guter Papa ist nämlich gar nicht Rittmeister. Premierleutnant ist er, und die Einladung war an den Premierleutnant von Hackentin gerichtet, wie das wohl in den Listen steht. Die Leute haben ihn nur zum Rittmeister ernannt, und allmählich hat er's selber geglaubt. Nun nimmt er's gewaltig krumm, liegt im Bett, schimpft mit Diana und sagt, wenn einer von uns hereinkommt, immer wieder: ‚Das heißt, nach Berlin kriegt Ihr mich nicht. Ich bin krank.' Aber das Essen schmeckt ihm und sein Pfeifchen auch, Gott sei Dank."

„Der arme Papa —"

„Laß nur gut sein. Es ist doch mehr komisch, wie tragisch. Aber nun will ich mal nach meinen Rangen sehen."

Sie war schon bis an der Tür, da rief Helene sie zurück. Mit leiser, ängstlicher Stimme. Wie ein Flehen klang's. Und als sie noch einmal an das Bett trat, richtete Helene sich auf und klammerte sich fest an sie: „Geh nicht fort . . . ich muß mein Herz erleichtern . . . ich muß Dir alles erzählen . . ."

Und so sagte sie's . . .

Martha saß bei ihr, hatte ihre beiden Hände genommen, unterbrach nicht, fragte nicht. Und als Helene zu Ende kam, hastend bald, bald stockend, unter heißen Tränen, da küßte sie ihr die von den Wangen. Hielt die Bebende sanft umschlungen und sagte leise: „Es ist kein Menschenherz, dem nicht Kampf beschieden würde. Auch Du wirst darüber fortkommen, liebe Lene. Es ist gut, daß Du nun heimgekehrt bist."

„Ich war so leichtsinnig! Ich war so leichtsinnig!"

„Du hast an ihn geglaubt, denn Du hast ihn geliebt. Schilt Dich nicht, Helene. . . . Und nun gebe Dir der liebe Gott Ruhe für Dein Herz — hier im Elternhause!"

⚘ ⚘ ⚘

Als Helene am nächsten Morgen erwachte, staunte sie: wie hatte sie nur so fest schlafen können!

Wie eine Fremde sah sie sich im Zimmer um. Das war also das enge Zimmerchen, aus dem sie hinausgeflüchtet war, vor drei Monaten erst, in das sie nun wieder zurückflüchtete.

Der große Kachelofen bullerte bereits; ganz leise mußte die Trine in der Frühe geheizt haben. Durch die blaugestickten steifen Gardinen brach die Morgensonne. Drüben stand der schmale, hohe Kleiderschrank aus Birkenholz, hüben der kleine Waschtisch mit gehäkelten Spitzen und am Fenster ihr winziger birkener Mädchenschreibtisch mit den geschweiften Füßen. Alles wie ehedem. Gerade als ob das Zimmerchen nur auf sie gewartet hätte.

Dann glitt ihr Blick die Wand entlang. Und da fiel er drüben auf eine eingerahmte Perlenstickerei. Richtig — das war ja die Arbeit der verstorbenen Tante Melanie. Merkwürdig, in all den Jahren, in denen sie das Zimmerchen als ihr kleines eigenstes Heiligtum betrachtete, hatte sie diese kunstvolle Stickerei gar nicht beachtet. Sie wußte nicht einmal mehr, wie der Spruch lautete, der da in bunten Perlen auf Seidengrund stand. Nie hatte sie ihn bewußt gelesen.

Nun las sie:

„Im Lieben wohnt Betrüben
Und kann nie anders seyn."

Und sie wandte sich ab. Die Tränen stiegen ihr in die Augen. —

Es war Sonntag.

Die Kirchenglocke läutete zum ersten Male, als Helene die Treppe hinunterstieg.

Unten am Frühstückstisch saßen nur Martha und Mutter. Gerade mußten sie miteinander gesprochen haben — von ihr. „Lene," sagte die Mutter und hatte ein Tränchen. „Da haben wir Dich also wieder. Komm, laß schauen, wie Du aussiehst." Küßte sie und fuhr fort: „Schmalbäckig bist Du geworden, aber ich seh' schon, es ist nichts Ernstes. Wir wollen Dich schon wieder herausfuttern."

Dann ging Helene zu Vater hinüber. Der lag wirklich im Bett, hatte einen Teller mit Reinetten vor sich, schälte sich gerade einen Apfel. „Lene, Kind, ei sieh mal! Martha hat mir schon erzählt. Ja — das heißt, eigentlich siehst Du gar nicht so elend aus. Ganz gewiß hat die Oschitzen nicht gut für Dich gesorgt. Ruhig, Diana . . willst Du wohl die Lene in Frieden lassen! Ja, das heißt, ich bin selber krank. Wollte ja auch nach Eurem großmächtigen Berlin, aber da hat mir der Hexenschuß 'nen Strich durch die Rechnung gemacht. Gib mir doch mal die Fidibusse von nebenan . . ."

Merkwürdig, merkwürdig: die Welt

stürzte gar nicht ein darüber, daß Helene Hackentin ins Elternhaus geflüchtet war. Merkwürdig, merkwürdig: sie lasen ihr nicht vom Gesicht ab, was sie erlebt und erlitten hatte — und immer noch litt.

Die Jungens umtollten sie wie früher; der Hauslehrer machte seine verliebten Rollaugen wie früher. Und als es zum zweiten Male läutete, stand Mutter auf der Veranda, mit der schwarzen Seidenhaube auf dem Kopf, das goldgeränderte Gesangbuch in der Hand: „Jetzt müssen wir gehen, Lene. Ich bin nur neugierig, was der Heckstein wieder mal für einen alten Bock schlachten wird.“

Zwischen Mutter und Martha saß sie im Herrschaftsgestühl.

Oben vor der Orgel stand der alte Flehr.

Der hatte das gnädige Fräulein gleich gesehen, und während er die Register zog, dachte er bewegt: ‚Wie sie nun wohl singen wird, unser Fräulein Helene, nun sie auf der hohen Schule war. Das wird wie eine vox angelica klingen.‘

Aber als die erste Strophe aufklang, lauschte und lauschte er vergebens: die große helle Stimme fehlte im Chor. Und als er sich verstohlen umwandte, sah er, wie Helene starr vor sich hinblickte — mit festgeschlossenen Lippen.

8. Kapitel.

Wieder lag der Schnee über der Rohlbecker Flur, und die Buchenscheite knatterten in den Kachelöfen. Der alte Rittmeister — das war er geblieben, wenn er auch in den Listen der Veteranen nur als Premierleutnant figurierte — der Rittmeister war trotz der schlechten Ernte des letzten Jahres in gehobener Stimmung. Donnerten doch endlich einmal wieder die preußischen Kanonen: gerade vor acht Tagen hatten die Preußen und Österreicher die Dänen aus Schleswig-Holstein herausgeworfen, so daß die nur noch in Düppel und auf Alsen saßen. Man denke: Preußen *und* Österreicher! Fast wie anno 1813/14 war das, und wenn der Rittmeister auch manchmal über die Strategie der Bundesgenossen von damals bedenklich den Kopf schüttelte, auf die österreichische Tapferkeit ließ er nichts kommen. Sogar die alte Gnädige nahm Interesse an den Vorgängen „da oben“. Recht genau verstand sie die Zusammenhänge nicht, aber wenn Vater aus der Kreuzzeitung vorlas, dann klangen auch ihr einzelne Reminiszenzen aus vergangenen Tagen in die Gegenwart hinüber: einen Rittmeister von Gablenz hatte sie im Jahre 1835, oder war's 36 oder war's 37, in Karlsbad kennen gelernt, sicher denselben, der „da oben“ nun als Feldmarschallleutnant kommandierte; und dann der alte Wrangel: der hatte ihr schon, als sie ein blutjunges Komteßchen war, in die Backe gekniffen — damals, wie er gerade Stabsrittmeister bei den ostpreußischen Kürassieren geworden war.

Wenn sie am Abend um den runden Tisch saßen, auf dem immer noch keine Petroleumlampe leuchten durfte, denn der Rittmeister haßte dies neue Beleuchtungsmittel, zupften sie Scharpie. Kleinen Hügeln gleich bauten sich vor ihnen die weißen, losen Fäden auf, und wöchentlich einmal nahm die Botenfrau den Packen mit nach Stellberg, wo in der Apotheke eine Sammelstelle errichtet war. Sobald Vater seine Zeitung zusammengefaltet und das Beiblatt mit den Familienanzeigen an Mutter abgegeben hatte, fing er an, Kriegsgeschichten zu erzählen. Dann schoben die Jungens ihre Schmöker beiseite. So schön wie Großvater erzählte, so schön stand's doch nicht in den Büchern.

Manchmal aber, wenn die Posttasche entleert wurde, schob Vater auch Helene einen Brief zu. Neuerdings immer mit einem gewissen Respekt, denn die Briefe trugen den Feldpoststempel „von da oben“.

Bekam Helene solch einen Brief, so tauschte sie mit der Schwägerin einen Blick des Einverständnisses und ging hinauf in ihr Zimmer, um den Brief in der Einsamkeit zu lesen. Vater murrte dann manchmal: „Natürlich wieder vom Harro. Als ob sie die Epistel von dem Jungen nicht auch hier lesen könnte. Das heißt, Junge darf man eigentlich nicht mehr sagen, seit er's Portepée hat . . . der Oschitz.“ Gegen Neujahr war Harro als Junker beim vierten Garde-Regiment eingetreten.

Wenn Helene vor einem der frischen fröhlichen Feldzugsbriefe saß, aus dem so viel junger Mut und so viel Freude am Drauflosgehen sprach, dann dachte sie jedesmal an den ersten Brief zurück, den sie von ihm erhalten hatte. Ein Brief

war's eigentlich nicht gewesen, sondern nur ein doppelter Aufschrei: „Das hier für Dich. Es wurde abgegeben, und ich hab's ergattert, damit's nicht in unrechte Hände kommt. Schicken mußt ich's Dir ja wohl. Ach, liebe Helene, ich bin so traurig. Ich hab' solche Sehnsucht nach Dir!"

„Das hier" war ein eingelegter Brief von Alfred Schwarz.

Sie hielt das verschlossene Kuvert lange in der bebenden Hand. Dann ging sie, schwer und langsam, bis zum Ofen und warf den Brief in die Flammen.

Nicht lange darauf war Tante Marie aus Nackow heruntergekommen, unerwartet und unangesagt, zur Kaffeestunde. Hatte unten ein wenig paradiert in ihrem fußfreien perlgrauen Popeline-Kleid mit der braunroten Tunika darüber und dem Pelzbesatz um den Hals: „Denkt Euch, ja, man darf endlich wieder zeigen, wenn man ein hübsches Füßchen hat, und die Krinoline wird kleiner und immer kleiner —;" hatte die hübschen Füßchen in den Lackstiefeln und ein Stückchen eines rotgezwickelten Strumpfes sehen lassen, sowie ihren neuen ‚Pagenhut', hatte lachend erzählt, daß Ernst endlich einen guten Käufer für das Vorwerk Grunow gefunden habe, und hatte dann Helene unter den Arm gefaßt: „Mignonne, Liebes, jetzt komm' ich auf ein Stips mit Dir hinauf."

Oben setzte sie sich vor den kleinen Schreibtisch, wippte hin und her, lächelte ein wenig verlegen, ein klein wenig verschmitzt, sprang wieder auf, küßte in der alten Herzlichkeit Lene auf beide Wangen und fragte dann plötzlich: „Nun, Mignonne, was hast Du eigentlich mit unserem Freund Schwarz gemacht?"

Vom Augenblick an, da der Nackower Schlitten einfuhr, hatte Helene geahnt, was da kommen würde; sie wußte ja, daß die Nackower in Berlin gewesen waren. Nun stand sie doch vor der Tante, wie mit Blut übergossen. Aber auch innerlich gefaßt genug, um antworten zu können: „Sei nicht böse, Tante Marie. Ich muß das mit mir allein abmachen."

„Ja doch! Ich bin ja gar nicht so neugierig, Kind. Nur — der Arme ist so unglücklich. Du hast sein Herz gebrochen, Du grausame kleine Person."

Da lachte Helene auf: „Sein Herz!" Es klang sehr bitter, und auf Helenens Gesicht lag ein so schmerzlicher Ernst, daß Marie Hackentin verstummte.

Erst nach einer Weile sagte sie mitleidig: „Pauvre enfant! Ja . . . die Männer." Aber gleich war wieder ein Lächeln in dem kleinen, liebenswürdigen, häßlichen Gamingesicht. „Ah, Ihr jungen Mädchen von heute, wie nehmt Ihr doch alles gleich so tragisch. Eine Episode, Mignonne, eine Episode! Was hätte es denn anders sein können? Heiraten konntet Ihr Euch doch nicht. Eine Hackentin und unser guter Freund Schwarz."

„Euer guter Freund, Tante Marie —"

„Nun ja! Aber doch nicht mehr."

Helene schwieg. Was sollte sie antworten?!

Tante Marie hatte sich wieder gesetzt, wippte auf dem Stühlchen, besah sich durch das Lorgnon die Wände. Und Helene stand vor ihr und sah mit brennenden Augen zum Fenster hinaus auf das schneebedeckte Scheunendach.

„Willst Du nicht einmal zu uns kommen? Auf ein paar Tage. Dir wird eine Abwechslung gut tun. In nächster Woche haben wir einige Gäste. Auch den netten Neuchateller Merivaux."

„Ich danke Dir sehr. Aber — jetzt — noch nicht —"

Das Lorgnon sank herab, und Tante Marie fragte nun wieder ganz mitleidsvoll: „Tat es denn so sehr weh, Kleine?"

„Es tat wohl weh. Aber ich komme schon darüber hinweg."

„Ja, man kommt wohl schließlich darüber hinweg . . ." sagte Tante Marie, ganz anders, als sie sonst sprach, langsam und schwer. Und dann war sie gegangen.

. . . ja . . . man kommt wohl darüber hinweg.

Das dachte Helene jetzt noch, nach Jahresfrist.

Man kommt darüber hinweg. Die Wunde schließt sich. Aber die Narbe bleibt, und von Zeit zu Zeit brechen die Schmerzen wieder hervor. Nicht mehr brennend und heiß, aber mit leisem, mahnendem Zucken. Gestalten steigen dann auf, und Träume kommen —

Wie hatte doch Martha damals gesagt: „Arbeit, Helene — Arbeit!"

Gottlob! es gab zu tun im Hause, in

der Wirtschaft. Dafür sorgte Martha, die ja selber nie ruhte noch rastete.

Die Eltern merkten es kaum, wie die Tochter nun mit angriff. Mutter lebte ihr halbes Traumleben, und Vater hatte höchstens einmal ein flüchtiges Wort: „Ei sieh mal, Lenchen! Das heißt, wirklich, das freut mich!“ Aber an jedem Abend, wenn Helene todmüde lag, empfand sie den befreienden Segen der Arbeit, der die Träume scheuchte. Und manchmal dachte sie ganz verwundert: ‚Was für ein Drohnenleben hab' ich doch geführt!‘

Aber das eine Mittel, das ihr Martha gegeben, tat es nicht allein. Es gab ein stilles Sichverstehen mit der Schwägerin, ein wortloses, gegenseitiges Mitleidsempfinden, das ihnen beiden wohltat. Beide trugen sie Bürden. Oft fragte Helene sich: ‚Trägt Martha nicht die schwerere? Und wie trägt sie ihre Last und ihren Kummer!‘ Und dann dachte sie an den Bruder, der immer die heiße Liebe zu den Seinen, zu Weib und Kind, zur Heimatsscholle auf den Lippen hatte, der ein Tränchen hatte bei jedem Wiedersehen und bei jedem Abschiednehmen, um ein anderer zu sein, sobald eine Wegstrecke von ein paar Stunden zwischen ihm lag und Rohlbeck. „Wilhelm hat mich bei Ewest noch zum Abschied eingeladen, ehe wir nach Hamburg fuhren,“ hatte Harro geschrieben. „Die Champagnerpfropfen flogen, es war höchst fidel.“ Die Champagnerpfropfen flogen — und daheim sparte Martha Pfennig zum Pfennig. Der Mann vergaß, sobald ihn die Großstadtluft wieder umwehte; die Frau trug ihre Sehnsucht klaglos weiter und sagte sich selber, was sie Helene gesagt hatte: „Arbeit! Arbeit!“

Etwas Wunderbares war es um die Arbeit, etwas Liebes, Schönes um die Freundschaft mit Martha. Und doch empfand Helene, je weiter die Zeit ins Land ging, eine klaffende Lücke.

Manchmal, wenn sie bei irgendeiner hausfraulichen Tätigkeit neben Martha saß, sprang es jäh in ihr auf: bei aller innigen Liebe, bei allem Verstehen — wir sind doch ganz verschieden! Manchmal, in stillen Stunden, wenn sie allein war, überrann sie, schmerzlich fast, das Gefühl: Ich trüg's nicht so wie sie. Ich müßte mich wehren! Wehren!

Das waren dieselben Stunden, in denen, allmählich, aber stärker und immer stärker, der andere Schmerz in ihr wach wurde ... ‚und nun hast Du auch Deine Kunst zu Grabe getragen ...‘

In den ersten Wochen nach ihrer Heimkehr war es ihr unmöglich gewesen zu singen; wurde sie gebeten, so wich sie aus. Unmöglich: denn jeder Ton verwundete ihre Seele.

Dann kamen wohl Tage, an denen sie sich zwang, wenn Vater abends bat, wie einst: „Nun, Lene, wie ist's? Das heißt ... wenn Du Dich disponiert fühlst.“ Sie sang dann eins oder das andere ihrer alten Liedchen. Aber sie war jedesmal mit sich selber unzufrieden, fühlte einen fremden Klang aus ihrem Gesang heraus, etwas Erzwungenes. Und bisweilen meinte Vater selber: „Ich weiß nicht — ich weiß nicht. Hast Du wirklich in Berlin Fortschritte gemacht?“ Einmal nahm sie auch der alte Heckstein ins Gebet: „Hör' mal, Jungfer Lene, warum singst Du nie in der Kirche mit? Man ist doch neugierig, und unser guter Flehr ist einfach unglücklich.“ Da hatte sie, ohne ihn anzusehen, erwidert: „Ich kann nicht, Onkel Pastor.“ — „Ich kann nicht! Weißt Du, Lene, das ist so eine bequeme Ausrede von allen denen, die nicht wollen. Kind, in meiner Art liegt's nicht, mich um ungelegte Eier zu kümmern. Gelegte sind besser. Ich dränge mich auch in niemandes Vertrauen. Aber der brave Zschokke, von dem freilich unsere Heutigen nicht viel wissen wollen, hat mal in seinen Stunden der Andacht gesagt: ‚Der Mensch vermag unglaublich viel über sich, wenn er ernst will.‘ Das solltest Du Dir auch hinter Deine allerliebsten Öhrchen schreiben.“

Am ersten Pfingstfeiertage war's dann, daß der alte Flehr verwundert vor seiner Orgel auflauschte: da war sie ja, die vox angelica, süß und schön und stark, die sich in seinen geliebten Chor mischte, ihn trug und über ihm sieghaft emporstieg:

Schmückt das Fest mit Maien,
Lasset Blumen streuen,
Zündet Opfer an:
Denn der Geist der Gnaden
Hat sich eingeladen —

„Ich singe wieder, Harro!“ hatte sie damals geschrieben. „Denk Dir doch, lieber Harro, ich kann wieder singen. Auch das war in mir erstorben und ist nun, zu Pfing-

sten, auferstanden. Siehst Du, Harro, nun weiß ich endlich, wodurch ich mir helfen kann. Meine Kunst ist's, die mich wieder freimachen wird. Es ist freilich anders als früher. Nur für mich und für die, die mich lieb haben, will ich singen, meine Gabe pflegen und weiterbilden. Ich bin so froh, Harro. Ich wollte, Du wärst hier. Hinausgehen würde ich mit Dir aufs Feld, wir beide allein, und mit den Lerchen möcht' ich dann um die Wette singen."

Harro mußte ihr Noten über Noten senden: Mendelssohn, Schumann, Schubert. Ein paar Opernpartien studierte sie: aus dem Waffenschmied, aus dem Feldlager in Schlesien. Dann wagte sie sich, zögernd, an die Elsa. Aber Richard Wagner stand noch vor ihr wie ein Koloß. Etwas Erbarmungsloses, fand sie, lag in seinen Ansprüchen. Einmal war sie in ihren Nöten zum alten Flehr geflüchtet. Doch der schüttelte nur das graue Haupt, ließ die Hand verlegen um die ewigen Stoppeln auf seinem Kinn gleiten und sagte schmerzlich: „Da kann ich nicht mit, gnädiges Fräulein." Beugte sich, immer die lange Pfeife im Munde, mit seinen kurzsichtigen Augen tief auf die Noten, versuchte auf seinem Klimperkasten ein paar Sätze — ging dann plötzlich zu seinem geliebten Mozart über, schlug die blauen Augen auf, daß sie ordentlich leuchteten: „Das ist doch noch Musik!"

Jetzt schickte Harro keine Noten mehr.

Aber dafür seine frohen, übermütigen Briefe von „da oben" her. Und Vater beorderte dann und wann Helene ans Klavier, daß sie ihm das Chemnitzsche Lied sänge:

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schönrer Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Manchmal mußte Helene auch aus Harros Briefen vorlesen. Die Garde stand jetzt schon oben auf jütischem Boden, bei Kolding. Ein wenig neidisch schrieb der tatendürstige Junker von den Kameraden, denen vor den Düppeler Schanzen größere Lorbeeren winkten.

Dann, Ende März, kam ein förmlicher Jubelruf: „Hurra, nun kommen wir doch noch vor Düppel! Unsere neuformierten Garde-Regimenter sollen beweisen, daß sie hinter den alten nicht zurückstehen. Wir wollen's den Dannemanns schon zeigen! Und wenn der Rolf Krake angeschwommen kommt, dann stecken wir den mit samt seinen dicken Panzerplatten in die Tasche. Halt' mir den Daumen, liebe, liebe Lene! Wenn alles gut geht und ich kann mich ein bissel auszeichnen, bin ich vielleicht in vier Wochen Offizier."

Am 18., in der Dämmerstunde, ritt eine Estafette in Rohlbeck ein, ein Stellberger Postillon. Artenau hatte ausnahmsweise eine vernünftige Idee gehabt und an den ungeduldigen alten Rittmeister gedacht, sich's zwei blanke Taler kosten lassen.

Mit zitternden Händen riß Vater die Depesche auf. Sie umdrängten ihn alle auf der Veranda, sogar Mutter war heraus gekommen, als der Postillon am Tor ins Horn gestoßen hatte.

„Düppel heut vormittag glorreich erstürmt. Schwere Verluste. General Raven tödlich verwundet."

Der alte Rittmeister hatte sein Käppchen abgenommen.

Sie sahen alle zu ihm empor. Er las noch einmal. Und dann setzte er hinzu, mit bebender Stimme: „Unsre brave Armee! Endlich hat wieder ein preußischer General für König und Vaterland geblutet. Der erste nach fünfzig Jahren. Jungens, lauft! Zum Kantor. Läuten soll er — läuten!"

Eine Stunde später war die Posttasche da. Die Kreuzzeitung wußte noch nichts. Und auch die vom nächsten Tage brachte nur die erste Siegesdepesche und einen einzigen Zusatz: 70 Offiziere tot und verwundet, gegen 1000 Mann. Aber ein kurzer Brief Wilhelms an Martha war dabei: „Ich komme morgen. Berlin schwimmt in Begeisterung und Jubel."

Mit Extrapost kam er, ein paar Stunden früher als erwartet. Die Jungens hatten oben von ihrem Fenster aus mit ihren Luchsaugen die Postchaise schon erspäht, als sie noch bei der Dampfmühle war, und hatten das ganze Haus alarmiert. Wieder standen alle auf der Veranda.

Als er aus dem Wagen sprang, rief er: „Martha, Vater — ich hab' die Konzession! Die Eisenbahn ist durch!"

Er stürmte die Stufen herauf, umhalste

einen nach dem andern, sagte, rief immer wieder: „Ich hab' die Konzession. Es ist alles in Ordnung. Vater, ich hab' 40000 Taler verdient dabei. So freut Euch doch! Freut Euch doch!"

Sie freuten sich ja auch alle. Aber die große Spannung war doch in so ganz anderer Weise gelöst, als sie es erwartet hatten. Er mußte es endlich merken. Er lachte: „Ja, so — natürlich, Ihr habt alle Düppel im Kopf! Ihr wißt wohl gar nichts Näheres? Großartig. Berlin hättet ihr vorgestern abend sehen sollen. Wie toll zogen die Massen durch die Straßen. Alle Häuser waren illuminiert. Da haben die Berliner nun auf die Soldateska geschimpft und geschimpft, und jetzt sind sie auf einmal Feuer und Flamme. Der König bekam die Depesche von der Erstürmung der ersten sechs Schanzen auf dem Tempelhofer Felde, als er gerade die Franzer besichtigte. Er fuhr gleich nach dem Palais. Da standen schon hunderte und tausende und sangen das Preußenlied. Er soll Tränen in den Augen gehabt haben —"

Wilhelm hatte sehr schnell gesprochen. Nun holte er Atem und fuhr langsam fort: „Freilich — schwere Verluste. Ja ... und unsere arme Tante Oschitz ... Harro ist vor Schanze VI gefallen —"

Da schrie Helene auf —

9. Kapitel.

Die alten Herrschaften saßen allein auf Rohlbeck.

Wilhelm hatte gleich erklärt: jetzt, wo er aus allen Nöten sei, müßte es ein Ende haben mit der ewigen Trennung. Er sehne sich, Weib und Kind bei sich zu haben. Die Jungens sollten auch aufs Gymnasium.

Helene war mit Wilhelms im Herbst nach Berlin übergesiedelt. Zuerst nur, um bei dem Umzug und der Neueinrichtung zu helfen. Dann blieb sie, auf Vaters ausdrücklichen Wunsch. Sie war so still und ohne rechte Frische gewesen in all der letzten Zeit; seit der Nachricht von Harros Tode, hätte man beinahe sagen können. Ein wunderliches Mädel, fand der alte Rittmeister. Ja, ja doch, es war sehr traurig. Aber, du mein Gott, der Junge hatte doch einen so herrlichen Tod gehabt, für König und Vaterland. Daß Lene das so nahe ging! Nun, sie mußte mal ordentlich heraus. Sollte auch wieder Unterricht nehmen. Nicht einen Ton hatte sie gesungen seit dem letztenmal in der Kirche, wo Heckstein der toten Sieger gedachte.

Sie wollte nicht nach Berlin. Wollte nicht — wollte auch die alten Eltern nicht allein lassen. Da sprach der Rittmeister ein Machtwort. „Und überhaupt, das heißt, so alt sind wir denn doch noch nicht! Das bißchen Wirtschaft hier! Für immer und ewig brauchst Du ja nicht fortzubleiben, und wenn erst die Eisenbahn fertig ist, dann ist das ja nur ein Katzensprung ..."

Wilhelm hatte vor dem Halleschen Tor gemietet. In einem ganz neuen Hause, das die spottsüchtigen Berliner „Neu-Amerika" getauft hatten, weil es so weit draußen lag und weil es so groß war. Ein Riesenkasten, aber schön gelegen. Von der Vorderfront sah man über die Kanalbrücke auf den Belleallianceplatz mit der Rauchschen Viktoria; die andere Front der Wohnung ging nach der Bellealliancestraße hinaus, und jenseits lag das große Rothersche Stift inmitten eines gewaltigen Gartens. So hatte man doch den Blick auf grüne Bäume. Und die Jungens jubelten: fast an jedem Morgen wurden sie durch lustige Militärmusik mit Pieffes Düppelmarsch geweckt, und wenn sie dann ans Fenster stürzten, sahen sie unten die langen bunten Kolonnen, die durch die Bellealliancestraße dem Kreuzberg zuzogen.

Martha lebte sich schwer ein. Aber sie war doch glücklich, mit ihrem Mann vereint zu sein. Und allmählich gewöhnte sie sich mehr und mehr, hatte ihr kleines Vergnügen an einem Bummel durch die Leipziger Straße, suchte überall nach den billigsten Quellen und kam jedesmal stolz vom Wochenmarkt auf dem Belleallianceplatze zurück; besonders stolz, wenn sie in einem kleinen Preisdisput mit den groben Marktweiber glorreich obgesiegt hatte. Allmählich gewann sie Berlin fast lieb.

Auf Helene wirkte dies Berlin ganz anders als vor zwei Jahren. Sie war gleichgültig geworden gegen die große Stadt. Es interessierte sie nichts mehr: nichts reizte sie zum Staunen, nichts zur Bewunderung, nichts zum Widerspruch. Und auch die Erinnerungen glitten nun, wenn sie kamen, an ihr ab, wie etwas Fremdgewor-

denes. Mit Ausnahme der einen, um die der Tod frischen Lorbeer gewunden hatte.

Ihr erster Gang hatte der einsamen Insel gegolten. Sie fand die Tante merkwürdig gefaßt. Ganz schmal und durchsichtig zart erschien das kleine Gesicht unter der Trauerhaube, aber aufrecht und ruhig war Tante Marianne: ‚Der Herr hat ihn mir gegeben, der Herr hat ihn mir genommen,‘ sagte sie fast wie Hiob. ‚Der Name des Herrn sei gelobt.‘ Es lag etwas tief Ergreifendes in ihrer Ergebenheit. In Helene lebte der Schmerz anders; sie hätte ihn klagend gen Himmel schreien mögen.

In sein kleines Stübchen führte Tante Marianne sie. Da stand und lag noch alles, wie er es verlassen.

Tante Marianne setzte sich vor seinen Schreibtisch, ließ seine Bücher langsam durch ihre Hände gleiten, rückte an dem Tintenfaß. Helene hatte sich ein Korbsesselchen herangezogen, stützte den Kopf in beide Hände und weinte. Sprechen konnte sie nicht.

Auch die Tante saß lange schweigend, nun mit gefalteten Händen auf der Schreibmappe.

Dann sagte sie, ganz langsam: „Er hat Dich sehr lieb gehabt, Helene. Mehr vielleicht, als er sollte. Ich hab' das auch erst gemerkt, als Du fort warst.“

‚Mehr vielleicht, als er sollte.‘ Helene hörte eigentlich nur das. Konnte man denn einen Menschen mehr lieb haben, als man sollte?

Aber sie durfte ja nicht mit der Mutter rechten. Nur eins mußte sie sagen. Und es mochte wohl wie ein Auftrotzen klingen: „Ich' hab ihn auch sehr lieb gehabt.“ Wie ein Auftrotzen, und war doch ein großer Schmerz.

Tante Marianne sah auf und senkte den Kopf wieder. Vielleicht hatte sie auch das nicht recht verstanden, daß man jemand lieb haben kann in reinster Freundschaft. Vielleicht lebte auch in ihren Gedanken ihr Harro nur noch als Knabe; vielleicht hatte sie nie ganz begriffen, daß aus dem Knaben ein Jüngling geworden war, mit all der Lust und all dem Leid des Jünglingsherzens.

Die Tante fragte nach Rohlbeck, nach den Eltern, nach Wilhelm. Helene gab Antwort. Und beider Gedanken waren doch nur bei ihm. Er stand für sie drüben an der Tür, er saß für sie in der tiefen Fensternische. Er ging draußen vorüber unter den blühenden Kastanien.

Schwer stand Helene endlich auf. Küßte der Tante die Hand. „Ich muß nun wohl gehen —“

Tante Marianne blieb auf dem steiflehnigen Sofa sitzen, sagte nur müde: „Grüße Wilhelm und Martha.“

Aber dann plötzlich, als Helene schon an der Tür war, kam die Tante hinter ihr drein, umschlang sie mit beiden Armen, drückte sie an sich und rief unter Schluchzen: „Er hat Dich so lieb gehabt. Er hat Dich ja so lieb gehabt!“

Und da weinten sie beide, Wange an Wange. Weinten um den, der in ihrem Herzen nie sterben würde: um den Knaben, um den Jüngling, um den jungen Helden, der mit einem Lächeln in den Tod gegangen war.

Bisweilen kam Helene auch an der kleinen Konditorei in der Bendlerstraße vorüber. Einmal stand sogar das alte Kuchenfräulein vor der Tür, sah in den lachenden Frühling hinaus, knickste und machte große Augen. Da grüßte Helene mit leichtem Kopfneigen und lächelte, indem sie weiter schritt. Wirklich, sie konnte lächeln ... Vielleicht hatte Tante Marie recht. Es war eine Episode gewesen. Eine Episode?

Monat auf Monat war verstrichen, und der Sommer stand schon vor der Tür, da raffte sich Helene endlich auch zu dem Besuch bei Frau Harriers-Wippern auf. Immer wieder hatte sie ihn hinausgeschoben. Nun drängten Vaters Briefe; es drängte das eigene Gewissen. Denn sie wußte, Mitte Juni ging die Sängerin meist in die Ferien.

Helene mußte ein wenig warten. Es war alles wie früher bei der Meisterin. Unter den großen Blattgewächsen saß sie im Salon, die wohlbekannten Bilder blickten von den Wänden auf sie herab. Aus dem Zimmer nebenan klangen halblaute Worte, dann einzelne Töne, eine Halbkadenz, ein paar Anschläge auf dem Flügel. Wie sie das alles kannte! Frau Harriers sang mit halblauter Stimme. Glockenhell aber. Nun die Schülerin. Gequält, mühsam — schlecht, einfach schlecht. Heiliger Mozart, wie man sich so an Dir versündigen kann! Wenn das unser guter alter Kantor hören müßte!

Seit Monaten hatte Helene nicht gesungen, keine Musik gehört. Nun, ganz plötzlich, regte es sich wieder in ihr. Waren es Erinnerungen, war's die Atmosphäre dieses Hauses, waren es die Töne, die, gedämpft durch Tür und Vorhang, zu ihr drangen? Das Blut wallte. Sie sprang auf, horchte, lauschte. —

Dann ging die Tür. Ein schmächtiges junges Ding, elegant, im lichten Sommerkleid mit ungeheuerlichen Pagodenärmeln, huschte vorüber. Aber gleich hinter ihr trat Frau Harriers-Wippern in den Salon. Blieb an der Schwelle stehen, schlug die Hände zusammen: „Fräulein von Hackentin!" — kam auf Helene zu, faßte sie um den Gürtel: „Sind Sie's oder ist's Ihr Geist?" — lachte ihr helles Lachen: „Nein, ich fühl's, sie ist es selber, die Ungetreue, Ungetreuste! Die einzige Ungetreue, der ich je nachtrauerte! Helene Hackentin! Wie ich mich freue! Wie ich mich freue!"

Es stand ihr auf dem schönen Gesicht geschrieben, daß sie sich wirklich freute. Das war nicht mehr die ernste, gemessene Lehrerin, als die Helene sie kannte; fast übermütig war sie: „Da muß man sich nun mit solch einer Demoiselle Stern quälen, die keine Stimme hat, kein Talent, nicht einmal Gehör, nichts, nichts, als einen reichen Vater, muß sich quälen und ärgern und läßt eine Helene Hackentin warten! Warum haben Sie's mich nicht wissen lassen, daß Sie's sind — hinausgeworfen hätt' ich das Modepüppchen aus dem Tempel! Aber nun lassen Sie sich mal ordentlich anschauen. —"

Dann wurde sie doch ernst, las wohl in Helenens Zügen das Leid. Sie schob die Hand vertraulich unter ihren Arm: „Kommen Sie fort aus dieser kalten Pracht. Ich hab' hinten ein Privatzimmerchen, in dem wir gemütlicher plaudern können."

So saßen sie denn in dem kleinen Raum, in den die grünen Baumwipfel hineinwinkten und durch dessen weitgeöffnetes Fenster die lauhe Sommerluft wehte. Saßen nebeneinander auf der winzigen Couchette wie zwei gute Freundinnen. Doch das Plaudern wollte nicht recht gelingen. Luise Harriers mochte nicht fragen, und Helene Hackentin waren die Lippen geschlossen. Auch in ihr war herzliche Freude über den Empfang. Aber sie konnte doch nicht sprechen über das, was sie erlebt hatte, von dem sie zu niemand gesprochen hatte, außer in der Stunde ihrer größten Herzensnot zu Martha. Nur Harros Tod berührte sie kurz. Und dann war da noch etwas, was ihr die Lippen schloß. Frau Harriers hatte gleich anfangs gesagt, leichthin: „Sie waren ja wohl mit Alfred Schwarz bekannt? Wissen Sie, daß er sich im Winter mit der Theresa Carena verheiratet hat?"

Es schmerzte ja nicht —

Schmerzte es wirklich nicht? Ein dumpfes Wehgefühl hob es aus, eine jähe Leere, als ob das Blut stockte im Kreislauf, auf einen Augenblick im Herzen stehen blieb, nicht mehr zum Gehirn emporsteigen wollte. Auf einen Augenblick nur. Dann konnte Helene ruhig entgegnen: „Ich wußte nichts davon."

„Er war wieder in Petersburg. Jetzt soll er in Paris leben. Er ist ja immer einer von den unsteten Kollegen gewesen, die nirgendwo festen Fuß fassen können."

Helene saß still, mit geneigtem Kopf. Sie mußte doch nachsinnen: ja, ein Unsteter, der nirgends festen Fuß fassen kann. Auch nicht will. Theresa Carena! Noch nie hatte sie den Namen gehört. Fragen mochte sie nicht. Es war ja auch gleichgültig. Nur — nur — ob er wohl glücklich war?

Die Unterhaltung versiegte.

Bis dann Frau Harriers, frisch zugreifend, fragte: „Aber Sie, Fräulein von Hackentin? Ich kann doch nicht länger damit hinter dem Berge halten: was macht die Kunst?"

Da straffte sich Helene auf.

Stockend, ein wenig verlegen, begann sie. Mit der kleinen Münze der Erklärungen, Entschuldigungen, die sie sich vorher zurecht gelegt hatte.

„War denn alles still in Ihnen? Ich kann's nicht glauben. Wem ein Gott Gaben lieh, wie Ihnen, dem ist Musik ja der Wundertröster in der Not, die helle Sonne im Glück."

„Sie war mir beides, Sonne und Trost. Denn es ist eine Zeit gekommen, in der nichts mehr in mir klang —"

„Das sind Unglücksstunden, armes Kind. Ich kenne sie auch. Doch dann modle ich mir den Goethevers nach meiner Art um: ‚Gebt Ihr Euch einmal für Poeten — so kommandiert die Poesie!' Das heißt —

ich singe, ich singe mich frei. Aber nun lassen Sie einmal hören, was Sie getrieben? Was haben Sie studiert, ehe diese böse Stunden kamen?"

Da berichtete Helene. Zagend erst, lebhafter dann. Das Wachwerden, das vorhin im Salon über sie gekommen war, ganz jäh und unerwartet, kam ihr in den Sinn. Sie erzählte von ihrem vergeblichen Gang ins Kantorhaus, wie der alte Flehr über die Elsa-Partie den grauen Kopf geschüttelt hatte. Frau Harriers fand das entzückend: der Kantor, die lange Pfeife im Munde, auf seinem Spinett sich abmühend über die Wagnerschen Noten, zu Zerlinens Lied übergehend, die blauen Augen verzückt gen Himmel gerichtet: ‚Das ist doch noch Musik'.

„Den Braven möcht' ich kennen lernen. Aber Ihnen möchte ich helfen, Fräulein Helene! Ich bleibe noch ein paar Wochen hier und habe wenig zu tun. Von morgen an kommen Sie zu mir. Wir studieren die Elsa. Hier meine Hand — schlagen Sie ein!"

Vielleicht war es zuerst ein wenig Zwang. Blieb noch eine Weile Selbstzucht. Aber dann wachte die Freude wieder auf im starken Streben, im Ringen und im Gelingen. Eins kam zum andern. Zu den Stunden bei Frau Harriers kam italienischer Unterricht bei Signora Marchesi, der kleinen quirligen Toskanerin, die für die neue Freiheit ihres Vaterlandes schwärmte und die Namen Vittore Emanuele und Cavour in jeden dritten Satz einzuflechten suchte; die die Österreicher so wundervoll haßte, über den heiligen Vater so köstlich lächelte, die Priester ihrer Kirche ironisierte, aber jeden Morgen zur Messe nach der Hedwigskirche ging.

Tötend langsam waren die ersten Wochen in Berlin hingeflossen, nun flogen die Tage.

Ein herrlicher Frühsommer war es, fruchtbar und reich. Vater schrieb immer wieder, wie prächtig die Ernteaussichten, „das heißt, mehr Regen könnten wir brauchen. Für unseren märkischen Sand ist bis Johanni jeder Regenschauer ein Säckchen Dukaten wert." Wenn solch ein Brief kam, faßte Martha immer die Sehnsucht nach Rohlbeck, nach grüner Wiese, nach duftendem Flieder, nach einem Kirschbaum im Blütenschnee. Ganz plötzlich sagte sie dann bei Tisch: „Jungens, wann kommt Ihr heute aus der Schule? Um halb fünf. Gut — wir müssen ins Freie. Du auch, Lene." Und sie packte ein Körbchen mit Butterbroten und zog mit ihnen hinaus, die Belleallianceſtraße hinauf zum Kreuzberg und lagerte sich mit ihrer Schar irgendwo in der kleinen Wildnis um das ragende Denkmal; oder es ging noch weiter hinaus, auf der Chaussee, quer über den riesigen, sonnigen Exerzierplatz bis nach Tempelhof, in den schattigen Garten von Kreideweiß. Manchmal, selten, hatte auch Wilhelm ein Gelüst nach etwas Familiensimpelei. Dann schlug er eine etwas höhere Nuance an. Er lud die Seinen — „Jungens, wascht Euch die Pfoten!" — zu Kaffee und Stippe bei Milenz an der Potsdamer Brücke ein, wo die eleganten Spießer auf schön getürmten Terrassen saßen, oder führte sie gar am Abend nach dem Albrechtshof oder nach Moritzhof am Tiergarten. Da konzertierte der alte Generalmusikdirektor Wieprecht. Am Schluß stieg der jedesmal auf einen Tisch und dirigierte ein grandioses Schlachtenfurioso mit großem Trommel- und Paukengetöse. Die Jungens und auch Martha fanden das über alle Beschreibung schön, Helene freilich hielt sich lachend die Ohren zu.

Einmal, im Juni, kam Bruder Fritz angereist und logierte bei Wilhelms. Der „rote Kreisrichter" war ein wenig bedrückt. Der Zwist mit dem Vater lag ihm auf dem guten Herzen, er fühlte sich auch mehr und mehr isoliert in Stellberg, und dann hatte er dienstlich Unannehmlichkeiten. Der neue Justizminister Graf Lippe zog schärfere Seiten gegen die fortschrittlich gesinnten Beamten auf. Es gab gleich am ersten Vormittag eine lange Beratung zwischen den Brüdern, ohne daß viel dabei herauskam. Denn Bruder Wilhelm sprach als ein Mann der Kompromisse emsig zum Guten. Fritz aber redete sich schnell wieder in seine „Überzeugungstreue" hinein, wollte lieber gemaßregelt sein, als nachgeben. Schließlich brach in beiden die Hackentinsche Art durch, sie lagen sich, nach scharfen Worten, versöhnt in den Armen und schwatzten davon, wie man sich am besten in Berlin amüsieren könnte.

„Ohne daß es viel kostet —" meinte der Stellberger, aber Wilhelm erklärte:

„Ach was! Man sieht sich so selten. Ich lade Dich zu Hiller ein. Die Weiber kommen auch mit. Und am Abend gehen wir zu Kroll. Martha, Lene — macht Euch schön, daß wir Ehre mit Euch einlegen.“

Er konnte zufrieden sein, und er schmunzelte auch, als der kleine Karl Hiller, der frühere Oberkellner von Ewest, der erst vor kurzem das eigene Geschäft unter den Linden eröffnet hatte, ihn zu dem reservierten Tisch geführt hatte: Martha und Helene sahen vorzüglich aus. Martha in ihrer schlichten Frauenhaftigkeit, die Schwester rassig, eigenartig — „Donnerwetter, Mädel, als ob Du alles Lackzeug frisch gestrichen hättest.“

Rosigster Stimmung war er. An jedem dritten Tisch im Saal hatte er Bekannte, grüßte, nickte, winkte, nannte für die Seinen die Namen: „Da der Prinz von Schwarzburg . . . Graf Dönhoff . . . drüben der große Theateragent Röder mit seiner schönen Tochter Mila . . . In der Ecke sitzt Strousberg . . . siehst Du ihn, den kleinen Juden . . . und da sitzt der Oberstleutnant Prinz Hohenlohe, Flügeladjutant des Königs . . . Du, Martha, da kannst Du auch die göttliche Anna Schramm sehen mit dem Rittmeister von Brescius . . . und am Nebentisch der schmächtige Zietenhusar, das ist Graf Haeseler . . .“

Helene war zuerst ein wenig befangen. Dann taute auch sie auf, plauderte darauflos, neckte Martha, die, wie sie behauptete, neuerdings eine kleine Passion für die Berliner Weiße hätte und die Berliner Schrippe und für frische Blut- und Leberwurst; die überhaupt auf dem besten Wege sei, richtig zu verberlinern. Dann saß sie wieder ein Weilchen stumm, dachte reuig: ‚Was bist Du doch für ein Weltkind!‘, trank hastig ein Spitzglas Champagner, lachte sich über die veränderte Stimmung fort: ‚Gott, man ist doch nur einmal jung!‘ — fühlte, wie diese Atmosphäre von Luxus und Wohlleben ihr wohltat, diese Spiegelwände, die weichen roten Teppiche, der glänzend weiße Damast, die Kristallschalen, das diskrete Plaudern und Lachen, der leise, leichte Duft von Parfüm, Speisen, Zigarrenrauch —

Plötzlich rief Wilhelm: „Merivaux . . . suchen Sie einen Platz? Kommen Sie hierher. Wir rücken ein wenig zusammen.“

Da erst sah Helene den Gardeschützen, der mitten im Saal stand, mit dem Oberkellner unterhandelte. Jetzt stutzte er, zögerte einen Moment, trat dann an den Tisch heran. „Sehr freundlich, Herr von 'ackentin. Wenn Sie erlauben —“

Er sprach noch immer mit leisem Akzent, kämpfte noch immer ein wenig mit dem H, mischte noch immer, dann und wann, einen französischen Brocken ein. Aber zugelernt hatte er entschieden „in die swere Sprak“ während der zwei Jahre. Wahrhaftig länger als zwei Jahr hatte Helene den Neuchateller nicht gesehen. Und indem sie sich das mit einem leisen Staunen konstatierte, glitt durch ihre Erinnerung doch auch jener Spaziergang im Rackower Park, die Begegnung mit Alfred Schwarz, ihr Gesang im Salon von Tante Marie —

Merivaux widmete sich fast ausschließlich Martha, sprach mit den Herren, erzählte, daß er im Winter 64 — „da wir ja leider nicht mobil wurden“ — auf einige Wochen in der Heimat gewesen wäre: „Schlechte Zeiten für meine Eltern, für unseren ganzen Adel.“ Die Demokraten obenauf, die Royalisten ganz, ganz unten. Im Vaterhause aber erhebe der alte Herr immer noch sein Glas, gefüllt mit blutrotem Cortaillard: ‚Vive le roi!‘ Und am 22. März hätte auch diesmal die schwarzweiße Hohenzollernfahne über Schloß Merivaux geflattert.

Helene hörte gerne zu, wie er so sprach. Ein romantischer Zug klang daraus, der Widerklang in ihr fand. Dies treue Ausharren auf verlorenem Posten, der trotzige Sinn der alten Royalisten im fernen Lande: das war wirklich einmal etwas Eigenes in der Alltäglichkeit des Lebens. Es lag fast greifbar deutlich vor ihr: das altersgraue Schloß mit dem dräuenden Turm und der Zollernflagge und tief unten der blaue Neuchateller-See, wie Merivaux ihn einst geschildert, von grünen Wiesenhalden umkränzt und blütenreichen Hängen, die schneebedeckten Alpenhäupter im Hintergrunde.

Einmal mußte sie unwillkürlich zu Merivaux hinübersehen. Und da begegneten sich ihre Augen. Sie wunderte sich: es war etwas Träumerisches in seinem Blick,

etwas Fremdes, und doch wieder etwas seltsam Vertrautes.

Endlich brach man auf. Merivaux ging mit hinaus zu Kroll.

Es dämmerte schon leicht, und der Krollsche Garten glänzte in seiner neuen feenhaften Beleuchtung durch Zehntausende von bunten Gaslämpchen, die alle Rabatten und Bosketts umsäumten, überall aus den grünen Büschen herausschimmerten, von hohen Kandelabern herunterstrahlten. „Etwas Ähnliches gibt es nur noch in Paris, in den Champs Elysées," behauptete Wilhelm. „Aber was die Pariser nicht haben, ist unser Engel." Dieser Engel stand vor seinem Orchester, ein kleines altes Männchen mit kohlschwarzer Perücke, dirigierte ‚mit die Hände und die Füß' und hatte dabei noch Zeit, jede vorüberwandelnde hübsche Frauengestalt mit verliebten Blicken zu verfolgen.

Man promenierte langsam zwischen den Beeten auf und ab, die so wunderlich von bunten Blechblumen, mit Gasflämmchen in den Kelchen, eingefaßt waren. Und da schob sich Merivaux neben Helene.

Er fragte nach ihrem Gesang, und sie gab ein wenig spitz zurück: „Ich hätte gar nicht geglaubt, daß Sie dafür Interesse haben . . ."

„Dann irren Sie, gnädiges Fräulein," meinte er.

Sie behielt noch immer ihren etwas ironischen Ton bei: „Also muß ich mich bedanken, daß Sie sich so gütig für mein bißchen Kunst interessieren?"

„O nein — warum bedanken?" Er blieb ganz ruhig. „Aber ich darf gewiß sagen, daß ich sehr, sehr oft daran dachte, wie schön Sie in Rackow sangen: ‚auf der Welle blinken — tausend schwebende Sterne . . .' Vielleicht glauben Sie es mir nicht: ich liebe die Musik überhaupt sehr."

Es klang ihr so naiv, so furchtbar naiv. Sie mußte lächeln, und das sah gewiß wieder ein wenig überlegen, ein wenig spöttisch aus.

„Da haben wir's! Sie lachen mich einfach aus."

„Aber, Herr von Merivaux . . ."

„Ich nehm' es ja gar nicht übel. Vielleicht scheint es auch eine seltene Sache, daß sich ein Offizier stark für Kunst, gerade für Musik interessiert. Aber es kommt doch vor. Par exemple: wir haben hier in Berlin einen Offizier-Musik-Verein, und ich spiel die zweite Violine."

Sie machten gerade kehrt, fügten sich von neuem in die Reihen der Promenierenden ein. Dabei konnte sie ihm unauffällig ins Gesicht sehen. Ein wenig im Glauben, er habe den Spieß umgedreht und scherze nun seinerseits. Aber er blickte ganz ernst. Es mußte doch wahr sein, was er sagte.

Und er sprach schon weiter: „Sie sind wieder Schülerin von Frau Harriers-Wippern?"

Da mußte sie doch erstaunt zurücksagen: „Woher wissen Sie das?"

„Mon Dieu . . . Berlin ist so klein. Ich verkehre bei Professor Taubert, und zu seinen näheren Freunden gehört auch Madame Harriers. Sie sprach bisweilen von Ihnen, gnädiges Fräulein, und klagte sehr, daß Sie gegangen sind auf und davon. Damals! Und weil sie wußte, daß ich die Ehre 'ab, Sie zu kennen, 'at sie mir neulich erzählt, sehr froh, von ihrem Wiederkommen."

„Aber davon ahnte ich ja gar nichts."

Er lachte. „Man kann doch nicht alles ahnen."

„Weshalb haben Sie mir in Rackow nie von Ihrer Liebe zur Musik gesprochen?" Fast vorwurfsvoll, ein wenig schmollend sagte sie das.

„Ja — weshalb nicht? Vielleicht ist mein Interesse erst später wach geworden." Merivaux ging einige Schritte schweigend weiter. „Vielleicht sprach ich auch aus Trotz nicht . . . ich weiß nicht recht."

„Das verstehe ich nicht."

„Vielleicht . . . vielleicht wollte der Dilettant die Konkurrenz mit dem . . . wie sagt man doch? — mit dem Mann von Beruf nicht aufnehmen."

Er hatte das letzte zögernd gesprochen, fast wie widerwillig. Und es schien ihm sofort leid zu tun. Denn er sah wohl, wie Helene Hackentin ablehnend den Nacken straffte, daß sie starr geradeaus blickte und ihren Schritt beschleunigte.

Helene ärgerte sich. Eigentlich traf's ja doch den Kern der Sache, was Merivaux eben gesagt hatte: Der Dilettant tritt immer hinter dem Berufskünstler zurück.

Nun war er wieder an ihrer Seite.

„Was studieren Sie jetzt mit Madame Harriers, wenn ich fragen darf?"

Noch immer konnte sie sich nicht recht überwinden. Ganz kurz gab sie zurück: „Die Partie der Elsa."

„Eine schöne . . . eine sehr schwere Aufgabe. Schwer wie fast alles von diesem Maestro Wagner. Man muß sich ganz in ihn einleben, wenn man ihn recht verstehen will. Mir will es nicht ganz glücken. Vielleicht muß man ganz ein Deutscher sein dazu."

„Warum das, Herr von Merivaux? Die Musik, die Kunst überhaupt ist doch wohl international?"

„O nein! Nein doch, gnädiges Fräulein. Das sagt man wohl so, das ist aber nicht wahr. Es gibt Differenzen. Man kann Mozart überall verstehen. Wagner nicht. Oder doch nicht gleich. Gerade weil er so ganz deutsch ist."

„Aber Wagner hat doch auch in Paris viel Bewunderer."

„Wenige, glaub' ich. Man wollt ihn in Mode bringen, aber es ist nicht geglückt, trotz der Fürstin Metternich. Sie sollten nur sehen, wie sich die Karikatur über ihn lustig macht. Gavarni und Cham und Noel. Wie man spottet . . ,"

„Das ist sehr häßlich."

„Sans doute. Aber der Pariser liebt das so. Und das hindert nicht, daß Wagner sich vielleicht doch Bahn machen wird, langsam, langsam —"

Da waren sie wieder am Ende der Promenade angelangt, und Wilhelm unterbrach das Gespräch. Er hatte einen freien Tisch unter einer der Hallen erspäht und behauptete einen unendlichen Durst zu haben.

Man kam sehr spät nach Hause. Weit nach Mitternacht. Aber Helene lag noch lange, ohne Schlaf finden zu können. Eigentlich klang immer nur das eine Wort, das Merivaux gesprochen, in ihr nach, das Wort von dem Dilettanten und dem Mann des Berufs — dem Künstler, hätte er sagen sollen. Ja, dem Künstler! Die Gestalt Alfreds stieg wieder auf. Ein Schatten, mehr nicht. Nur daß sie daran dachte: merkwürdig, daß er in all den Stunden, die wir zusammen waren, fast nie ernst über seine, über unsere Kunst gesprochen hat. Immer glitt er darüber hin, berührte höchstens das Persönliche, soweit es ihn und vielleicht noch mich anging . . .

Es war ja auch nichts Tiefgründiges, was sie mit Merivaux gesprochen hatte. Gewiß nicht. Aber es war ihr so überraschend gekommen, weil sie den Neuchateller so ganz anders eingeschätzt hatte, lediglich als den lustigen flotten Leutnant. ‚Wie man sich im Menschen irren kann', dachte sie. Merivaux war doch anders als die meisten. Wie eigen er ihr beim Abschied die Hand gedrückt hatte, so gar nicht konventionell. Sehr frei und frank, und dabei sehr ehrerbietig.

Am nächsten Morgen dachte sie nicht mehr an ihn —

Eine Woche später begannen für die Jungens die großen Ferien, und es ging nach Rohlbeck; nur Wilhelm blieb, mit einem lachenden und einem weinenden Auge, zurück.

Und wieder eine Woche später fuhr Helene, einer dringenden Einladung von Tante Marie folgend, auf einige Tage nach Rackow.

Als sie, in ziemlich früher Vormittagsstunde, durch das Parktor bog, sah sie dicht vor ihrem Wagen, fast schon an der Veranda, einen im ganzen Kreise wohlbekannten und gefürchteten Mann: Herrn Wilke aus Stellberg. Sie hatte zwar seine persönliche Bekanntschaft noch nicht gemacht, aber ihn doch schon, auch in Rohlbeck, gesehen, wenn er bei einem der Kleinbauern oder bei dem Krämer sich als unwillkommenster aller Gäste einfand. Und sie dachte verwundert: ‚Mann des Gesetzes, wie kommst Du hierher?'

Aber da stand schon Onkel Ernst, vergnügt lachend, neben seinem diskret grinsenden Höhne auf der Veranda und begrüßte sie beide fast gleichzeitig: „Tag, Lenecken! Herzlich willkommen. Nimm die Sachen vom gnädigen Fräulein, Höhne. Tante ist im Gartensalon, Kind . . . Ja, und da sind Sie ja mal wieder, lieber Wilke. Was gibt es denn Schönes?"

„Sechstausendvierhundert Taler, Herrn Baron zu dienen, und einhundertachtundsechzig Taler fünf Groschen Kosten."

„I sieh mal einer an. Ja, wissen Sie, Wilke, da gehen Sie nur morgen mit der Chose zu Ephraim Herz. Der wird's bezahlen."

„Unmöglich, Herr Baron. Wie der Lateiner sagt: Hinc Rhodus, hinc saltus.“

„Ihr Latein ist schwach, Wilke. So, nun setzen Sie sich erst mal. Höllisch heiß heut. Was? Und erst 'ne kleine Stärkung. Höhne, besorgen Sie ein Frühstück und eine Flasche Burgunder. Unser Herr Wilke ist ein Kenner. Bringen Sie aber auch einen guten Korn mit herauf. Na, so setzen Sie sich doch, Wilke.“

Der lange Mann stand noch immer, hatte das rote Schnupftuch herausgezogen, wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn und von der großen roten Nase. Er zögerte sichtlich. „Gnädiger Herr Baron,“ meinte er, „so geht das nicht. Erst der Dienst. Officium ante omnia. Ja, Herr Baron, das vom vorigen Male — das passiert mir nicht wieder. Da können der Herr Baron Gift drauf nehmen.“

„Aber wo werd' ich denn, Wilke. So, hier setzen Sie sich, alter Freund und Bogenschütze, und heben Sie erst einen Kleinen. Alles der Reihe nach —“

Helene hatte das wunderliche Gespräch, etwas neugierig, etwas ängstlich, aus dem halbdunklen, kühlen Korridor mit angehört. Dann war sie zu Tante Marie geflitzt, die in einem hellblauen Batistkleide, das über und über mit weißen Spitzen besäumt war, im Gartensalon auf der Chaiselongue lag und in dem neuen Roman von Fanny Lewald blätterte; hatte Grüße von den Eltern gebracht, war auf ihrem Stübchen, diesmal der „Bärenhöhle“, gewesen, hatte sich ein wenig eingerichtet. Als sie wieder herunter kam und auf die Veranda hinauslugte, saß da immer noch Onkel Ernst und ihm gegenüber saß Herr Wilke; zwischen ihnen standen die Reste eines stattlichen Frühstücks und einige dickbäuchige Flaschen. Onkel Ernsts Vollmond glänzte eitel Wonne, und Wilkes Nase glänzte in dem alten Unteroffiziergesicht wie Purpur.

„Ja, ja, mein lieber alter Wilke,“ klang Onkel Ernsts sanfte, einschmeichelnde Stimme. „Erst noch ein Schlückchen Burgunder. Das ist 1848er Romané, mein Bester, so was kriegen Sie nicht alle Tage. He?“

„Hab' ich mein Lebtag noch nicht getrunken, Herr Baron. Aber man soll des Guten nicht zuviel tun. Der Dienst, gnädigster Herr Baron —“ er knöpfte an seinem Rock und zerrte eine dicke Brieftasche heraus. „Sechstausendvierhundert —“

„Legen Sie's nur dahin, Wilke. Alles der Reihe nach. Erst noch ein Gläschen. Prosit! — Ach da bist Du ja, Lenecken. Komm, setz' Dich ein bissel zu uns. Wilke, Sie kennen doch das Rohlbecker gnädige Fräulein?“

„Wo werd' ich denn nich?“ Herr Wilke erhob sich etwas schwer und umständlich. „Ich war schon mal beim gnädigen Herrn in Rohlbeck, als das gnädige Fräulein noch in die Windeln lagen, mit Respektus zu melden.“

„Ja, Ihr segensreiches Wirken, mein lieber Wilke, geht durch Generationen. Wir wissen es. Immer die Pflicht voran. Der Mensch aber braucht Stärkung, um für Dienst und Pflicht die rechte Kraft zu finden. Prost, mein alter Wilke.“

„Danke, Herr Baron, danke untertänigst. Ein wunderbares Weinchen, das der Herr Baron im Kellerchen haben. Aber nu müssen wir doch wohl —“

„Nachher, lieber Wilke. Erst das Vergnügen und dann die Pflicht. Ja, alter Wilke, wie lange kennen wir uns eigentlich? Aber so trinken Sie doch. Das ist ja geradezu beleidigend, Sie so sitzen zu sehen, trocken —“

„Na, gnädigster Herr Baron, das wird woll sohner Jahre zwanzig her sein. Vor dem Einzug von der gnädigsten Frau. Damals liefen immer die Wechsel von Hartwich Stern aus Frankfurt!“

„Sieh mal einer an, was Sie für ein Gedächtnis haben. Den wackeren Geschäftsmann deckt nun auch schon die kühle Erde. Wir wollen auf sein Gedächtnis mal gleich ein stilles Glas trinken —“

Helene Hackentin saß an der Querseite des Tisches und wußte nicht recht, ob sie sich schämen oder ob sie lachen sollte. Doch wohl lieber lachen. Onkel Ernst lachte ja auch sein ganz leises, fast unhörbares Lachen, bei dem sich die beiden Mundwinkel so seltsam nach unten zogen. Dann und wann sah er unter seinem Einglas, das wie angemauert vor dem Auge lag, „um die Ecke“ und nickte Lene zu.

Und jetzt gab er Höhne ein geheimnisvolles Zeichen. Der stellte neue Gläser und eine Flasche Champagner auf den Tisch. Worauf Herr Wilke die Hände

spreizte: „Apage Satanum! Nee, Herr Baron, das geht wirklich nicht. Über allem der Dienst. Sechstausendvierhundert —“

„Legen Sie's nur dahin, Wilke. Alles der Reihe nach. Erst werden wir mal dieser Pulle näher treten. Lenecken, Du trinkst auch ein Schlückchen mit.“ Der Korken fuhr gegen das Verandadach. „Veuve Cliquot, braver Wilke. Die edelste aller Witwen soll leben! Na, Witwe? Da haben Sie's anders gemacht — was? Seit wann sind Sie denn Witwer?“

„Seit acht Jahren, Herr Baron zu dienen.“

„Also das nächste stille Glas der teuren Verewigten. Schlimm, was? — So als einsamer Witmann.“

„Es geht, Herr Baron, es geht. Man muß sich trösten.“

„Da haben Sie ganz recht, guter Wilke. Und ein stattlicher Mann wie Sie findet schon Trost. Darauf müssen Sie mal trinken.“

Es wurde allmählich Helene zu bunt. Sie schlich sich fort, ging hinunter zu den Beeten am See, wo Tante Marie vom Mai bis in den Herbst hinein Erdbeeren zur Reife zu bringen wußte. Es gab da heut etwas Besonderes zu sehen. Quer über die Senke hinweg steckten Arbeiter mit langen Stangen eine schnurgerade Linie ab; drüben am Hang stand eine kleine Gruppe Männer um ein dreibeiniges Gestell, das ein Etwas, fast wie ein Fernrohr, trug. „Unse Isenbahn!“ erklärte der alte Gärtner mit Stolz.

Unsere Eisenbahn: Wilhelms Eisenbahn! In einem Jahr mochte sich hier ein hoher Damm über das Tal spannen, und die Lokomotive schnob pustend und fauchend darüber hin, hinter ihr drein polterte und ratterte der Zug, und eine endlose graue Rauchwolke zog sich bis drüben zum Waldsaum hin.

„Da wer'n se noch ihre liebe Not mit han,“ meinte Marhenke, der Gärtner. „Des is allens Sumpf, man bloß 'n bißken Sand druf. Wenn sie hier Boden ruff karrn, schlingt der Sumpf allens runter. Das geiht so nich, wie se sich dat denken. Dat weeß ich beter.“

Helene lächelte. Sie wußte es erst recht besser: der Ingenieur fand schon Abhilfe. Und wenn der Sumpf wirklich den einen Damm fraß, dann türmte man den zweiten auf ihn; und wenn der unersättliche Grund auch den verschlang, legten sie einen dritten von Hang zu Hang oder warfen eine Eisenbrücke über die Senke. Die Eisenbahn war der Fortschritt, und der Fortschritt ließ sich nicht aufhalten.

Langsam schlenderte sie zwischen den schmalen Beeten des Gemüsegartens hin. Ihr kam Bruder Fritz, der rote Kreisrichter, in den Sinn. Da hatte sie ja eben dessen Schlagwort nachgebetet: Der Fortschritt läßt sich nicht aufhalten. Du lieber Gott, war das nicht am Ende auch nur ein Wort? Solch ein Wort, das nur den Weg in ödes Land wies, wenn man es verallgemeinerte. Ein an sich gutes Wort, das zur Phrase geworden war in einem unfruchtbaren Kampf.

Der Bruder tat ihr leid, und Vater erst recht. Zwischen beiden hatte das eine Wort Zwietracht gesät. Da half kein Brückenschlagen. Der große Sumpf, Politik geheißen, verschlang jeden Versuch der Verständigung.

Die Sonne stand hoch am Himmel. Es mußte fast Mittag sein. Nun hatte wohl auch endlich der lange Wilke das Feld geräumt.

Aber als Helene wieder vor der Veranda stand, saß der gestrenge Beamte, der Schrecken dreier Städtchen und von zehn Dörfern, immer noch auf seinem Stuhl. Saß freilich ganz in sich zusammengesunken, mit vornübergeneigtem roten Kopf, aber immer noch die Hand am Glase.

„Prosit, Wilkechen!“ sagte Onkel gerade. „Nun noch ein Schlückchen auf die Konstitution. Ich meine natürlich auf Ihre vortreffliche Konstitution!“

„Jawoll . . . Herr Baron . . . die Konstitution . . .“ Es war nur noch ein Lallen. „Sechstausendvierhundert . . .“

„Legen Sie's nur dahin, Wilke,“ meinte Onkel Ernst. „So, Lenecken, nun könntest Du eigentlich mal zum Großknecht laufen, der Ochsenwagen soll kommen.“ Dabei sah er prüfend unter dem Einglas um die Ecke, diesmal auf Herrn Exekutor Wilke und lächelte zufrieden. Der hatte jetzt die Augen geschlossen und schnarchte wie das Vollgatter der Schneidemühle, wenn die Sägen solch recht dicken Knorren im Stamm anfassen.

Graf Louis Széchényi. Gemälde von P. A. László.

Dann kam der Leiterwagen mit zwei Ochsen bespannt. Der Amtmann Schmidhals schritt höchstselbst daneben her und half den Schlafenden aufladen. Wie ein Toter lag er da. Onkel Ernst legte ihm die Mütze und das dicke Taschenbuch auf den Bauch und faltete ihm die Hände darüber, schob ihm auch noch den Kopf recht bequem auf dem Strohbündel zurecht.

„So —“ meinte er dann. „Christian, Du fährst hübsch langsam nach Stellberg und ladst den Herrn vor seinem Hause ab. Und sagst dem ältesten Jungen, der Vater sollte morgen zu Ephraim Herz gehen, der brächte alles in Ordnung. Pascholl, Christian!“

Und da war plötzlich auch Tante Marie, besah sich von der Veranda aus durch das Lorgnon das Schauspiel und lachte über das ganze kleine Gamingesicht. „Eigentlich scheußlich!“ sagte sie dabei, „... un ivrogne! Fi donc!“ Und lachte wieder.

Die Ochsen zogen an. Schwer rüttelte der Leiterwagen. Das Vollgatter rasselte dazwischen.

Onkel Ernst kam langsam die Treppe hinauf, legte zärtlich seinen dicken Arm um die dünne Taille seiner Frau, die neben ihm wie ein winziges, zierliches Püppchen aussah und meinte: „Können wir nicht bald essen, Mariechen? Das hat mir Hunger gemacht. Und einen Durst habe ich — einen Durst! Komm Lenecken, wir wollen uns ein Erdbeerbowlchen brauen ...“

Am liebsten wäre Helene Hackentin schon am nächsten Tage nach Rohlbeck zurückgefahren. Sie konnte einen leisen Ekel nicht überwinden.

Ganz wunderliche Gedanken kamen ihr, ganz revolutionäre Gedanken. Da waren die Rackower: jetzt wußte sie, schwer verschuldet waren sie, hatten ihren Reichtum vergeudet. Da saßen die Eltern in Rohlbeck: die hatten immer sparsam gelebt und doch so schlecht gewirtschaftet, daß sie nun arm waren wie die Kirchenmäuse, wenn man's klipp und klar heraussagen wollte. Nicht viel anders stand es wohl, mit Ausnahme vielleicht von Onkel Grucker, der auf seinem schönen Majorat saß, mit den andern Verwandten und Nachbarn im Kreise.

Hatte da Bruder Wilhelm nicht recht, wenn er hinausgegangen war von der Klitsche in die Großstadt, um sich neue Erwerbsmöglichkeiten zu erschließen?! Aber freilich: er hatte das Hackentinsche Blut mit hinübergenommen. Auch er verstand das Zusammenhalten nicht. Das Geld zerrann ihm unter den Händen. Gerade jetzt wieder. Eigentlich trieb er's mit seinem Gewinn aus der Bahnkonzession auch nicht viel anders, wie es die Eltern getrieben hatten, als ihnen die letzte große Erbschaft ins Haus gebracht worden war und sie die Geldtönnchen unters Bett gestellt und aus ihnen geschöpft hatten, bis das letzte Goldstück fort war.

Das Hackentinsche Blut! Vielleicht, gewiß war's nicht nur das Hackentinsche. Ganz ähnlich, ganz gleich mochte das Blut in den Adern der andern Verwandten und Nachbarn rollen. Wer wirtschaftete denn hier im Kreise wirklich erfolgreich? Die einen verschwendeten, die andern darbten fast und kamen doch auf keinen grünen Zweig, zehrten auch nur vom Ererbten und mehrten es nicht.

Lag bei einer neuen Generation wohl die Zukunft?

Helene mußte an die Jungens denken, an Wilhelms Söhne, Hans und Thedi. Und dabei wieder an Martha. Vielleicht schlug in ihnen Marthas Blut durch. Vielleicht erbten sie von ihr die Gabe des Festhaltens, den gesunden, aufs Praktische gerichteten Sinn —

Eigentlich waren ihr die Jungens fremd geblieben. Wie einem wohl oft das Nächste am fremdesten bleibt. Als unartige Bengels, die oft lästig wurden, hatte sie sie meist empfunden. Nun grübelte sie ihnen nach. Der Älteste hatte doch viel von der Mutter, einen nachdenklichen Sinn; ein Bücherwurm war er. Thedi war äußerlich ganz Hackentinsch, war auch Vaters Liebling. Glänzend begabt, hieß es; es flog ihm alles zu, was der Hans mühsam erobern mußte. Aber er hielt nichts recht fest. Um ihn konnte man Sorge haben.

Eine ordentliche Sehnsucht nach den Jungens überkam Helene, fast als wäre sie seit Wochen von ihnen getrennt. Auch das zog sie wieder nach Rohlbeck zurück.

Aber aus Rackow kam man nicht so leicht fort. Onkel Ernst und Tante Marie waren von einer Liebenswürdigkeit, der man gar nicht widerstehen konnte. Mochten sie sonst

sein, wie sie wollten: sie übten einen Zauber aus in ihrer grenzenlosen Gastlichkeit.

Jetzt war auch das Haus wieder voll. Die kleine molligrunde Grete Waldegg wohnte im „Alpenröschen"; Vetter Mollard, der gerad von Florenz zurückgekommen war, wo er zwei Jahre lang Attaché gespielt hatte, war in der „Bleikammer" einquartiert, und Merivaux, der sich plötzlich angesagt hatte, war gestern abend in den „Pfau" eingezogen. In der „Nachtigall" aber hauste Bernhard Rose, ein mittelloser Student, der nun schon zum zweiten Male ein paar Sommermonate in Rackow zubringen durfte, um sich ein wenig herauszufüttern. Helene kannte ihn bereits. Im vorigen Sommer war er mit hohlen, blassen Wangen gekommen und mit roten Bäckchen erholt abgereist. Das war etwas, was immer wieder mit Tante Marie versöhnte: ihre Gutherzigkeit war so grenzenlos wie ihre Gastlichkeit — beide freilich gaben sich nach Laune und fragten nicht viel nach wie und warum.

Das junge Volk war sehr fidel, und Onkel Ernst und Tante Marie taten mit. Immer stand etwas Neues auf dem Tagesprogramm. Einmal fuhr die ganze Gesellschaft nach dem Walde hinaus, in die Haselberge, auf zwei mächtigen Leiterwagen, um draußen herumzutollen; im Dorfwirtshaus wurde ein Preiskegeln veranstaltet, oder es ging nach Rugow, den alten Grafen Delkowitz, Edlen von Kastricz, in seiner grauen Johanniterburg zu überfallen.

An den Abenden wurde oft musiziert.

Der kleine blasse Student war ein tüchtiger Klavierspieler. Aribert Mollard klimperte schlecht und recht die Gitarre, und die runde, mollige Grete Waldegg sang dazu mit offenbarem Wohlgefallen, mehr schlecht als recht, irgendwelche Liedchen. Merivaux hatte sein Instrument mitgebracht.

Helene war begierig ihn zu hören. Gerad so begierig, wie sie überrascht gewesen war, als er ihr davon erzählte, daß er Violine spiele.

Nun: er war kein Meister. Sie hörte es sofort heraus. Aber er war auch kein Stümper, und sein Spiel hatte eine angenehme persönliche Note. Es war so frisch, so natürlich und so anspruchslos, wie sein ganzes Wesen. Sie konnte nicht anders: sie mußte ihm ein paar freundliche Worte sagen.

Er legte gerade sein Instrument in den Kasten zurück, sah auf, lächelte, fast ein wenig trübe: „Der gute Wille ist das beste an meinem Spiel, glaub' ich . . ." und setzte dann rasch hinzu: „Aber ich bin sehr glücklich, wenn es Ihnen nicht mißfiel!"

Da wurde Helene gerufen. Fast immer mußte sie ja zum Schluß singen. Onkel Ernst steckte jedesmal eine komisch-feierliche Miene auf, wenn er sie dazu aufforderte: er zwang seinen ungeheuerlichen Körper zu einigen tänzelnden Schritten, machte ihr eine großartige Verbeugung, sprach in seinem weichsten Tonfall von der Gnade, die die erhabene Künstlerin seiner niederen Hütte antue — und stellte ein fürstliches Honorar in Aussicht.

Als sie zum erstenmal im roten Damastsalon an den Flügel getreten war, kam ein leises Beben über sie. Die Erinnerung wurde wach. Aber eine kleine Willensanspannung genügte, und sie war darüber hinweg. Und war froh, daß es nicht schwerer gewesen.

Heut sang sie den Schubertschen Erlkönig.

Während sie sang, freute sie sich des tüchtigen Begleiters, des kleinen Studenten. Aber auch das und alles andere, das Äußerliche, versank wie immer vor ihrer Seele.

Bald, sofort war sie ganz in der Märchenstimmung. Sie fühlte mit dem Vater, der mit seinem Kinde durch Nacht und Wind reitet; sie empfand die angstvollen Fragen des Kleinen mit. Sie kämpfte mit dem Reiter gegen das Phantom, sie erlebte mit ihm die wilde, rasende Flucht und daß die umsonst blieb gegen die Naturgewalt. Und ihr selbst war's wunderbar, wie sie nun gelernt hatte, all das im Gesang auszudrücken. Frage und Antwort von Kind und Vater, die Lockungen des Erlkönigs, den ganzen Stimmungsgehalt des Liedes.

Sie dachte, während sie sang, an nichts als an ihre Kunst. Am wenigsten dachte sie an Merivaux.

Aber als sie geendet hatte und sich umsah, sah sie zuerst ihn. Der Zufall wollte, daß er genau an der Stelle stand, wo an jenem Abend Schwarz gestanden: hinter all den fröhlichen Beifallsspendern,

allein, an der Tür. Er klatschte auch nicht wie die anderen. Still stand er mit leicht gesenktem Kopf. Er kam auch nachher nicht zu ihr, um ihr irgendeine Liebenswürdigkeit zu sagen, ein Wort der Anerkennung.

Ein wenig verdroß es sie doch. Sie wußte ja, daß sie gut gesungen hatte. Gar so schweigsam, gar so zurückhaltend brauchte er auch nicht zu sein.

Recht zur Besinnung darüber kam sie nicht. Denn Onkel Ernst schlug noch einen Mondscheinspaziergang vor. „Und am Brockenhäuschen soll unsre Primadonna assoluta ihr fürstliches Douceur erhalten.“

Es war herrlich im Park. Der Mond stand hoch am Horizont, die Taxushecken, die Baumgruppen warfen lange Schatten auf die bekiesten Wege. Auf den heißen Julitag war die abendliche Abkühlung gefolgt. Ganz im Westen, auf Rohlbeck zu, wetterleuchtete es.

Das junge Volk tollte um das Ehepaar herum, das Arm in Arm, im langsamsten Tempo, den leichten Hang zum Brockenhäuschen hinaufstieg. Es war ein ewiges leises Kichern, Plaudern, Raunen, Flüstern.

Oben, unter dem Brockenhäuschen, stand Höhne, ein Tablett in der Hand, auf dem ein geheimnisvolles Etwas unter der Serviette lag. Auf dem Tisch neben ihm stand eine Bowle in Eis. Ein paar Windlichter leuchteten. Und Onkel Ernst hielt eine kleine Rede, an deren Schluß er das geheimnisvolle Etwas gleich einem Denkmal enthüllte: „Unserer Primadonna, unserer Rohlbecker Helene!“

Es war eine Torte. Eine große Torte mit Marzipanguß, der einen Kranz von lauter Goldfüchsen darstellte: „Das Süße der Süßesten,“ verkündete Onkel Ernst und füllte die Gläser. „Aber nun gleich anschneiden, Höhne! Die ersten beiden Stücke müssen zwei um die Wette essen: Grete und Aribert! Kein Widerspruch. Hier, Grete, hier stellst Du Dich hin . . . da, Mollard, Du ... und nun soll Lene zählen: eins, zwei, drei!“

Da standen sie nun wirklich, wie zwei gehorsame Kinder, hatten ihr Tellerchen in der Hand, und Helene zählte: „Eins — zwei — drei —“

Aber sie hatten kaum zum ersten Male hineingebissen, so gab es ein ungeheures Spucken, Prusten und Husten. Die mollige Grete ließ den Teller zur Erde fallen, Mollard schluckte verzweifelt und rollte die Augen wie ein Ertrinkender. Onkel Ernst und Tante Marie wollten sich totlachen —

Die Torte, dies Meisterwerk von Monsieur Bombourdon, war aus Sägespänen gebacken. Aus richtigen, holzigen, kieneren Sägespänen, die sich wie Harz an die Zähne der unglücklichen Opferlämmer festsetzten, die wie Leimbrocken an Lippen und Zunge klebten. Bis Höhne jedem als Erlösungstrank einen Becher Bowle brachte.

Es war wieder einer jener Momente, in denen Helene nicht recht mitkonnte. Sie sah und hörte, wie alle lachten und kicherten, bald Grete und Aribert Mollard am meisten. Aber sie stand ein wenig abseits, ein wenig verlegen. Und plötzlich bemerkte sie, daß auch Merivaux sich abgesondert hatte. Der Neuchateller schien gleich ihr für diesen märkischen Junkerscherz kein rechtes Verständnis zu haben.

Die Bowle war schnell geleert, und wieder unter Plaudern und Lachen ging es durch die Mondscheinnacht dem Schlosse zu. Höhne hatte die Gitarre holen müssen, Mollard sang sinnig-minnig: „Guter Mond — Du goldne Zwiebel —“ und die mollige Grete machte schwärmerische Augen.

Es war wohl nur Zufall, daß Helene Hackentin und Merivaux ein wenig zurückblieben.

Aber wie Helene das fröhliche Kichern und Raunen da vorn hörte, überkam auch sie etwas wie Übermut. Eine jugendliche, unbezwingbare Lust, den Neuchateller ein wenig aus seiner Verschlossenheit herauszuwerfen.

„Sie sind heut wirklich gar nicht nett, Herr von Merivaux,“ sagte sie schmollend.

Er zuckte zusammen, wie aus einem Traume aufgestört. „Wodurch ’ab ich mir die Ungnad’ zugezogen?“ fragte er.

„Der einzige waren Sie, der mir kein Wort über meinen Gesang gesagt hat...“

Da sah er sie voll an: „Legten Sie Wert darauf, gnädiges Fräulein?“

Eine leichte Verlegenheit mußte sie doch überwinden: „Ich würde es sonst nicht bemerkt haben...“ Helene wollte die Worte ein wenig kokett herausbringen, aber es gelang ihr nicht mehr recht. Sie klangen ziemlich ernst. Und sie fügte schnell hinzu:

„Schon deshalb muß ich Wert auf Ihr Urteil legen, weil Sie der einzige hier sind, der wirkliches Verständnis für Musik hat.“

„Sie vergessen mindestens unseren kleinen Studenten.“

„Nein, nein! Herr Rose hat, wie wohl alles, auch sein Klavierspiel nur durch eisernen Fleiß errungen. Musik aber muß man fühlen.“

„Und wenn ich nun gerad deshalb nicht in den lauten Beifall einstimmen konnte?“

Helene erschrak. Sie blieb stehen. „Hab' ich denn schlecht gesungen?“

Nun blieb auch er stehen. „Nicht doch! Au contraire. Wie Sie das nur annehmen können! Gerad weil Sie so schön sangen, gerad deshalb konnt ich nicht applaudieren, wie die anderen. Ich konnte nicht.“

Er hatte sehr schnell gesprochen: wie dann immer, wieder mit seinem leichten Akzent. Helene freute sich aufrichtig. Hundertmal mehr als über den ganzen Beifall im Damastsalon. Freute sich, und zugleich wurde der Übermut wieder in ihr lebendig. Wieder meinte sie schmollend, ein wenig kokett: „Aber ein freundliches Wort hätten Sie doch für mich haben können.“

Wie sie das gesagt hatte, fühlte sie plötzlich, daß sie beide allein waren. Die anderen waren weiter gegangen, schon hinter den Taxushecken verschwunden. Ganz leise nur klang noch das Kichern zurück, dann und wann ein schwacher Ton der Gitarre. Ganz allein standen sie im Mondenschein, der so hell leuchtete, daß sie jede Bewegung seines Gesichtes erkennen konnte. Und sie sah, daß es in diesem schönen, offenen Gesicht arbeitete.

„Wir müssen gehen —“

Er schüttelte den Kopf. „Bitte nein!“ sagte er heiß. „Ich muß Ihnen erklären, Fräulein Helene, warum ich nicht sprechen konnte vorhin. Erklären, was auf mir gelegen hat seit Jahr und Tag. Warum ich Ihnen ausgewichen bin. Ja, ausgewichen! Bis dann der Zufall mich wieder mit Ihnen zusammenführte. Neulich! Une chance heureuse — wer weiß es? — vielleicht das Unglück meines Lebens.“

„Herr von Merivaux . . . bitte . . .“

Da stand er vor ihr, die Hände auf der Brust, mit zuckendem Gesicht, sah sie mit seinen großen ehrlichen Augen an, fragend, forschend, flehend: „Ein paar arme Minuten nur schenken Sie mir . . .“

Und sie konnte nicht nein sagen, er zwang sie. Sein Wille zwang sie.

„Wie ich da stand im Salon, und Sie sangen so wunderschön, da mußt' ich denken an einen anderen Abend. Sie 'aben damals gesungen nicht halb so vollendet, aber ich hab' schon gespürt die Seele in Ihrem Gesang. Weil ich Sie liebte. Damals schon — — — Aber da war der andere, und ich fühlte, daß Ihre Gedanken nur bei ihm waren. All Ihre Gedanken. Und ich muß Sie fragen ... um die Gnade Gottes: Sie liebten ihn?“

Daß sie hätte fliehen können! Weit weg — weit weg! Aber da stand er vor ihr, mit seinem zuckenden Gesicht und den großen ehrlichen Augen, in denen es feucht schimmerte, hatte die Hände erhoben —

Sie neigte nur leise den Kopf.

Er blickte starr auf sie hin. Fragend, forschend, flehend. Mit zusammengepreßten Lippen. Auf eines Atemzugs Länge.

„Und nun? Nun ist das vorbei?“ stieß er hervor.

„Ja — ganz vorbei —“ Es war nur ein Hauch. Aber es zwang sie, es zwang sie: sie mußte aufsehen, mußte ihn ansehen.

Und wie sie ihn ansah, im hellen Mondlicht in sein Gesicht sah, da wußte sie mit einem Male: es sind Harros Augen, die Dir da entgegenleuchten, Harros ehrliche, offene Augen, die Dir sagen: ‚Ich liebe Dich!‘

Es war ein jähes Erstaunen in ihr, daß sie die Ähnlichkeit nie vorher gemerkt hatte, ein jähes Erschrecken: wie Merivaux wäre Harro geworden, wenn der Schnitter Tod ihn nicht hinweggerafft hätte — wie Harro mußte Merivaux gewesen sein, als er ein Kind, ein Jüngling war.

Gleich einem Traumbild war's, das plötzlich vor ihrer Seele emporstieg, das in ihrem Herzen noch einmal eine Saite aufklingen ließ, die sie für immer zersprungen wähnte.

Die Saite klang und hallte leise, rief wehmütig weiches Empfinden wach. Schmerzliches Erinnern, sanfte Zärtlichkeit. Ein Neues strömte auf sie ein, fremd und doch wohlvertraut. Das Glück vielleicht — vielleicht —

Und da hatte er sie schon in seine Arme

geschlossen, fest und innig ans Herz genommen.

Sie hatte die Augen geschlossen, wehrte ihm nicht, lag an seiner Brust.

Seine Lippen fühlte sie, seine Wange an ihrer Wange, sein Atem über ihrem Gesicht. Ihr Blut pulste und rauschte. Immer enger umschloß sie sein Arm, seine Hand glitt sanft über ihren Nacken, über ihr Haar. Ihr Herz pochte. Pochte lauter und lauter. „Küsse mich!“ bat er. „Küsse mich!“

Und sie küßte ihn —

Plötzlich schraken sie auseinander.

Laute Stimmen kamen, hastige Schritte, wie im Lauf.

Höhne mit einer Blendlaterne und einem Blatt Papier in der Hand. Unmittelbar hinter ihm Onkel Ernst, keuchend: „Helene! Helene!“

Hand in Hand standen sie. Hand in Hand gingen sie ein paar Schritte ihm entgegen.

Merivaux wollte sprechen, erklären.

Aber Onkel warf nur einen flüchtigen Blick auf sie. Nun er dicht heran war, sahen sie sein erschrockenes Gesicht.

Er keuchte noch immer. Mühsam nur brachte er heraus: „Erschrick nicht, Helene... wo hast Du denn den Brief, Höhne . . . der alte Rittmeister — Dein guter Vater — ist plötzlich schwer — sehr schwer erkrankt —“

Nach Onkel Ernsts Hand griff Helene, griff dann nach dem Brief. Höhne hob die Blendlaterne hoch, leuchtete —

Der kleine Bogen flatterte auf den Kies.

Einmal, ein einziges Mal schluchzte Helene auf und sank in Merivaux' Arme.

10. Kapitel.

Als Helene nach Rohlbeck kam, war der Vater seit zwei Stunden verschieden. Ohne schweren Todeskampf war der alte Rittmeister hinübergegangen zu den ewigen Heerscharen. Martha führte die Schwägerin zu ihm. Er lag wie ein Schlafender auf seinem schmalen Bett. Auf dem Nachttisch standen zwei Lichter. Das Fenster des Sterbezimmers war geöffnet, nach altem märkischen Brauch. Die Kerzenflammen flackerten leicht in der Zugluft, und der wechselnde Reflex gab dem stillen Greisengesicht dann und wann den Schein des Lebens.

Helene warf sich am Bett auf die Knie, griff nach Vaters Hand, schrie auf, drückte den Kopf neben Vaters Haupt in das Kissen. Sie wollte nicht glauben, daß Vater tot wäre. Sie konnte überhaupt keinen Gedanken fassen. Zum erstenmal in ihrem Leben stand das große ewige Rätsel des Vergehens vor ihr, und ihr war's, als müßten ihr Schmerz und ihr Flehen den Vater erwecken können, als müßte Gott sich erbarmen und ein Wunder tun.

Nicht fassen und nicht begreifen konnte sie, als Martha sie dann mit sanfter Gewalt emporhob, als der alte Heckstein kam und ihr milden Trost zuzusprechen suchte.

Nicht fassen und nicht begreifen konnte ihre leidenschaftliche Seele, daß es einen Trost geben sollte für solchen Schmerz. Nicht fassen und nicht begreifen auch, wie ruhig und still die anderen waren, Mutter sogar. Die saß zwar am Fußende des Bettes, weinte dann und wann leise vor sich hin, aber sie fand doch Worte. Worte! Fragte, ob Wilhelm und Fritz benachrichtigt wären, ob das Läuten schon bestellt sei. Und Martha schaltete und waltete, dachte an alles, wollte Helene gar nachher drüben an den Kaffeetisch zwingen. Gott im Himmel! Hatten sie alle denn Vater so wenig lieb gehabt!

Die Jungens standen scheu, verstört, mit roten Augen. Sie riß sie an sich — die mußten doch mit ihr fühlen! Ja, die Tränen saßen ihnen locker. Aber nachher schlichen sie auf den Zehenspitzen zu ihren Kaffeetassen. Und drüben lag Vater, Großvater, der sie so sehr geliebt hatte!

„Martha! Martha, wie ist es nur möglich! Wie ist's denn nur gekommen?“

„Du mußt ruhiger sein, Lene. Ehre Gottes Willen! Er hat unserem Vater doch ein so langes Leben und einen so sanften Tod geschenkt!“

„Vater war so rüstig! Vater hätte noch zehn, zwanzig Jahre leben können! Martha, wie ist es gekommen?“

Da sagte es Martha.

Vater war ganz munter gewesen, hatte noch mit beiden Jungens selber die Posttasche geholt. Dann hatten sie um den runden Tisch gesessen, Vater bei der Zeitung —

Martha stockte ein wenig. Aber es war nur wie ein zögerndes Atemholen. „Vater hat sich vielleicht über etwas in der Zeitung

geärgert, hat auch geschimpft. Aber dann ist er aufgestanden und ist auf- und abgegangen — Du weißt ja, wie alle Tage. Mutter hatte die Familiennachrichten vor. Ich häkelte. Siehst Du, und da kommt Vater mit einem Male zu Mamachen, beugt sich ein wenig über sie und sagt: ‚Ich weiß nicht, Elisabeth, ich weiß nicht, mir ist so komisch, das heißt —‘ und da fällt er auch schon vornüber. Gerad daß ich ihn noch auffangen konnte. Wir haben ihn gleich zu Bett gebracht. Vater hat noch ein paar undeutliche Worte gesprochen. Da schrieb ich schnell an Dich und hab' an Wilhelm depeschiert und einen reitenden Boten nach Stellberg geschickt zu Fritz und zum Doktor —“

„Ja — ja — Du hast an alles gedacht!“

„Das mußte ich doch, Helene. Und dann ist Papa sanft hinübergeschlafen. Ich war zuletzt allein bei ihm und hab' ihm die Lider zugedrückt.

Helene hatte keine Träne mehr. Heiß brannten ihre Augen, aber der Tränenquell war versiegt. Sie starrte vor sich hin. Ja — sie waren alle so ruhig, waren alle so überlegt, so gefaßt. Als ob nur gerad ein Licht ausgelöscht wäre. Als ob nicht eine Lücke gerissen wäre in ihrer aller Leben, die sich nie, nie wieder füllen konnte. Nie — nie — nie —

In den nächsten Tagen, bis zur Beerdigung, ging sie umher wie eine Träumende. Und nur wie durch einen Schleier sah sie alles, was um sie her geschah.

Die Brüder kamen, standen mit gefalteten Händen an Vaters Bahre, sprachen leise und gedämpft, saßen beieinander, beredeten allerlei mit Martha und Heckstein und Flehr. Martha brachte ein Trauerkleid: „Helene, Du mußt verständig sein. Man darf sich auch dem tiefsten Schmerz nicht so leidenschaftlich hingeben —“

Onkel Ernst kam und mit ihm Merivaux. Er drückte ihr die Hände, sprach sanft und lieb, wollte sie küssen. Sie schrak zusammen und entwand sich ihm. Blickte ihn an, unsicher, fast wie einen Fremden, neigte dann den Kopf, ließ es sich gefallen, daß er ihre Hände hielt —

Sie sah einen Wagen vorfahren, sah wie der schwarze, florbespannte Sarg heruntergehoben wurde und lief hinauf in ihr Zimmerchen, lief in dem hin und her, von einer Wand zur anderen, wohl eine Stunde lang.

So fand sie Wilhelm. Er fragte, ob sie denn Vater nicht noch einmal sehen wollte, ehe der Sarg geschlossen würde.

‚... ehe der Sarg geschlossen wird ...,‘ klang es in ihr nach. Schrill und schneidend. Aber sie nickte, und da nahm sie der Bruder unter den Arm, stützte sie, sagte auch wie Martha: „Helene, Du mußt verständig sein. Wir trauern doch alle um unsern guten Papa. Aber das Leben fordert seine Rechte.“

Sie nickte wieder, aber verstanden hatte sie kaum, was Wilhelm sagte.

Dann, als sie draußen an der Treppe standen, begann er noch einmal, leise: „Sei gut zu Fritz. Der trägt's am schwersten.“

Verständnislos sah sie ihn an, bewegte die Lippen. Er mochte es für eine Frage nehmen.

„Nun — er muß doch denken, daß Vater sich so aufgeregt hat, weil er sich bei der Ersatzwahl für den Kreis als fortschrittlicher Kandidat hat aufstellen lassen. Das hat Vater zuletzt in der Zeitung gelesen. Sei gut zu dem armen Fritz —“

Sie hauchte ein „Ja“, aber recht verstanden hatte sie auch das nicht.

Und dann stand sie am offenen Sarge. Wie versteint zuerst. Sah auf das stille Greisengesicht, das ganz klein geworden schien, sah auf die weißen Locken, sah auf die weißen Hände, zwischen die Martha ein Kreuzchen und einen kleinen Strauß blauer Vergißmeinnicht gelegt hatte.

Sah dann langsam im Kreise herum, auf die Ihren, die um den Sarg standen. Und sie sah zum erstenmal in all den Gesichtern den heiligen Ernst und den tiefen Schmerz, erkannte zum erstenmal, daß sie alle von derselben Trauer erfüllt waren wie sie.

Ganz sacht ging sie zur Mutter hinüber, legte den Arm um ihre Schulter, küßte ihre Stirn. Trat an den Sarg — und da endlich kamen die Tränen. Sie lösten sich sanft, und sie konnte leise ein stilles Gebet sprechen.

Auch Heckstein stand am Sarge seines alten Freundes.

Als sie hinausgingen, lag Diana vor der Tür und winselte. Der Pfarrer beugte sich und klopfte dem Tier leise auf den Kopf, fast zärtlich: „Da reden die klugen dummen Menschen von der unverständigen

Kreatur," meinte er wehmütig und streichelte den Hund. „Kusch, Diana. Er hat Dich auch lieb gehabt."

Dann schob er seine Hand unter Helenens Arm: „Komm, Kind, wir wollen einmal durch den Garten gehn."

Schweigend gingen sie bis zu den großen Kastanien, unter deren Schatten er mit dem alten Rittmeister so oft gewandelt war. Da bog er ein, drückte Helenens Arm: „Kind, sie haben mir erzählt, daß Du wie von Sinnen bist. Das ist nicht recht von Dir. Sieh mal, ich will Dir nicht mit billigen Trostworten kommen und auch nicht mit Vorwürfen. Aber ich hab' Dich getauft und konfirmiert, da hab' ich schon ein Recht, mit Dir ein paar ernste Worte zu sprechen. Die Juden stellten Klageweiber an und zerrissen ihr Gewand und streuten Asche auf ihre Häupter. Wir Christen sollen den Tod anders anschauen. Er darf keinen Schrecken für uns haben. Uns ist er ja nichts als der Übergang aus der Weltlichkeit in die Ewigkeit, und was könnten wir Schöneres wissen von einem geliebten Toten, denn: ihm ist wohl."

Sie schritt neben ihm, mit tief gesenktem Kopf.

„Ich kenne Dich ja, Helene," sprach er weiter. „So warst Du von klein auf: immer kochte es bei Dir über, in der Freude und im Schmerz. Das Leben aber fordert ein Maßhalten. Denk nicht nur daran, Kind, daß Dein guter Vater nun nicht mehr ist. Denk mehr daran, wie lieb er Dich gehabt hat. Ich kann's Dir sagen: Du warst sein besonderer Liebling. Noch in den letzten Tagen hat er mit mir so manches über Dich besprochen, in Zärtlichkeit und auch in Sorgen. Aber die Sorgen hab' ich ihm ausgeredet, und dann leuchteten seine schönen blauen Augen: ‚Mein Spätling!' sagte er."

Ihre Hand bebte auf seinem Arm. „Onkel Pastor," gab sie ganz leise zurück. „Ich hab' Vater ja so sehr, so sehr lieb gehabt. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr. Aber nun quält mich der Vorwurf: ich bin nicht gut genug gegen ihn gewesen, ich bin nicht dankbar genug gewesen, ich — ich hab' auch nicht das volle rechte Vertrauen zu ihm gehabt."

„Kind, so mußt Du nicht denken. Denk nur daran, daß Du ihn lieb gehabt hast. Das ist genug und ist alles. Das andere: liebes Kind, es ist wohl aller Eltern Los, daß ihnen ihre Liebe nie ganz vergolten wird. Ein Kind *kann* Elternliebe und Elternsorgen vielleicht nicht ganz vergelten, denn beide sind zu groß und zu unendlich. Aber danach fragen Elternherzen gar nicht. Die wollen nur fühlen, daß die Kinder sie lieb haben und gut tun in ihrem Sinn."

Wieder sagte sie: „Ich hätte doch mehr Vertrauen zu Vater haben sollen."

„Wenn Kinder groß werden, Helene, so gehen sie ihre eigenen Wege. Das ist nicht anders in der Welt und so von Gott gefügt. Es ist nicht nötig, daß sie dann jedesmal zu den Eltern kommen und fragen: Bin ich auf dem rechten Pfad? Die Hauptsache ist, daß es vor ihrem eigenen Gewissen der rechte Weg ist."

Schweigend gingen sie ein Stück weiter, wandten sich und schritten langsam zurück. Da begann Heckstein wieder: „Der Rackower war gestern bei mir, Helene. Deinetwegen. Du weißt schon weshalb?"

„Ja, Onkel Pastor," gab sie leise zurück.

„Es ist jetzt eigentlich nicht die Stunde, um Dir Glück zu wünschen, mein Töchterchen. Aber ich denke, ich kann's doch. Gerad in Vaters Sinn, denn er hat sich nichts sehnlicher für Dich ersehnt, als einen guten, braven Mann. Daß er's erlebt hätte! Du hast ihn gewiß sehr lieb, Deinen Neuchateller?"

Da blieb Helene stehen. Sie sah zu Boden. Zwischen ihren Brauen grub sich die kleine schmale Falte ein.

„Onkel Heckstein —" sagte sie zögernd. „Ich weiß es nicht —"

„Aber, liebe Helene!"

In diesen letzten zwei Tagen war die Erinnerung an Merivaux, die Erinnerung an jene flüchtigen Minuten im Rackower Park wohl bisweilen durch ihren Sinn geglitten. Aber sie hatte das abgewehrt, wie sie sich ihm selber entzogen hatte. Nicht einmal abgewehrt vielleicht; es war aufgetaucht und untergegangen in ihrem leidenschaftlichen Schmerz, wie einzelne Regentropfen in einem Seespiegel verschwinden, ohne Spuren zu hinterlassen.

„Aber, Helene!" wiederholte Heckstein.

Da richtete sie den Kopf hoch und sah ihn an. Ganz tief eingeschnitten stand die

Falte zwischen den Brauen in dem gequälten, übernächtigen Gesicht.

„Ich weiß es wirklich nicht," sagte sie noch einmal. „Laßt mir Zeit!" Und sie schluchzte kurz auf. Dann griff sie nach den beiden Händen Hecksteins, drückte sie krampfhaft: „Dank, Onkel Pastor. Du hast mir doch wohlgetan! Dank . . ."

⁂

Das märkische Kirchlein, der kleine Friedhof hatten eine solche Trauerversammlung noch nicht aufgenommen. Nun erst erwies es sich, wieviel Liebe der alte Rittmeister, der schlichte Mann, im ganzen Kreise und darüber hinaus besessen hatte. Heckstein hatte recht, wenn er in seiner einfachen Rede betonte: „Er ist heimgegangen zum ewigen Frieden und hinterläßt auf Erden keinen Feind."

Von weit her kam der Landadel. Aber es kamen auch die Bauern und Kossäten aus den nächsten Dörfern, mit Weib und Kind. An diesem Tage ließen sie die Arbeit allenthalben ruhen, um dem Herrn auf Rohlbeck die letzte Ehre zu erweisen. Und aus den kleinen Städten kam von den Beamten und den Gewerbetreibenden, wer immer nur mit den Hackentins in Verbindung gestanden hatte.

In der Mitte der Kirche stand, von dem reichen Segen der sommerlichen Gärten verhüllt, der schwarze Sarg. Obenauf lagen die wenigen Orden. Die kostbarsten obenan: das eiserne Kreuz und das russische St. Georgskreuz, das Hackentin sich bei Kulm anno 13 erkämpft hatte.

Kurz und kernig sprach der Pfarrer, die eigene Ergriffenheit niederringend, vom Altar aus. Er zeichnete das Charakterbild des Verewigten: Ein rechter und echter märkischer Edelmann, getreu seinem König, treu der Scholle, die ihn trug; herzensgut und hilfsbereit, ein guter Gatte, ein guter Vater, ein guter Patron, seinen Leuten allezeit ein guter Herr; tapfer im Kriege, bescheiden im Frieden. Gott vor Augen und im Herzen. „Manche werden vielleicht von ihm sagen: es war kein reiches Leben. Die Toren! Gewiß, es war kein Leben, erfüllt mit äußeren Ehren. Es war kein Leben, emporgetragen durch großes Streben. Es war kein Leben voll Prunk und Glanz. Klein war der Kreis, in dem er wirkte, er, den ich durch nun fünfunddreißig Jahre meinen liebsten Freund nennen durfte. Aber er füllte diesen engen kleinen Kreis durch die Liebe seines grundgütigen Herzens. Ich sage Euch: es war ein reiches, gesegnetes Leben, und in reichem Segen bleibt uns sein Gedächtnis. Unser Herr und Gott, der dem lieben Verewigten dies Leben geschenkt bis in das Greisenalter hinein, ohne daß des Alters Beschwerde an ihn herantrat, gab ihm auch einen gnädigen Tod sonder Schmerzen, und er hat ihn in Gnaden genommen in sein himmlisches Reich. Amen."

Die Orgel setzte ein. Und über den heut hundertstimmigen Chor hinaus sang die Tochter dem Vater das Lied von Ernst Moritz Arndt, das er sich schon vor Jahren von seinem Freunde Heckstein für diesen Tag erbeten hatte:

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde.
Von der Erde schied ich ab,
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die süße Ruh'
Von den Engeln droben zu —

Dann segnete der Pfarrer den Sarg ein. Sechs alte Soldaten, märkische Bauern, trugen ihn hinaus unter den breitästigen Maulbeerbaum, der einst auf Befehl Friedrichs des Einzigen gepflanzt worden war, hinaus zu der langen Reihe der Gräber, die sich um das kleine uralte Erbbegräbnis scharten.

Nur wenige Worte konnte Heckstein hier sprechen. Dann brach ihm, der sich so tapfer gehalten, die Stimme.

Langsam sank der Sarg in die Gruft.

Wie eine schwarze Mauer stand dichtgedrängt die Masse der Leidtragenden. Ein kurzes Schluchzen, ein verhaltenes Weinen und wieder tiefe, tiefe, ehrfurchtsvolle Stille.

Als Erste dann wankte die gebeugte Greisin am Arm des ältesten Sohnes an das offene Grab, warf drei Hände Heimaterde in die Gruft. Und sie folgten alle — alle — zum letzten Abschiedsgruß.

Bis dann die Landwehrmänner, einer noch mit dem Kreuz von Eisen, drei mit dem Düppelkreuz auf den langen schwarzen Bauernröcken, herantraten, die Jagdflinte in der Hand, und dem Kameraden die drei Ehrensalven über das Grab schossen.

Helene hatte ihre eigene Schwäche gefürchtet und die Leidenschaft ihres Schmer-

Andante.

Bronze von Edmund Gomansky.

Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G. in Steglitz-Berlin.

zes. Daß sie zusammenbrechen würde oder aufschreien, mitten im Gotteshause, an der offenen Gruft. Und doch war sie ganz gefaßt, ganz ruhig gewesen unter der Heiligkeit von Ort und Stunde.

Einmal nur wollte ihre Kraft schwinden. Als der Sarg langsam in die Gruft glitt. Vielleicht sah man's ihr an, vielleicht schwankte sie. In diesem Augenblick suchte eine feste Hand die ihre. Nur dunkel empfand sie, daß Merivaux neben ihr stand, mitten unter ihren Nächsten, daß er es war, der ihre Hand ergriffen hatte wie mit wortlosem Zuspruch. Aber sie ließ sie ihm, trat mit ihm an die Gruft, und so gaben sie gemeinsam dem Vater den letzten Erdengruß.

Während sie langsam, inmitten der Trauerversammlung, über den Dorfanger schritten, drückte er noch einmal innig ihre Hand, und dankbar empfand sie, daß er nicht zu ihr sprach. Daß er nicht unter denen blieb, die von weither gekommen waren und nun nach ländlichem Gebrauch mit hinübergingen in das Elternhaus.

Weit denen voraus floh sie in ihr kleines Zimmer unter dem Dach.

⁂

Und nun war alles vorüber, das Leben pochte wieder an die Tür mit seinen alltäglichen Forderungen und seinen Rechten.

Es gab vielerlei zu ordnen und zu besprechen, wie immer, wenn der Tod das Haupt einer Familie abberufen hat. Die beiden Brüder saßen über Büchern und Papieren, rechneten mit heißen Köpfen. Dann wurden Martha und Helene hinzugezogen. Das Resultat war bedrückend. Von Jahr zu Jahr waren die Erträge von Rohlbeck geringer geworden; wenn man die Hypothekenschuld abzog, blieb nur ein kleiner Überschuß. Der sollte, dafür hatte vor allem Fritz gesorgt, für Helene gesichert werden. Nicht viel mehr war's, als einmal eine knappe Ausstattung.

Rohlbeck war kein Lehngut. Deshalb hatte Wilhelm dafür gesprochen, den Besitz zu verkaufen. Aber da war es wieder Fritz, der sich dagegen ereiferte. Merkwürdigerweise. In all den Tagen seit Vaters Tode war der Kreisrichter sehr still und in sich gekehrt gewesen. Er mochte nicht loskommen können von der schmerzlichen Empfindung, daß sein politisches Auftreten Vater in seinen letzten Stunden zum mindesten stark erregt hatte. Zwar sprach niemand mit ihm, und auch er sprach mit niemand darüber. Aber in seinem Herzen lebte wohl die starke Empfindung, daß er gegen die Geschwister doppelt gut sein müßte.

Als Wilhelm dann die Frage des Verkaufs aufs Tapet brachte, erklärte er sich dagegen: „Ich weiß ja, Ihr werdet erstaunt sein. Ich weiß ja, wie Ihr über meine politische Richtung denkt, daß Ihr mich bisweilen als ein verlorenes Glied der Familie Hackentin angesehen habt. Still — Wilhelm, wir wollen daran nicht rühren. Aber das sage ich Euch: in mir lebt ein starker Familiensinn, und in mir lebt auch die Treue zur Heimaterde. Mit meiner Zustimmung wird Rohlbeck nicht verkauft, sondern für Euren Ältesten erhalten."

Martha war zu Tränen gerührt. Ganz in ihrem Sinn hatte Fritz gesprochen. Sie streckte dem Schwager die Hand hin: „Dank, Fritz, vielen, vielen Dank!"

Also nicht verkaufen, aber verpachten: das allein blieb übrig. Und Omama sollte mit Wilhelms nach Berlin ziehen.

Die alte Gnädige saß nun längst wieder auf ihrem Traumplatz am Fenster der großen Stube. Man merkte ihr vielleicht am wenigsten an, welches Leid über dies Haus gekommen war. Manchmal schien sie ganz interesselos, murmelte undeutlich vor sich hin; dann schien es, als ob sie nur Sinn für Äußerliches hätte: „Also Adolf Grucker war da? Und der Landrat? Haben sie auch alle ordentlich zu essen bekommen?" Oder: „Heckstein wird recht alt. Er hätte wirklich mehr von Papachens Kriegstaten einflechten sollen, anno 13 und so." Oder: „Helene steht die Trauer recht gut. Hatte Mariechen eigentlich Crêpe de Chine an?" Manchmal rief sie aber plötzlich Diana zu sich und sprach mit dem Hunde fast wie mit einem Menschen. „Ja, Diana, das Herrchen! Ich weiß ja, manchmal war er hart zu Dir. Zu mir auch. Aber geliebt haben wir ihn beide. Nicht wahr?" Und Diana dicht am Nähtisch, hatte den klugen Kopf weit vorgestreckt und winselte.

Sie hatten sich alle davor gefürchtet, Omama das Resultat ihrer Beratungen mitzuteilen; kam es ihnen doch wie ein Wagnis vor, dies Verpflanzen der Greisin nach Berlin. Merkwürdigerweise nahm sie

alles ganz gelassen auf. „Tut nur, was notwendig ist. Auf mich nehmt keine Rücksicht,“ sagte sie zuerst. Aber ein paar Stunden später winkte sie Martha zu sich und begann von Berlin zu sprechen. Von dem Berlin vor vierzig Jahren freilich: von König Friedrich Wilhelm III. und von seiner schönen Schwester Charlotte, der Kaiserin von Rußland. Ob man mit der Post bis zur Königstraße fahre? Ob Jagor noch das erste Restaurant wäre? Damals hätten sie immer im „Roten Adler“ in der Kurstraße gewohnt. Und ob Spontini noch lebte — das müßte Helene doch wissen. Den hätte sie einmal seine „Nurmahal“ dirigieren sehen . . . Helene mußte wirklich kommen, und Mutter redete von Iffland und von der Stich — immer fast, als ob sie gestern die gesehen hätte, und ob Kotzebues „Johanna von Montfaucon“ noch gegeben würde? Fast als wäre die Gegenwart ausgelöscht in ihrem Gedächtnis, und als lebte sie nur noch der Erinnerung an längst vergangene Tage.

Wilhelm fühlte sich jetzt als Haupt der Familie. Als solcher sprach er auch mit der Schwester über Merivaux. Zum erstenmal bei der Erörterung über ihr Erbteil. Ganz nebenbei: „Gottlob, daß Dein Bräutigam in einer so guten Assiette ist, Helene.“ Da war sie hochgefahren, das Blut schoß ihr in das Gesicht, und sie sagte nur, scharf und knapp: „Das, bitte, laßt jetzt!“

Aber ein paar Stunden darauf kam Wilhelm auf ihr Zimmer. Etwas feierlich, etwas väterlich und ein wenig verlegen: „Ich muß doch mit Dir reden, Helene. Möchte Dir vor allem, ganz im stillen, herzlich gratulieren. Merivaux ist ein Prachtmensch, ich hab' ihn immer sehr gern gehabt. Es ist ja ein trauriges Zusammentreffen mit Papas Tod — zu traurig für Euch beide. Aber überlegt muß das doch werden, ob Eure Verlobung jetzt offiziell werden soll.“

Sie stand am Fenster und sah auf den Wirtschaftshof hinaus und das Winkelchen Garten, das sich rechts anschloß. Wandte dem Bruder das Gesicht nicht zu — wozu sollte er sehen, wie das Blut darin kam und ging! — und antwortete nicht.

Er sprach auch gleich weiter: „Ich weiß selber nicht recht, ob es taktvoller ist, wenn Ihr damit mindestens ein paar Wochen wartet? Ist es Dir recht, wenn ich mit Merivaux darüber spreche? Er hat sich zu heut nachmittag bei mir ansagen lassen.“

Da schrak sie zusammen und entgegnete heftig: „Bitte — nein! Ich muß selber mit — mit ihm sprechen.“

Wilhelm lachte leise: „Wie aufgeregt Du bist! Natürlich sollst Du selber mit ihm sprechen. Und nach einer Weile: „Du bist doch ein wunderliches Menschenkind, Lene. Läßt mich hier stehen und reden und siehst mich nicht an. Ich könnte fast glauben, Du hast etwas gegen mich.“

Nun endlich wandte sie sich langsam um, immer noch wortlos. Und da trat er dicht zu ihr, legte seine Hände auf ihre Schultern: „Aber wie siehst Du denn aus, Lene? Sieht so eine glückliche Braut aus!“

„Glücklich —“ sagte sie schwer.

Er verstand es falsch. „Ja freilich! Armes Kind! Sei nicht böse. Man vergißt manchmal auf Momente . . .“

Dann war er gegangen.

Und Helene begann wieder ihre stumme Wanderung durch das kleine Zimmer. Immer tiefer grub sich dabei die Falte zwischen die Brauen ein. Immer schmerzlicher wurde der Ausdruck ihres Gesichts. Aber auch immer entschlossener. Bis sie herunterging, um Merivaux zu empfangen.

Sie bat Martha, es so einzurichten, daß sie ihn gleich allein sprechen könnte. In Vaters Zimmer.

Wohl eine Viertelstunde mußte sie in dem kleinen Raum warten, den Vater als sein eigentliches Heiligtum betrachtet hatte. Die Kinder, die Enkel hatten ihn selten betreten dürfen. In ihrer Stimmung aber empfand Helene doppelt eindringlich das Persönliche in diesem Zimmer. Die fast spartanische Einfachheit, die vom Dorftischler gefertigten birkenen Stühle, das steife Roßhaarsofa, der gewaltige Schreibtisch, den Vater seiner Größe halber die „Kossätenscheune“ genannt hatte: das alles erinnerte sie an ihn, stimmte sie wehmütig. An der Wand hingen ein paar Familienbilder. Einmal, als sie noch ein Kind war, hatte er ihr die erklärt: ‚Das da war mein Herr Vater, Helene — das heißt, wir mußten ja damals zu unseren Eltern Sie sagen und Herr Vater und Frau Mutter. War auch ein gestrenger Herr, gegen uns Kinder, gegen alle Leute. Ich

hab' noch mit ansehen müssen, daß er einen Knecht peitschen ließ, bis der ganze Rücken blutig war, und uns hat er auch oft genug mit der Karbatsche gezüchtigt. Ein harter Herr — das heißt, mit allem Respekt zu sagen. Aber es ist doch besser, wenn der Mensch ein weiches Herz hat. Man soll seinem Mitmenschen nichts zuleide tun, wenn man es vermeiden kann. Man soll auch mal ein Opfer bringen können deshalb. Merke Dir das, mein Kind.' Und da hing auch die Silhouette der schönen Tante Charlotte, die sie in der Familie das Bild ohne Gnade hießen — Tante Charlotte Hackentin, die Hofdame bei der Prinzessin Wilhelm gewesen war und von der die Sage ging, daß sich ihrethalben der Graf Hoym erschossen hätte —

Eine Weile stand Helene vor den Bildern.

Dann wandte sie sich ab und schüttelte den Kopf. Nein — es war töricht, Vergleiche und Folgerungen ziehen zu wollen. Töricht, kindisch war's. Ihre Nerven spielten ihr einen Streich. Das war es, nichts anderes.

Und da trat auch schon Merivaux ins Zimmer, faßte ihre beiden Hände, sah ihr tief in die Augen: „Liebe Helene," sagte er, „wie schwer hast Du gelitten! Ich hab' immer nur an Dich gedacht. Liebe Helene —"

Er küßte ihre Hände. Er wollte sie an sich ziehen.

Weit bog sie sich zurück.

„Helene," rief er. Erstaunt, erschrocken. Aber dann kam ein Lächeln auf sein Gesicht, ein kleines, zärtliches, schmerzliches Lächeln. Er küßte ihr noch einmal die Hand. „Arme liebe 'elene," sagte er wieder. „O, ich weiß, wenn ich meinen alten Papa hätte begraben müssen . . . ich würde auch nicht zu trösten gewesen sein..."

Er suchte ihren Blick. Sie wandte das Gesicht zur Seite.

„. . . aber wenn Dein Papa auf uns herabsieht . . . ganz gewiß . . . er würde uns segnen." Und nach einer Weile: Ich hab' solch eine große Sehnsucht gehabt nach Dir . . . solch eine Sehnsucht . . . ich hab' Dich ja so lieb . . ."

Immer noch hielt er ihre beiden Hände.

Zuerst hatte er deutsch gesprochen. Nun strömten ihm die Laute seiner Muttersprache über die Lippen. „Manchmal denk' ich, wie ich nur hab' leben können ohne Dich? All die Zeit, diese langen zwei Jahre! Und dann, endlich, neulich das Glück. Kaum getraut hab' ich mich noch zu hoffen. Aber da war es mit einem Male: ein Geschenk des Himmels, Dein Geschenk, Helene. Das Glück — Deine Liebe!"

Und mit einem Male sprach er wieder deutsch: „Sag' einmal, einmal nur . . . ich hab' Dich lieb, Gaston . . . Gaston . . . hörst Du . . . Gaston, ich hab' Dich lieb . . ."

Was hatte sie ihm nicht alles sagen wollen?! Wie hatte sie sich das alles überlegt! Ruhig, verständig: ‚Es war ein Rausch, Herr von Merivaux, der Rausch eines Augenblicks. So sehr ich mich schäme, ich muß es Ihnen gestehen. Wenn Sie mir zürnen, muß ich es tragen als die Schuldige. Nur verachten Sie mich nicht.' Das alles hatte sie ihm sagen wollen, und noch viel, viel mehr. Ganz scharf hatte sie es sich überlegt und erwogen.

Und nun brachte sie kein Wort über die Lippen.

Seine zartfühlende Art lähmte sie. Seine innige Liebe lähmte sie. Ihr Wille schmolz dahin. Und sie dachte nur das eine: ‚Mein Gott, wie soll das werden?' Dachte in tiefster Herzensangst: ‚Du kannst ja nicht nein sagen! Du hast ja nicht die Kraft, ihm diesen Schmerz zuzufügen.'

Dann hörte sie wieder: „Ansehen sollst Du mich, liebe 'elene! Nur einmal ansehen!"

‚. . . Du hast nicht die Kraft, Du hast wohl auch nicht das Recht! Was kommt es denn auf Dich an? Denke nicht an Dich, denke an ihn! An seine große Liebe!'

„Sag' einmal nur: Gaston . . . ich 'ab Dich lieb . . ."

Es klang so rührend, es klang so gut! Und sie war doch die Schuldige geworden vor fünf Tagen, oben im Rackower Park, im Mondenschein. Damals hätte sie wehren müssen, fliehen, flüchten. Nun war es zu spät. Nein sagen, jetzt: es wäre eine Unbarmherzigkeit gewesen und ein Unrecht.

„Einmal nur sag es: Gaston, ich 'ab Dich lieb . . ."

Ganz langsam wandte sie ihm ihr Gesicht zu. Und stammelnd, wie ein Kind, sprach sie: „Ich . . . ich hab' Dich lieb . . ."

Da nahm er sie in die Arme und küßte ihr die Tränen aus den Augen.

(Schluß folgt.)

Berliner Bühnen. Besprochen von Paul Oskar Höcker.

(Theater des Westens: „Die geschiedene Frau"; Deutsches Theater: „Don Carlos", „Der Widerspenstigen Zähmung"; Königliches Schauspielhaus: „Strandkinder"; Königliches Opernhaus: „Der Maskenball"; Hebbeltheater: „Adam und Eva"; Lessingtheater: „Das Konzert"; Komische Oper: „Das Tal der Liebe"; Neues Operettentheater: „Der Graf von Luxemburg".)

Zwischen Weihnachten und Neujahr pflege ich an dieser Stelle eine Art Überschau zu geben über die Vorgänge auf den Berliner Bühnen. Sie macht aber auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Ich bin kein Premièrentiger, ich ziehe die dritte oder zehnte Aufführung eines neuen Stückes der ersten vor. Man sieht dann leidlich abgerundete Vorstellungen, die überflüssigen Breiten sind gestrichen, und man sitzt inmitten von Zuschauern, die Vergnügen an der dramatischen Kunst haben, die das Theater nicht hassen, weil sie berufsmäßig darüber schreiben müssen.

Aber als es in diesem Winter Mitte Dezember ward, beschlich mich eine gewisse Bangigkeit. Eine ganze Reihe von Neuheiten hatte ich nicht zu sehen bekommen — weil sie's überhaupt nicht bis zur dritten, geschweige bis zur zehnten Wiederholung brachten. Und die Mehrzahl der Theaterbesuche in den ersten drei Wintermonaten hatten völlig verlorene Abende bedeutet.

Der Berliner stand heuer dem Besuch aus der „Provinz" — wozu er bekanntlich auch München, Dresden, Frankfurt und Hamburg rechnet — mit verlegenem Lächeln gegenüber, so oft die Frage angeschnitten ward: in welches Theater gehen wir heute abend? Gesehen haben „mußte" man blutwenig. Im Königlichen Schauspielhaus etwa Wildenbruchs „Der deutsche König". Aus pietätvoller Dankbarkeit. Und im Kleinen Theater Shaws Heilsarmeekomödie „Major Barbara". (Über die schon A. Rutari im Novemberheft ausführlich gesprochen hat.) Sonst Dürre und Öde. Einige geräuschvolle Durchfälle, bei denen sich die Berliner Premièrengentlemen sogar ihrer Hausschlüssel zu Ovationen bedienten. In der Königlichen Oper, die ihren Dornröschenschlaf weiterschläft, eine instrumental hervorragend gelungene, szenisch und dekorativ sehr geschmackvolle, aber gesanglich und darstellerisch leider durchaus nicht ausreichende Neueinübung von Verdis glänzendem „Maskenball". Die in überraschender Fülle aus Amerika bezogenen Kräfte zweiten und dritten Ranges reichen nicht aus, die bedenklich gewordenen Lücken des Ensembles auszufüllen. Im Orchester schlechtweg vollendete Kunst — und auf der Bühne die biedere Mittelmäßigkeit eines mäßig dotierten Stadttheaters. Der Zwiespalt ist quälend und verleidet einem die Oper. So geht man schließlich dahin, wo man von vornherein keine Ansprüche stellt.

Ein paar Stunden flotten Amüsements wenigstens gewährte die Leo Fallsche Operette „Die geschiedene Frau". Darin sah man die mollige Ottmann (die von Jahr zu Jahr jünger und hübscher wird) und den beweglichen Matzner (der verblüffend rasch altert) den aus der „Lustigen Witwe", aus dem „Walzertraum", aus der „Dollarprinzessin" usw. sattsam bekannten Walzer mit noch etwas verlängerten Kußfermaten tanzen, und man lernte eine Partitur kennen, die ganz sauber gearbeitet ist, hübsche Instrumentaleinfälle bietet, auf musikalischem Gebiet gegen die übrige Operetteninduſtrie überhaupt einen kleinen Fortschritt bedeutet. Das „Theater des Westens", das dreizehn magere Jahre hindurch arg vom Schicksal gezauste, in dessen leeren Parkettreihen der verirrte Theaterbummler sich so manches Mal als König Ludwig fühlen konnte, hat also volle Häuser. Entsetzlich ist einem dabei nur der Gedanke, daß der stellenweis so liebenswürdige Scherz, der eben ausreicht, um zwei überflüssige Abendstunden nicht als versungen und vertan registrieren zu müssen, monatelang Tag für Tag heruntergespielt wird, daß Abend für Abend neben den paar hübschen Schlagern auch all die Geschmacklosigkeiten und Banalitäten eines solchen bunten Stilwirrwarrs gesungen, gesprungen, gesprochen — und angesehen, angehört werden müssen.

Das ist der gewaltige Krebsschaden des Bühnenlebens der Großstädte: es gibt hier kein wechselndes Repertoire. Nun gar die Berliner Theaterverhältnisse werden denen Londons immer ähnlicher. Jede Bühne hat ihr Stück. Ihr Stück und das dafür erforderliche Personal. Fällt das Stück durch, so scheidet das betreffende Theater so lange aus der Konkurrenz aus, bis endlich der ersehnte Schlager da ist, das Stück, das „man gesehen haben muß". Und gibt's einen Erfolg — so scheiden für dessen Kassendauer die darin beschäftigten Darsteller für jedes weitere künstlerische Streben aus. Auch die besten und gesundesten Kräfte werden in Berlin dadurch zur Handwerkerei erniedrigt. „Wir sind keine Künstler mehr, wir sind nur noch Spezialitäten!" sagte einer unserer geistreichsten, talentvollsten und fleißigsten Mimen. Das Repertoire einer guten Provinzbühne stellt jede einzelne Kraft immer wieder vor neue Aufgaben, es gibt kein Rasten und Rosten. Der Berliner Betrieb dagegen macht einseitig. Bekannt ist es, wie schwer sich ein Berliner Schauspieler wieder in das Räderwerk einer Bühne mit wechselndem Spielplan einfügt. Sein nötigstes Arbeitszeug versagt da gewöhnlich: das Gedächtnis ist außer Übung gekommen.

Das große Ansehen, das die Aufführungen der Berliner Bühnen im ganzen Reiche ge-

nießen, ist der ganz außerordentlich klugen, präzisen und emsigen Regiearbeit zuzuschreiben, die hier geleistet wird. Schließlich ist es selbstverständlich, daß Vorstellungen an größeren Stadttheatern, die jede Woche eine Neuheit vorführen, nicht mit der Sorgfalt vorbereitet werden können, wie in Berlin, wo das Schicksal einer ganzen Saison auf den einen Treffer aufgebaut wird. Der Regisseur, dessen Arbeitskreis früher die wenigsten Theaterbesucher kannten, von dessen Existenz oder Notwendigkeit viele überhaupt nichts wußten, ist der wichtigste Mann im Berliner Bühnenleben geworden. In Wien geht man ja noch in die Burg oder in sonst ein Theater, lediglich um einen Liebling in einer Glanzrolle zu sehen; dort nimmt man „ihm" oder „ihr" zuliebe sogar ein schwaches Stück oder ein mittelmäßiges Ensemble in den Kauf. In Berlin nicht. Hier entscheiden nur das Stück und das Zusammenspiel. Noch bis zu Sonnenthals Tod konnte an der Wiener Hofburg die elende Dramatisierung von Daudets wundervollem Roman „Fromont jeune & Risler aîné!" immer wieder, immer wieder gegeben werden, nur weil das Publikum die große Szene seines Meisters sehen wollte, wo der alte Risler seiner jungen Frau die Perlenkette vom Halse reißt, die sie mit der Schande ihres Leibes und seines Namens erkauft hat. Die Gastspiele der berühmtesten Stars fallen in der Reichshauptstadt ins Wasser, weil die künstlerisch meist minderwertige Umgebung, die die großen Gäste mitbringen, den Berlinern den Genuß verleidet.

Die Regiekunst hat seit den Tagen der Meininger gewaltige Fortschritte gemacht. Man erkennt dies am besten, wenn man eine Aufführung im Königlichen Schauspielhaus mit einer bei Brahm oder bei Reinhardt vergleicht. Im Königlichen Schauspielhaus steht man heute etwa auf dem historischen Standpunkt, den vor einem Menschenalter die großen Klassikeraufführungen des herzoglichen Hoftheaters erreicht hatten. Weitergeschritten ist man seitdem weder im königlichen noch im herzoglichen Musentempel. Die Berliner Privatbühnen von literarischem Range dagegen sind inzwischen durch scharfe Schulen gegangen. Eine Stimmungskunst, wie sie Mitte der achtziger Jahre etwa die Aufführung des „Richters von Zalamea" im Deutschen Theater der ersten Sozietäre den Berlinern brachte, ist im Königlichen Schauspielhaus undenkbar, heute ganz undenkbar. Die Regisseure der literarischen Privattheater lernten hernach in den Jahren des nackten Naturalismus auch die letzte Theaterei und kulissenmäßige Gespreiztheit von der Bühne verbannen. Man denke an die Ausschnitte aus dem Alltagsleben, wie sie die „Freie Bühne" in Tolstois „Macht der Finsternis", in Hauptmanns ersten Dramen, wie sie das Lessingtheater in Sudermanns Schauspielen bot. An Ibsens Technik lernten die Regisseure von Brahms' Bühne die Durchgeistigung des Zusammenspiels. Hier drohten

Maria Labia in „Der Maskenball". Königliches Opernhaus. Nach einer Photographie von Ernst Schneider in Berlin.

dann freilich Nüchternheit und Erstarrung — durch Inzucht könnte man sagen — der rechten Theaterfreude den Garaus zu machen. Aber eine Schule war nun einmal da: eine Schule der Regisseure. Das Schullokal wechselte, die einzigen Schulstunden waren die Premieren der fortschrittlichen Privatbühnen von Berlin NW.

Aus dieser Schule ist Max Reinhardt hervorgegangen, fraglos der genialste Regisseur, den das Theater heute überhaupt besitzt.

Max Reinhardt hat seine Meister längst überflügelt. Seine Phantasie ist immer rege — und nichts ist ihm fremd geblieben, was das zeitgenössische Theater irgendeiner Nation, irgendeines Landes hervorbrachte. So kannte er natürlich längst den eigenartigen Ausstattungsprunk, den Beerbohm-Tree und andere Londoner Regisseure aufboten, um schaulustiges Publikum zu reizen und sogar meuchlings in Shakespeares Dramen zu locken. Max Reinhardt hat auch mit sichtbarem Erfolg das Gastspiel des Kaiserlichen Künstler-Theaters aus Moskau miterlebt, dessen große Regietaten nicht nur im Umkreis des Berliner Quartier latin als künstlerische Offenbarung wirkten. Von anderen hinzulernen kann der Professor Max Reinhardt heute kaum mehr etwas Wesentliches.

Jede neue Aufführung in Reinhardts Deutschem Theater oder in seinen Kammerspielen bedeutet für weite Kreise eine Sensation. Reinhardt weiß das, und die Originalitätssucht verführt ihn oft, an unrichtiger Stelle Neues zu bieten, nur um zu verblüffen, um von sich, von seiner Regie reden zu machen. Einzelheiten des Spiels, der Ausbildung seiner Künstlerschar lassen so manchmal zu wünschen übrig. Gute Sprechtechnik vermissen wir recht schmerzlich. Es darf bei Reinhardt „genuschelt" werden. (Korrektes Deutsch ist ja fast nur noch am Gendarmenmarkt zu hören!) Aber — Schmiß haben Reinhardts Einübungen. Der Don Carlos mit Harry Walden als Infant, Moissi als Posa, Bassermann als König, Tilla Durieux als Eboli und Elsa Heims als Königin war die geistreichste und schwungvollste Aufführung des Schillerschen Gedichts seit dessen berühmter „ungestrichenen" Darstellung an zwei Abenden an derselben Stätte mit Kainz, Sommerstorff, Siegwart Friedmann, August Förster. Ein Vierteljahrhundert mag das her sein. Inzwischen hat der moderne Regisseur noch unendlich viel hinzu gelernt. Nicht der einzelne Darsteller gibt den Tenor seiner Szene, sondern der Regisseur. Der stellt sich heute zum Text wie etwa der Komponist. Melodie und Harmonie, Tempo und Rhythmus stammen von ihm: er hört sie aus dem Text heraus. Und als Literarhistoriker wirkt er weiter: er stellt hundert Beziehungen her, die der gemächlich bei der Lampe sitzende Bürger, der das Buch liest, gar nicht ahnt. Für den Lesenden gibt es ja nur ein Nacheinander, für den Zuschauer gibt es auch ein Nebeneinander, das unsagbar wichtig ist für

Harry Walden als Don Carlos und Alexander Moissi als Marquis Posa in „Don Carlos" in der Aufführung des Deutschen Theaters.
Nach Photographien von Becker & Maaß in Berlin.

Tilla Durieux als Eboli in „Don Carlos.“ Deutsches Theater. Nach einer Photographie von Becker & Maaß in Berlin.

Der Dichter schrieb nur eine flüchtige Andeutung hin, damit holla. Heute gibt es keine Grenzen für den Maschinenmeister mehr. Da liegt die Verführung nahe, all die Bilder, die der Meister im wuchtigen Riesenschritt seiner Dramen vor dem Zuschauer mit flüchtig andeutenden Worten entrollt, in ihrer szenischen Pracht zu zeigen. Die Londoner Regiekunst hat auf diese Art einige Dramen des großen Landsmannes mit all den sich überstürzenden Geschehnissen und Aufzügen zu Zirkuspantomimen heruntergewirtschaftet.

Ängstliche Literaten warfen dies nun auch dem jungen Professor Max Reinhardt bei der neuesten Einübung von Shakespeares Possenspiel „Der Widerspenstigen Zähmung“ vor, die kurz vor Weihnachten im Deutschen Theater stattfand. Mit Unrecht. Ich gebe zu, daß bei Reinhardt an diesem Abend ein bißchen reichlich geboxt, geohrfeigt und gekatzbalgt, die Treppe hinabgepurzelt und wieder hinaufgestolpert wird. Aber Hans Wurst, dem dieser Abend gehört, ist so urdrollig, daß nur ein vollendeter Griesgram sich hier literarhistorischen Predigten hingeben kann. Reinhardt gibt dem Fasching, was die Entwicklung. Und der Bühnenpraktikus weiß heute schließlich mit Beleuchtung, Gruppierung, — mit Pausen! — mit Dekoration und Kostüm die Sinne ganz anders gefangen zu nehmen als der grobe Unteroffizier, der früher die Regiefuchtel schwang. Unendlich mehr Freiheit ist dem Regisseur gelassen als etwa dem Kapellmeister. Wir wissen, welche wunderbare Gestalt ein symphonisches Werk annehmen konnte, wenn ein Bülow dirigierte. Es war kaum mehr verwandt mit jenem, das uns der biedere Durchschnittskapellmeister bot. Und dabei waren die alten Meister der Tonkunst (ausgenommen Bach) sehr, sehr gewissenhaft in ihren Vortragszeichen. Ein Forte war immer ein Forte, ein Larghetto immer ein Larghetto. Welch unermeßlich weites Feld der Betätigung öffnet sich dagegen dem Regisseur, wenn er das Regiebuch eines Shakespeareschen Stückes ausarbeitet. Souverän schaltete der Dichter über Raum und Zeit. Ausstattung gab es nicht. Das Gerippe des szenischen Apparats mußte damals genügen.

Else Heims als Königin in „Don Carlos“. Deutsches Theater. Nach einer Photographie von Becker & Maaß in Berlin.

dem Fasching an dieser Kesselflickerkomödie gehört, und gibt Shakespeare, was Shakespeares ist. Lebte William der Große noch und dürfte er einer Aufführung bei Reinhardt beiwohnen, ich glaube, er lachte aus vollem Halse mit.

Übrigens haben mir mehrere fleißige Theatergänger anvertraut, daß sie jetzt im Deutschen Theater zum allererstenmal über diese „Zähmung" haben lachen können, jetzt, wo Reinhardt sie als Klownerie, als derbes, übermütiges, unmögliches, in allen Konsequenzen übertriebenes Possenspiel vorführt. Und ich gestehe: bis dato hab' ich persönlich den Herrn Petrucchio für den ordinärsten Lümmel gehalter, der in der ganzen Bühnenliteratur einschließlich der Hans Sachsiaden existiert. Ja — je mehr ein Darsteller die Karikatur zu vermenschlichen suchte, desto unsympathischer ward er mir. Am unleidlichsten, wenn er — wie der große Matkowsky, wie früher Kraußneck — das goldene Herz unter der rauhen Schale wittern lassen wollte. Nein, dieser dramatische Vorwurf — die Bändigung eines keifenden Frauenzimmers durch einen Erzknoten von Ehemann mittels Entziehung der Nahrung und des Schlafes — ist für die Kulturmenschheit unserer Tage einfach nicht zu retten. Shakespeare wußte, warum er gerade dieses Stück einem betrunkenen Kesselflicker vorspielen ließ. Sehen wir es uns heute an, so darf es auch in keiner einzigen Szene uns wirkliches Leben vortäuschen wollen. Ein ausgelassenes Puppenspiel sei und bleibe es, dann brauchen wir uns nicht als Kesselflicker zu fühlen, wenn wir uns darüber amüsieren.

Die Menschheit hat ein heiliges Recht aufs Lachen. Wir sitzen im Lustspielhaus, im Trianon-, im Residenztheater in irgend einem traurig zu-

Hans Waßmann als Kesselflicker in „Der Widerspenstigen Zähmung" in der Aufführung des Deutschen Theaters. Photographie von Zander & Labisch, Berlin.

Melide im Kreis der Strandkinder. Szene des 1. Akts aus „Strandkinder" in der Aufführung im Königlichen Schauspielhause. Nach einer Photographie von Zander & Labisch in Berlin.

sammengeklebten, nach altbewährten Rezepten in bekannten Retorten destillierten Lustspiel und atmen erlöst auf, wenn wir ein einzigmal — gewöhnlich am Schluß des zweiten Aktes — lachen können. In Reinhardts Darstellung dieses Possenspiels lachen wir in allen fünf Akten, und zwar dutzendemal aus vollem Halse. Schließlich klingt unser Lachen dann freilich matter. Aber dafür kann weder Shakespeare noch Reinhardt. Bloß: unser Zwerchfell ist schon ermüdet, die Lachmuskeln sind erschlafft.

Die ganze Aufführung verlegt Reinhardt in die große Schloßhalle des Lords, der sich den Spaß macht, dem trunkenen Kesselflicker bei seinem Erwachen weiszumachen, er sei selbst ein Lord. In dieser Halle mit der rundum laufenden Galerie, mit dem großen Kamin, die Treppen hinauf und Treppen hinab produziert sich die Truppe vor dem Kesselflicker, der ins Parkett des Deutschen Theaters hinabsteigt. Irgendwo fideln Musikanten, wenn Musik zur Handlung gehört, die Verwandlungen besorgen die Musikanten, besorgen sämtliche Darsteller, Baptista, Katharinas und Biancas Vater, vorneweg. Wie die ganze bunte Gesellschaft die primitiven Pappdekorationen mit affenartiger Geschwindigkeit umstellt, wie Bianca mitten darunter in ihrem steifen Kolombinenkleid sich lustig herumdreht, wie die Diener der verschiedenen Freier sich teils nützlich teils unnütz machen, das atmet soviel urfrisches Behagen an dem ganzen Spaß, daß man noch Wochen danach durch die Erinnerung an komische Einzelheiten in fidele Stimmung geraten kann.

Emanuel Reicher als Gustav Heink und Ida Orloff als Schülerin in „Das Konzert.“ Lessingtheater.
Nach einer Photographie von Becker & Maaß in Berlin.

Bassermann als Petrucchio gibt eine Groteske von köstlicher Einheitlichkeit. Seiner Leistung fast ebenbürtig sind die von Waßmann und Biensfeldt. Fräulein Lucie Höflich hat es schwer, die Schlußworte der „Gezähmten“ nach all dem Trubel noch zur Geltung zu bringen. Ein Strahl echter Poesie leuchtet aber doch in diese Schlußszene hinein. Und wenn Petrucchio-Bassermann, die Peitsche in der Hand, darauf die stolze Varietégeste des Dompteurs macht: „V'lá!“ — dann purzelt das Kesselflickerfinale mit einem unwiderstehlich komischen Knalleffekt wieder über der kleinen Abschweifung aus dem Puppenspiel zusammen.

Vielleicht verzichtet der Zuschauer künftig darauf, sein Geld in die jammervollen Machwerke der Berliner Konfektionsschwänke à la Thaliatheater und Metropol zu tragen. Shakespeare ist reich genug, jedes Publikum zu erheben oder zu ergötzen. Seine unmöglichste Posse überragt noch immer himmelhoch die Jan Kren, die Lipschütz, Freund und wie die Meister der Baruchschen Trikotmuse heißen, die uns die „Süße Kora“ bescheren. Die zünftige Tageskritik sollte Reinhardt keines Verbrechens an Shakespeareschem Geiste anklagen: Er schenkt den Possendichter Shakespeare nun endlich denen, die dem Tragödiendichter bisher im Bogen ausgewichen sind.

Gleichzeitig mit der alten ewigjungen „Widerspenstigen“ Shakespeares im Deutschen Theater kam die neue, inzwischen schon fast antiquierte Widerspenstige Hermann Sudermanns im Königlichen Schauspielhaus ans Licht der Rampen. Es ist ein tolles Weib, diese Widerspenstige Sudermanns. Brigolla heißt sie — und Frau Rosa Poppe spielt sie. Sie hat den beiden Rynkensöhnen Rache zugeschworen. Brigollas Vater hat den Vater dieser beiden Brüder umgebracht, die haben sich dafür revanchiert und jüngst den alten Herrn ebenso unvermittelt vom Leben zum Tode befördert. Brigolla erhebt Klage

vor dem Komtur von Marienburg (das Stück spielt zur Ordensritterzeit auf der Halbinsel Hela), und dieser weise Mann entscheidet: einer der Brüder muß Brigolla heiraten, damit der ewige Hader aus der Welt kommt. Der ältere, der Kraftmensch, liebt Brigolla heimlich; der jüngere („weich wie Käsbutter", so charakterisiert ihn Sudermann) liebt Melide, ein armes Waisenkind. Natürlich „opfert" sich aber der jüngere der Rynkensöhne. Und damit ist der Konflikt da. Während der Ehemann in Marienburg weilt, kommt's zu der großen Haß-Liebe-Aussprache zwischen Brigolla und dem Schwager. Sie planen gemeinsam den Untergang des Heimkehrenden: ein falsches Leuchtfeuer soll sein Schiff zum Stranden bringen. Aber Melide teilt den anderen, den gleich ihr bei solchen Strandpiraterien der Fischer von Hela einstmals ans Land geschwemmten „Strandkindern" den Mordplan mit. Das richtige Leuchtfeuer wird entzündet, der jüngere Rynkensohn kommt dadurch heiler Haut heim, das Ehebrecherpaar flüchtet und ertrinkt, und Melide wird die zweite Frau des jungen Witwers — nachdem sich noch auf Grund einer Münze, die sie als Baby trug, ergeben hat, daß sie kein gewöhnliches Strandkind ist, sondern — ein Fürstenkind.

Wäre dies Ritter- und Seeräuberstück von Karl Müller oder Friedrich Schulze, so hätte man's — vielleicht! — im Luisentheater oder sonstwo östlich vom Molkenmarkt aufgeführt, und es hätte außer ein paar hundert ehrsamen Bürgersfamilien der Weichbildgrenze niemand gesehen. Wahrscheinlich aber hätte es nie das Rampenlicht erblickt. Daß das Königliche Schauspielhaus die „Strandkinder" angenommen und aufgeführt hat, ist wohl allen unbegreiflich, die den todtraurigen Abend dort erlebten. Ich sah die zweite Aufführung. Das Theater halbleer. Ein Gähnen zog durchs ganze, ungemütliche Haus. Und in dieser Leere das Brüllen der Rynkensöhne, das Kreischen der Brigolla, die melodramatische Rührseligkeit der Melide („Braunkind" wird sie genannt, und sie singt halb Mignon, halb Preziosa nach einer elend an Franz Abt erinnernden Weise „Weiß nicht, wer meine Mutter ist, weiß nicht, wer mein Vater war") — kurz, man genierte sich. Sudermann wähnt sich immer von Feinden umgeben. Steckten sie diesmal in der Verwaltung der Königlichen Schauspiele? Nicht die Spur einer Brücke leitet von dem unmöglichen Vorstadtstück zu dem Dichter von „Frau Sorge" und „Katzensteg", zu dem klugen und effektsicheren Verfasser von „Ehre", „Sodoms Ende", „Heimat" und „Glück im Winkel". Vom Geist der Zeit erleben wir nichts. Die Sprache der Ordensritter ist ein papierenes Beamtendeutsch, die Sprachbilder der „Strandkinder" haben Kommunalschulhöhe.

Szene des II. Aktes aus „Das Tal der Liebe." Komische Oper. Nach einer Photographie von Zander & Labisch in Berlin.

Gespielt wurde im ältesten Schauspielhausstil. Kraußneck und Pohl können unendlich Besseres — aber der genius loci kriegt sie allmählich doch unter. Die Gruppierung der Strandkinderszenen wirkte so opernhaft gestellt, als handelte sich's um Boieldieu oder Bellini. Und unerträglich ist im Schauspielhaus das doppelte und dreifache Unterstreichen. Alles muß körperlich d. h. mit dem g a n z e n Körper dargestellt werden. Wer friert, der klappert auch gleich. Und zwar nicht nur mit den Zähnen, nein auch mit Armen und Beinen. Wem am Feuer warm wird, der äußert sich eine ganze, ganze Weile in grunzendem Wohlbehagen. Wer Hunger hat, der stellt das

zweite Stadium des Hungertyphus dar. Und wenn die beiden Rynkensöhne einander drängen, die Braut heimzuführen, dann schubsen und boxen sie wie zwei Ziegenböcke. Selbst der lammfromme Abonnentenstamm des zweiten Abends konnte sich der überwältigenden Komik dieses Seelenkampfes nicht entziehen. Wie heiter mag da erst das „böse" Premièrenpublikum gewesen sein! —

Mizzi Wirth in der Operette „Der Graf von Luxemburg." Neues Operettentheater.
Nach einer Photographie von Ernst Schneider in Berlin.

Daß die „bösen Kritiker" keinen Ring bilden in Berlin, daß die oft gehörte Wendung „Die Rezensenten lassen ihn nicht aufkommen" törichtes Gefasel ist, weil zwischen den einzelnen literarischen Lagern der Berliner Presse überhaupt keine Verbindung, geschweige denn eine Verabredung existiert, das hatte sich erst ein paar Abende zuvor beim Schicksal eines Hebbeltheaterstückes erwiesen.

Der Kunstkritiker Julius Meyer-Gräfe debutierte als Dramatiker. „Adam und Eva" heißt das Stück. Oder vielmehr — so hieß es. Denn bis diese Zeilen erscheinen, wird es wohl ausgelitten haben. Herr Meyer-Gräfe hat einen starken Anhang unter den jüngeren Kunstleitartiklern. Er wollte bekanntlich Arnold Böcklin und so ziemlich die ganze deutsche Malerei totschlagen. Als Entschädigung bot er ihr Greco. Dieses Vorgehen sicherte ihm sofort die Sympathie der kritischen Linken. Aber sein schlechtes Drama ward trotzdem ebenso kaltblütig abgelehnt und abgeschlachtet, als wäre es von einem anderen Debutanten, der auf einen minder berühmten Namen hört. Es gibt also doch noch Richter in Berlin.

Die Handlung von „Adam und Eva" ist sehr einfach. Ein Kunstkritiker liebt einen Maler gönnerhaft-zärtlich. Er liebt ihn so sehr, daß er auch große pekuniäre Opfer für ihn bringt. (Was für Kunstkritiker bekanntlich typisch ist.) Der Kunstkritiker liebt aber auch des Malers Frau und verführt sie. Der Maler, ein früherer Offizier, erfährt das alles, es bringt ihn aber nicht wesentlich aus dem Gleichgewicht. (Bekanntlich ebenso typisch für unsere den Ehrengerichten unterstehenden Offiziere.) Bloß des Malers Frau macht sich Vorwürfe. Sie begeht Selbstmord. Und an ihrer Bahre versöhnen sich Maler und Kritiker. Sie sehen ein, daß der Tod ihrer „gemeinsamen Freundin" für sie beide ein Gutes hatte: die große innere Läuterung.

Vollgepfropft ist das Stück mit Abhandlungen über Kunst, künstlerisches Erleben, künstlerische Erkenntnis, differenziertes Empfinden usw. usw. Sie sind stellenweise sogar geistreich. Nur haben sie mit dem Stück gar nichts zu tun. Und die großspurige Breite der Geste, mit der all dies vorgetragen ward, machte es schließlich unerträglich.

Mit welchem Behagen hörte man sich dagegen den klugen Räsoneur, den witzigen Schwadroneur, den amüsanten Feuilletonisten Hermann Bahr in seinem dreiaktigen Lustspiel „Das Konzert" im Lessingtheater an.

Lisa Weise und Karl Bachmann in „Der Graf von Luxemburg“.
Neues Operettentheater.
Nach einer Photographie von Ernst Schneider in Berlin.

der man sich langweilt“, das kurzweiliger, schillernder und präziser wäre. Und zum Glück — immerhin ist es ein deutsches Lustspiel, keine Pariser Importware! —

Der berühmte Pianist Gustav Heink sagt seiner Frau Lebewohl und verschwindet auf einige Tage. Es heißt, er begibt sich auf eine Konzertreise. Es ist diesmal aber nicht die Lorbeer und Geld schaffende Tournee, sondern nur ein Ausflug in Amors Reich. Seine Schülerinnen, die alle verliebt in ihn sind, ahnen's. Seine Frau? Sie erhält durch den Verrat einer eifersüchtigen Kröte von Pianistin Gewißheit: Gustav Heink ist in Gesellschaft der jungen Frau des Professors Jura in sein Bergasyl abgeautelt. Auch dem Professor wird's verraten. Und die beiden Betrogenen auteln hinter dem Liebespärchen her. Der Professor drängt zur Eile: er möchte nicht zu spät kommen. Frau Marie schüttelt lächelnd den Kopf und meint: ihr Mann übereilt sich nie. Gustav Heink ist nämlich gar kein rechter Don Juan; er wird in die ihm selber unbequeme Rolle ab und zu nur hineingedrängt. Ein bißchen Männer- und Künstlereitelkeit und das Klappern, das zum Handwerk gehört — veranlassen ihn, die Rolle durchzuführen. Frau Delfine Jura, die ihn gegenwärtig „verführt“ hat, ist ein komplettes Gänschen. Der Professor, der weltkluge Sonderling (wohl ein Stückchen Peter Altenberg hat da Modell gesessen) und die Künstlersehefrau haben also vereint dem ungleichen Liebespaar gegenüber ein leichtes Spiel. Sie verlangen die Scheidung und Verehelichung über Kreuz — scheinbar in vollem Ernst. Und den beiden Sündern wird's angst und bange. Die Szenen auf der Hütte, die die Verlegenheiten des Liebespaares parodieren, sind von einer erquickenden Heiterkeit. Und geradezu golden ist der überlegene Humor der Frau Marie, die Frau Delfine Verhaltungsmaßregeln für ihr künftiges Leben an Gustav Heinks Seite gibt. Ein tragikomischer Hintergrund

Auch hier feingeschliffene Bemerkungen über Kunstleben und Lebenskunst unserer Tage. Aber wie serviert! Neidlos haben die Kunstrichter, die ihren Berliner Kollegen den Kopfsprung machen ließen, dem Wiener einen vollen Erfolg bereitet und damit gern anerkannt, daß es in ihren Augen doch noch höher wertet, selbst etwas Rechtes zu schaffen, als nur über Geschaffenes klug zu plaudern. Bahr ist nicht nur der erste Journalist Wiens — er hat auch schon eine reiche Vergangenheit als Dramatiker und Romancier. Sein jüngst herausgekommener Theaterroman „Die Nahl“ enthält gewiß einige der besten Romankapitel, die in den letzten Jahren geschrieben wurden. Noch mit keinem Werk aber hat er einen so durchschlagenden, allseitig anerkannten Erfolg errungen wie mit diesem einfachen, graziösen, keck zugreifenden und kurz geschürzten Lustspiel.

Fast könnte man sagen: nach Jahrzehnten endlich einmal wieder ein richtiges Lustspiel. Ich wüßte keines seit Pailleróns „Welt, in

tut sich dabei auf: das Los einer Künstlersgattin — Don Juans Frau! Diese Aussprachen enthalten bei aller Ironie und Schnodderigkeit soviel köstliche Wahrheit in jedem Satz des feingeschliffenen Dialogs, daß die Zuschauer aller Ränge auf ihre Kosten kommen. Und die Erfolge werden bekanntlich auf den letzten Plätzen gemacht. Das Geheimnis des Zugstücks ist ja wohl: durch drastische Wirkungen die Massen der Galerie mit fortreißen, aber so klug manövrieren, daß das literarische Parkett sein Einverständnis erklären kann. Else Lehmann und Emanuel Reicher als Frau Marie und Meister Gustav haben schlechtweg vollendete Lustspielleistungen geboten. Die spielt ihnen in deutschen Landen niemand nach. Fräulein Orloff und Fräulein Herterich als verliebte Gänschen blieben im Geist ihrer Rolle.

Die beifällige Aufnahme des „Königs" jener vielköpfigen Pariser Schwankfirma im letzten Winter verzeichneten alle, die dem Lessingtheater eine höhere Aufgabe zuschreiben als dem Residenztheater, als notwendiges Übel. Über Hermann Bahrs durchschlagenden Erfolg mit seinem „Konzert" herrscht dagegen trotz der Einwände der allzu Literarischen allseitige Genugtuung.

Den literarischen Leuten wird sonst in Berlin ein Kassenerfolg bekanntlich leicht verdacht. Sie sollen ihn vornehm den Bierbumsen und Trikotbrettln überlassen. Schade. Man sollte ganz im Gegenteil das Publikum, das von den rhythmisierten Veitstänzen in den zusammengestohlenen „Schwänken mit Musik" der „Volksbühnen" längst angewidert ist, mit allen Mitteln in die besseren Theater ziehen. Zu diesem Zweck dienen aber nicht die Stücke, die das blasierte Premièrenpublikum für Meisterwerke erklärt.

Als bessere Schwänke mit Musik (ein bissel protzig heißt der eine auf dem Theaterzettel „musikalische Komödie") seien zum Schluß darum noch angeführt: Lehars „Graf von Luxemburg" und Oskar Straus' „Tal der Liebe", das mit Benutzung von Max Dreyers famoser Groteske aus dem „Ammental" entstanden ist. Gefällige Musik, verständig gearbeitete Partituren, lustige Handlung, gute, zum Teil sogar sehr gute Aufführung. Ich wünsche diesen neuen Stücken all das Publikum, das Abend für Abend sich widerspruchslos den schalen Trank der Thaliatheater, Metropoltheater usw. kredenzen läßt. Für Goethes „Tasso" wird es ja doch nicht zu haben sein. Und sein heiliges Recht aufs Lachen findet dort eher Befriedigung. Ein Volksfeind, wer heutzutage gegen Theatererfolge wettert, die auch nur den bescheidensten Forderungen an Geschmack, Takt und Talent genügen!

Frau Königin.

Frau Königin, die Liebe wacht,
Ich bring zwei weiße Pferde,
Wir reiten still die ganze Nacht
Über die blühende Erde.

Ich war Dein treuer Traumgenoss'
In grauen Wintertagen,
Nun blüht's, nun komm, ich hab Dein Roß
Mit Halmgold leicht beschlagen.

Ein Wunder webt im Wald, gib acht,
Wir wollen leise traben,
Das wilde Herz möcht' eine Nacht
Dich und die Waldruh haben.

Horch, wie ein tiefer Atemzug
Geht Nachtwind durch die Bäume,
Und Märchen hat der Wald genug
Und wundersüße Träume.

Otto Rennefeld.

Das Privilegium der Damen von Glanta.

Novelle von Gertrud Freiin le Fort.

Etwa eine halbe Stunde von Meran entfernt liegt an den Abhängen der Marlinger Berge, die das sonnige Etschtal umsäumen, ein kleiner Edelhof. Nußbäume und Kastanien breiten ihre grünen Arme über den Torweg und das spitzbogige Schlupfpförtchen, über das braune Holzwerk der Galerie und die schöne Schmiedearbeit vor den kleinen Fenstern. Hinter dem Hof aber ziehen sich die Laubengänge der Weingärten bis zu der luftigen Höhe eines prächtigen, alten Bergschlosses hinan, das fast kerzengerade über dem Edelsitz emporsteigt. Dort droben gibt es statt der Nußbäume und Kastanien nur eine einzige schwarze Zypresse, die gegen den weißen Turm aufgepflanzt steht wie eine schlanke, drohende Schwertklinge.

Schloß und Edelsitz gehörten seit vielen Jahrhunderten der Familie Glanta, an deren Namen sich eine seltsame Begebenheit knüpft. Als nämlich vorzeiten der ritterliche Kaiser Max drunten im Fürstenhaus zu Meran Hof hielt, geschah es einstmals, daß er den gesamten Adel des Burggrafenamtes zu einem großen Bankett entbot. Da kamen die Füchse von Fuchsberg und die Edlen von Völs und St. Valentin, die Stachelburger, die ihr Geschlecht noch auf die stolzen Taranten zurückführten, die Lichtensteiner von Schenna und die Herren von Auer. Sie und viele andere kamen in des Kaisers Haus und brachten ihre Frauen und Töchter mit, von denen einige schon die welschen Augen hatten, die noch schwärzer sind, als die dunklen Trauben des Farnatsch, der an den Abhängen des Küchelberges wächst, andere aber waren noch so blond wie der reife Mais.

„Siehe da, König Laurins Rosengarten!" rief Kaiser Max, als er ihrer ansichtig wurde. Der junge kaiserliche Rat aber an seiner Seite, der ein feiner Mann war und sich auf welschen wie auf deutschen Wein wohl verstand, erwiderte: „König Laurins Garten hat bei Glanta gelegen."

Da verlangte der Kaiser zu wissen, welches denn die Damen von Glanta wären, und man winkte einem alten Ritter, der brachte sieben Fräulein herbei, von denen immer eine schöner war als die andere, so daß Kaiser Max nicht aus dem Staunen herauskam.

„Herr Glanta," sagte er, „hat Euch Gott auch ein wenig überreich mit Töchtern bedacht, Euch mag um Freier für sie doch nicht bange werden."

Herr Glanta aber verzog den schmalen Mund und seufzte: „Kaiserlicher Herr, ich wollte, die Mädchen wären häßlich wie die Nacht! Es sind ihrer so viele wie Tage in der Woche, und soviel Tage wie in der Woche sind, soviel unnütze Freier muß ich auch jede Woche meinen Schloßberg hinabschicken. Ich bin ein alter Mann, aber da ist nicht Ruhe das ganze Jahr durch, denn so weit das Etschtal reicht, wird kein junger Edelmann gefunden, der noch nicht um ein Fräulein Glanta geworben hätte."

Da lachte der Kaiser und meinte: „Ei, Herr Glanta, Eure Töchter gefallen mir nicht weniger, weil sie stolz sind."

Der junge Rat aber lächelte verschwiegen und sagte: „Mein kaiserlicher Herr, Ihr möchtet, um diesen würdigen Ritter von so großem Ungemach zu befreien, den Damen von Glanta ein Privilegium geben, daß man ihrer großen Schönheit wegen nicht um sie werben dürfte wie um andere Jungfrauen, sondern daß sie selbst, unbeschadet ihrer weiblichen Sittsamkeit, den Mann fragen könnten, der ihnen wohlgefiele."

Das sagte er aber listigerweise, weil er sich von einem der schönen Fräulein geliebt wußte und seines bürgerlichen Namens wegen fürchtete, vom Vater abgewiesen zu werden; denn die sieben Mädchen zusammengenommen waren noch lange nicht so stolz wie Herr Glanta selbst.

Und weil der Kaiser seinen jungen Rat liebte, und weil an diesem Abend noch viel deutscher und welscher Wein floß, und

weil die sieben Schwestern wirklich so wunderschön waren, darum geschah es, daß Kaiser Max den jungen Rat von der Tafel fortschickte, um das Privilegium aufzusetzen. Noch während des Banketts hat der Kaiser es unterzeichnet und, mit dem kaiserlichen Siegel versehen, den Damen von Glanta im Angesicht des ganzen Adels überreicht.

Seitdem waren mehr denn dreihundert Jahre über das Land Tirol hingegangen. Da zog Clemens Glanta, der Besitzer des Edelhofes, unter anderen vergessenen Papieren des Familienarchivs ein vergilbtes Pergament hervor, las es, lachte laut auf und war mehrere Tage lang so vergnügt, wie auf der ganzen Welt nur Clemens Glanta sein konnte, wenn er wieder einmal einen Streich gegen seine Cousine Monika vorhatte, die mit Ludmilla, einer alten, ledigen Verwandten, für die Clemens die feierliche Anrede „Dame" erfunden hatte, auf ihrem väterlichen Schloß lebte. Wirklich eröffnete er Monika auch schon beim nächsten Streit, daß sie in aller Form um ihn anhalten müsse, wenn aus einem Lieblingswunsch ihrer beiderseitigen verstorbenen Eltern und der ganzen übrigen Familie etwas werden solle, denn an einem Kaiserwort dürfe man weder drehen noch deuteln.

Die Antwort darauf war, daß sich Monika mit einem anderen, viel älteren Vetter verlobte, der sich bisher vergeblich um sie beworben hatte. Clemens pfiff ein lustiges Lied, als er die Nachricht erhielt, und sandte seiner Cousine einen Blumenstrauß von der Größe eines Wagenrades. Aber als die Hochzeit heranrückte, war er plötzlich spurlos verschwunden. Einige Jahre lang liefen dann bei den Verwandten spärliche Grüße von ihm aus allerlei seltsamen, entfernten Ländern ein, bis man eines Tages Frau Monikas ältlichen Gemahl in die Gruft seiner Väter hinabtrug. Da tauchte bald darauf ebenso plötzlich, wie er gegangen war, Clemens Glanta wieder im Etschtal auf. Er war noch ein wenig brauner geworden als zuvor und schien über den Begebenheiten der Fremde seine Cousine Monika völlig vergessen zu haben; wenigstens ließ er sich nicht ein einziges Mal bei ihr sehen, und da er auch keinerlei Einladung erhielt, ruhte jedweder Verkehr zwischen Schloß und Edelhof, bis Dame Ludmilla sich von triftigen Gründen bewogen fühlte, ihn aufs neue zu beleben.

Sie schickte einen Boten nach dem Edelhof hinunter und ließ ihren Bruder, den alten Doktor Joseph, der sich bei seinem Neffen Clemens häuslich eingerichtet hatte, zu sich bitten, denn sie hatte von jeher alle wichtigen Fragen ihres Lebens in der Weise gelöst, daß der Doktor Joseph die gute Idee, sie selbst aber zuvor den energischen Anstoß liefern mußte.

Nun traf es sich aber, daß es der erste wunderschöne Frühlingstag des Jahres war. Ein Frühlingstag in Meran! Der Himmel war so blau, wie der Mantel der Mutter Gottes, und überall, wo er an die Berge herab reichte, trug er einen breiten, silbernen Streifen, denn es lag noch viel Schnee droben. In den Weinbergen aber blühten schon die Mandelbäume, daß es war, als hätten sich kleine rosenrote Abendwolken allenthalben auf Erden niedergelassen. Die grünen Weinbergslilien schossen zwischen den Mauern an der Straße hervor, und auf den Steinen flimmerte und tanzte der blanke Glimmer, als hätte die liebe Sonne ihm eigens aufgetragen, dafür zu sorgen, daß die Menschen sie auch genügend bewunderten.

Dieses hatte sie nun zwar dem Doktor Joseph gegenüber nicht erst nötig, denn Doktor Joseph war ein Dichter. Schon als er noch ein Knabe gewesen, hatte sein Vater oftmals bekümmert gesagt: „Wenn der Bub nur das vermaledeite Lügen lassen wollte!" Denn Joseph hing die lustigen Sommerfäden, die seine Phantasie spann, Verwandten und Freunden, wem sie just zu Gesicht standen, an, indem er ihnen die wundersamsten Dinge nachsagte. Als es mit den Jahren nicht besser, sondern eher schlimmer wurde, bestimmte ihn der Vater zum Advokaten, „denn in diesem Beruf," meinte der Alte, „hat es wenigstens seine Ordnung mit dem Lügen". Zu Josephs Glück indessen starb der Vater bald, und der junge Doktor hatte nichts Eiligeres zu tun, als auf den väterlichen Hof zurückzukehren, wo er im Herbst bei den Weinproben seine Schuldigkeit tat und im Winter kleine Lieder und Geschichten aufschrieb, die er während des Frühlings und Sommers erfand.

Es war also weiter kein Wunder, daß dieser Doktor Joseph an einem so schönen Frühlingstag nicht recht vom Fleck kam. Als er endlich das Schloß erreichte, war Dame Ludmilla schon im besten Nachmittagsschlaf. Sie starrte, durch den Eintretenden unsanft erweckt, mit runden Augen aus ihrem Lehnstuhl, in dem sie selbst beim Einnicken steif und aufrecht, wie es ihr Damentitel erforderte, saß, faßte sich dann aber erstaunlich schnell, denn sie hatte nach dem Essen eine hübsche Portion Ärger für den Verspäteten warm gestellt.

„Nun, Dir scheint's auch schon recht einerlei zu sein, was aus unserer guten, alten Familie wird," begann sie sehr ungnädig, „hättest Dich sonst wohl ein bißchen beeilt, wenn Du's Deiner einzigen Schwester zuliebe doch nicht tust."

Doktor Joseph hatte zu allen Zeiten etwas in seinem sorglosen Vogelgesicht, das ungeachtet seiner grauen Haare noch immer an einen Studenten erinnerte; in diesem Augenblick aber hatte dies Gesicht fast etwas vom Schulbuben. Er besaß jedoch großen Respekt vor seiner Schwester, und darum beschloß er von vornherein alles zu tun, was die aufgeregte Dame von ihm verlangen würde.

Diese hatte ihren Vorteil, das heißt seine Zerknirschung, schnell wahrgenommen und fing sogleich an, ihm vorzustellen, wie es seine Pflicht wäre, Clemens, diesem Ungeheuer, an dem er sozusagen Vaterstelle verträte, den Kopf zurecht zu setzen, daß er endlich für seine alte Unart Abbitte tue, die Streitaxt begrabe und um Monika anhalte.

„Du mußt es selbst einsehen," schloß sie, „Clemens ist der letzte seines Stammes und seiner Familie schuldig, zu heiraten. Und da wir beide wissen, daß er im Grunde doch niemand andres als die Moni mag, ist es an uns, es zwischen den beiden nicht länger so hingehen zu lassen, denn das Trauerjahr ist herum."

Doktor Joseph machte ein nachdenkliches Gesicht. Das Schicksal des Hauses Glanta kümmerte ihn zwar im Grunde nur wenig, denn er besaß nicht viel Familiensinn, aber nach der Art aller Leute, die Geschichten schreiben, fing er sogleich an, die eben gehörten Dinge auf seine Zwecke hin zu betrachten.

„Ehe ich eine Meinung abgebe," erwiderte er, „muß ich mir dieses alles erst einmal in ein Buch hineindenken, denn das ist sonderbar: im Leben versteh' ich nichts recht anzugreifen, außer den Wein beim Probieren, aber sowie es sich um eine Geschichte handelt, weiß ich gleich, wie ich's herausbring'."

„Nun denn in Gottes Namen," sagte Dame Ludmilla, aber an dem heftigen Klappern der Stricknadeln, die sie bei den letzten Worten seufzend ergriffen hatte, merkte man, daß sie die Denktechnik ihres Bruders recht umständlich fand.

Doktor Joseph ging unterdessen mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, und dabei nahmen seine dunkelgrauen, tief in dem fröhlichen, alten Jungensgesicht liegenden Augen jene sonderbare Mischung von Träumerei und Übermut an, die dem alten Fräulein immer ein wenig verdächtig war.

Nach einer Weile sagte er: „Wenn ich dies alles in eine Geschichte bringen sollte, so müßten sich nun die beiden zunächst einmal wiedersehen. Die Gelegenheit müßte ich ihnen verschaffen. Wären sie dann beisammen, so brauchte ich mir den Kopf nicht weiter zu zerbrechen, es würde dann alles schon von selbst weiter gehen."

„Was Du gescheit bist!" rief Dame Ludmilla ungeduldig. „Bring' mir mal die beiden so ohne weiteres zusammen mit ihren dicken Köpfen! Der Clemens ist seit Jahr und Tag nicht mehr auf dem Schloß gewesen, und wenn er auch käme, ich bin sicher, daß ihn die Moni nicht empfinge!"

Doktor Joseph hatte seine Wanderung fortgesetzt, und dabei schweiften seine Blicke an den Wänden des kleinen, freundlichen Raumes umher, glitten über das grobe Gebälk der Tür, auf die Dame Ludmilla gewissenhaft zu Beginn eines jeden Jahres mit Kreide die Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige schrieb, und blieben endlich an der Muttergottes hängen, die in einer Ecke des Zimmers unter einem rubinroten Lämpchen stand. Es war eine schmucke Ecke: leuchtende Schnüre von Maiskörnern hingen dort, ein Rosenkranz von silbernen Kettchen und altem Elfenbein, einige Sträuße vorigjähriger Strohblumen und ein frischer Weidenzweig, an dem jedes einzelne Kätzchen wie in zarte,

Damen im Garten.
Gemälde von Claude Monet.

graue Spinnweben eingewickelt und dann mit Goldstaub bestreut zu sein schien. Rund herum an der Wand waren kleine, grelle Heiligenbilder befestigt. Joseph Glanta blieb davor stehen.

„Sag' einmal, hast Du's eigentlich schon mit dem heiligen Ignatius von Loyola versucht?“ fragte er.

Dame Ludmilla blickte ihn erstaunt an, denn Doktor Joseph pflegte nicht sonderlich viel auf die Heiligen zu halten. Er fuhr indessen fort: „Alle Leute, sagen die Ketzer, die der liebe Gott nicht zur vorderen Tür hereinlassen will, läßt der heilige Ignatius durchs Hinterpförtchen schlüpfen. Dazu hat er ein winzig feines-feines Schlüsselchen erfunden, das heißt: Der Zweck heiligt die Mittel.“

Dame Ludmillas Gesicht wurde immer mißtrauischer, aber noch ehe sie etwas erwidern konnte, öffnete Doktor Joseph die Tür mit dem Monogramm der heiligen drei Könige, die zu Monikas Zimmer führte, und schloß sie hinter sich ab. Dann hörte das alte Fräulein ihn zu seiner jungen Nichte, die drinnen auf dem Diwan auch Nachmittagsruhe hielt, in wahrhaft väterlichem Ton reden, ab und zu von heftigen Ausrufen des Widerspruchs unterbrochen.

Dame Ludmilla legte unbedenklich das Ohr gegen die Tür, aber sie traute ihren eigenen Sinnen nicht, denn Doktor Joseph erzählte drinnen frank und frei und mit allen Einzelheiten, daß er von Clemens beauftragt wäre, ihr zu sagen, wie schmerzlich er jenen unbedachten Scherz mit dem Privilegium des Kaisers Max bereue; und daß er nun bald nicht mehr aus noch ein wisse vor dem Wunsch, sie um Verzeihung, ja und noch um etwas anderes, viel Größeres zu bitten. Er wagte nur nicht, ihr unter die Augen zu treten, weil er fürchten müsse, sie werde ihn in gerechtem Zorn gar nicht einmal anhören.

Doktor Joseph sprach gut. Er sprach, als feilte er während des Redens immerfort an einem zierlichen Goldreifen, in den er hie und da ein besonders bedachtes Wort wie einen Edelstein einsetzte, bis er sich schließlich genau paßrecht um den aufgebrachten Willen der jungen Frau legte. Ihr Widerspruch wurde seltner und seltner, schließlich verstummte er ganz, und Doktor Joseph Glanta kam mit seelenvergnügtem Gesicht aus dem Zimmer, wobei er seine Schwester um ein Haar mit der Tür erschlagen hätte.

Dame Ludmilla indessen schämte sich ihres Horchens nicht, im Gegenteil, sie kam sich im Vergleich mit ihrem Bruder wie die leibhaftige Tugend vor.

„Joseph,“ sagte sie förmlich gezäumt mit Entrüstung, „schäme Dich! Du hast gelogen wie als Bub!“

„Gelogen?“ fragte Doktor Joseph, und seine Augen waren ordentlich klar von Ehrlichkeit und Treue. „Ich habe Dir doch gesagt, daß ich alles als eine Geschichte betrachten muß, wenn ich Dir helfen soll. Und übrigens gibt es gar keine Lügen, sondern bloß Wahrheiten und umgekehrte Wahrheiten. Bitte Du nur den heiligen Ignaz um seinen Beistand, wenn ich mit Clemens rede, und sonst kümmere Dich um nichts.“

Damit ergriff er seinen Hut und lief spornstreichs davon, denn seine Geschichte begann ihm Spaß zu machen.

Dame Ludmilla blieb ratlos zurück. Den ganzen Tag über rang sie mit der wahrhaftigen Seite ihrer Natur und einem kleinen, unmoralischen Vertrauen zu dem heiligen Ignatius von Loyola. Schließlich aber beschloß sie, die Sache gehen zu lassen und ihre Hände in Unschuld zu waschen.

⁂

Am anderen Tag um dieselbe Zeit zog sich Monika Glanta das schöne, schwarze Seidenkleid an, das sie so blaß machte, schob wie zufällig einen achtlos gebundenen Veilchenstrauß zwischen die verwirrten Spitzen über der Brust und ging in das kleine Mauergärtchen hinab, in dem die Sonne am frühen Nachmittag wie in einem Nest lag. Dort lehnte sie sich gegen die steinerne Brüstung, über der die Zypresse sich so schmal und dunkel in die Stirn der Landschaft zeichnete, wie die Augenbrauen in das weiße Gesicht der jungen Frau. Jedesmal, wenn drunten auf der vielfältig geringelten Straße eine Gestalt sichtbar wurde, zuckten diese dunklen Brauen zusammen, wie wenn ein Luftzug vom Passeier in den feinen Wipfel der Zypresse stieße; denn Monika Glantas Gesicht, das der erste, ganz leise Hauch des Verblühens nur wie mit einem kleinen, wehmütigen Reiz

gestreift hatte, war von leidenschaftlicher Beweglichkeit. Auch lag, wenn sie sich unbeobachtet wußte, ein Ausdruck unbefriedigt gebliebener Sehnsucht wie Herbst und doch noch wie Vorfrühling darüber.

Nach einer Weile trat sie von dem Mäuerchen zurück, blieb einen Augenblick unschlüssig stehen und wandte sich dann den beiden Katzen zu, die, behaglich aufgerollt und wie zwei große, weiße Eier anzusehen, in der sanften Brutwärme der Märzsonne lagen. Sie begann mit den schläfrig Erwachenden ihr Spiel zu treiben.

Unterdessen stieg Clemens Glanta, den Monika von droben erblickt hatte, rüstig bergan. Kraftvoll und schön sah er aus, wie er so dahin schritt, und die Erregung, die in seinem selbstherrlichen, dunkeläugigen Tirolergesicht stand, hatte nichts von der schlanken Zypresse, in deren Wipfel der Wind stieß, sondern sie war von der Art des wilden, lachenden Passeierwindes selbst. Es war etwas wie eine zornige Freude an diesem Menschen. Ab und zu leuchteten seine Blicke kampfslustig an der alten Feste hinauf, denn Clemens Glanta dachte nicht daran, dem Onkel Joseph zu glauben, der ihm gestern abend feierlich mitgeteilt hatte, Frau Monika wolle ihm, um den Wunsch ihrer Familie zu erfüllen, entgegenkommen. Aber er freute sich, einen Vorwand zu haben, endlich einmal wieder, ohne sich etwas zu vergeben, in die Nähe seiner hochmütigen, jungen Verwandten zu kommen; in Wahrheit, weil es ihn unwiderstehlich zu ihr zog, aber wie er sich einredete, nur um den alten Kampf mit ihr von neuem aufzunehmen. Denn in Clemens Glantas Gesellschaft befand sich ein böses, kleines Teufelchen, das sich uneingestandene Schwäche nannte, nämlich Schwäche für die schöne Cousine, und dieses Teufelchen hatte von Kind auf die ungebärdigsten Sprünge gemacht. Freilich immer vergebens, denn Monika Glanta schien es gar nicht darauf anzukommen, nötigenfalls selbst über ihr eigenes Herz hinwegzuschreiten — falls sie nämlich eins besaß. Clemens Glanta war sich dessen nicht so ganz sicher, er wußte nur, daß sie ihn das letztemal unerhört besiegt hatte, und daß er sie heute nicht schonen würde.

So hatte er den Schloßhof erreicht, der um diese Zeit des Tages ganz ausgestorben dalag, als er plötzlich, von einem Geräusch berührt, aufblickte und wenige Schritte vor sich in dem Mauergärtchen, das seitwärts an den Hof angeklebt war, Monika erblickte. Sie ließ ein Knäul weißer Wolle in der Sonne tanzen, nach dem die beiden Katzen mit leisen Pfötchen schlugen. Das Unerwartete des Anblicks, das zierliche Spiel, das sie mit den jungen Tieren trieb, ihr schwarzes Kleid und vor allem, daß sie ihm ein wenig gealtert vorkam, erfüllten sein Herz mit einer plötzlichen, schmerzhaften Zärtlichkeit.

Da blickte sie wie zufällig auf, und nun war er über seiner Rührung so befangen, daß er sie gegen seine Absicht ganz sanft begrüßte. Dadurch erschien auch er ihr verändert, und sie konnte nur denken, daß es von dem herrühre, was Doktor Joseph ihr gestern erzählt hatte. Sie beugte sich nieder, um das eine Kätzchen, das ihr auf den Schoß gesprungen war, herabzusetzen, und als sie sich erhob, stand ihr das Blut noch im Gesicht. Aber sie begrüßte ihn ebenso sanft und fragte teilnehmend nach seinen Reisen und nach allerlei Dingen seines Lebens. So gerieten sie in eine friedfertige, gesittete Unterhaltung hinein.

Clemens Glanta wurde ganz wunderlich dabei zumute, und je unwahrscheinlicher und darum unsicherer er sich vorkam, um so ruhiger und selbstgewisser wurde sie, so daß in ihm schließlich allen Ernstes die Idee aufstieg, der Onkel Joseph habe am Ende ausnahmsweise einmal die Wahrheit gesagt; Monika werde nun in all ihrer Gelassenheit und all ihrer schwarzen Seide das Wort aussprechen, das er einst im Übermut von ihr verlangt hatte. Und dieses unerzwungene Wort begann ihn plötzlich ganz ungeheuer zu ärgern, denn einmal war Clemens Glanta ein solcher Widerspruchsgeist, daß ihm sein eigener Wille nur Freude machte, wenn er ihn gewaltsam durchsetzen konnte, und dann hatte er auch das Gefühl, wenn Monika das Erwartete täte, so würde sie eine Art und Weise finden, die für ihn nicht weniger eine Niederlage wäre, als damals ihre Verlobung mit dem anderen.

Und so saßen sie einander gegenüber, sie auf dem Mäuerchen neben der Zypresse und er auf der hölzernen Bank unter dem kahlen Feigenbaum, und einer wartete dar-

auf, daß der andere das Entscheidende sprechen würde.

Die alte Schloßuhr hatte schon wiederholt eine Viertelstunde gleich einem dumpfen Stein in das enge Mauergärtchen hinabfallen lassen, und die Sonne rückte langsam über das Tal gegen die Marlinger Berge zu.

Monika begann ungeduldig zu werden. ‚Er findet den rechten Augenblick nicht,‘ dachte sie und ließ eine Pause in der Unterhaltung eintreten.

Der weiße Knäul tanzte von neuem, und aus den kleinen Sammetkissen der Katzenpfötchen blitzten die feinen Krallen wie Nadeln, schlugen sich in die weiße Wolle und zogen die geschmeidigen Körper an dem schwebenden Knäul empor, raschelten wie Mäuse in den seidenen Falten des Kleides über Arme und Nacken der jungen Frau, deren Bewegungen sich mit denen der anmutigen Tiere zu einem lautlosen Rhythmus zusammenschmiegten.

Clemens Glanta schwieg.

Nun wurde Monikas Ungeduld zur Erregung. Ihre Lippen preßten sich aufeinander, ihre Bewegungen schienen nervös. Clemens Glanta bemerkte es mit Wohlgefallen. ‚Es wird ihr schwer,‘ dachte er, ‚oder der Onkel Joseph hat doch gelogen.‘ Das Teufelchen neben ihm begann lebendig zu werden.

„Erinnerst Du Dich noch des großen Streites,“ fragte er, „den wir Kinder einmal miteinander hatten? Es war hier im Mauergärtchen an genau derselben Stelle. Ich hatte Deinen Namen ein wenig verdreht — Monika — Harmonika, das klang so hübsch nach Sommernächten und Musik, aber Du nahmst es übel, und das wurde der Anfang.“

Monika wußte es auch noch. Sie hatten sich damals schließlich in ein stundenlanges Schweigen verbissen, weil keiner den ersten Schritt zur Versöhnung tun wollte, bis es am späten Abend unter Dame Ludmillas strengen Augen wenigstens zu einem zwangsweisen Händereichen gekommen war. Für Clemens Glanta war immer etwas wie Musik und ferne Sommernächte um die Erinnerung jenes Streites geblieben.

„Was mich betrifft,“ fuhr er fort, „so warte ich heute, wenn's sein muß, ebenso lange — Monika — Harmonika.“

Sie sah ihn mißtrauisch an. „Warten?“ sagte sie. „Wartest Du hier etwa auf jemand?“

„Vielleicht auf den Onkel Joseph,“ erwiderte er, und dabei beugte er sich ein wenig vor und blitzte sie mit Augen an, in denen ein fernes Lachen wie Sonne flimmerte oder auch ein wenig wie Wetterleuchten. Monika Glanta kannte dieses Lachen. Es war wie eine Kriegsfanfare aus alter Zeit. Sie wandte den Kopf und rief nach den Katzen. Die aber schienen des Spieles satt zu sein, sie ließen blasiert die Schwänze hängen und stolzierten nach dem Hof hinüber, ohne sich im mindesten um den Ruf ihrer Herrin zu kümmern.

„Man merkt, daß es Glantasche Damen sind,“ bemerkte Clemens. Das Wetterleuchten in seinen Augen war schon näher gekommen.

„Ja, nimm Dich nur in acht,“ sagte sie mit halbem Lächeln — Clemens Glantas Augen hatten etwas Ansteckendes.

„Warum denn?“ fragte er herausfordernd.

Nun aber brach auch bei ihr die Tradition der alten Feindschaft und das Glantasche Temperament durch. Sie warf den Kopf in den Nacken. „Ich meine,“ sagte sie fliegenden Tons, „Du hättest es einmal im Leben erfahren können, daß meine Katzen keine Hunde sind, sondern freie Tiere, die nie etwas tun, was sie nicht mögen, und sich nicht erziehen und nicht zwingen lassen und keinen Herrn über sich anerkennen! Und darum lieb' ich Katzen!“

‚Jetzt kommt's herauf! Jetzt kommt's herauf!‘ funkelte das Wetterleuchten in Clemens Glantas Augen. Er fragte: „Am Ende nehmen Deine Katzen auch das Privilegium des Kaisers Max für sich mit in Anspruch?“

Monika Glanta stand im Augenblick auf beiden Füßen. „Du, ich rat' Dir, wag' es nicht mit den alten Geschichten,“ sagte sie drohend.

„Ja, ich wag's!“ rief er und warf lachend das Privilegium auf den Tisch, das er beim Fortgehen zu sich gesteckt hatte. „Der Onkel Joseph hat mir gesagt, daß Du etwas auf dem Herzen hättest, was Du mir gestehen wolltest!“

Monika Glanta bebte. Sie war ganz

und gar von Zorn übergossen. Erst sagte sie gar nichts, dann langsam, jedes Wort fast inbrünstig betonend: „Ich könnte Dir ins Gesicht schlagen, Clemens Glanta!“

„Das wolltest Du schon immer als Mädchen,“ erwiderte er. „Weißt Du auch noch, warum Du es nicht tatest, Monika Glanta?“

Die letzten Worte klangen leise. Wie sie so vor ihm stand in der Leidenschaft ihres Zornes, war es wieder heiß in ihm aufgestiegen. Er hatte damals gesagt, er werde sie küssen, wenn sie die Hand gegen ihn aufhöbe.

Es war auf einmal so still, daß man das Atemholen der beiden Menschen hören konnte. In Monika Glantas Gesicht stieg eine feine Röte, als ob etwas Vergessenes in ihrer Erinnerung auftauchte — ein Traum? Ein Wunsch? Ihr Zorn schien verflogen, ihre Augen gingen in die Ferne hinaus.

Da lagen die Abhänge jenseits der Etsch noch vom Abendlicht entzündet, als wäre Goldbronze über den kahlen Gebüschen, zwischen denen die alten Schlösser wie große Perlen herausschimmerten. Aber auf der Marlinger Seite schwebten die Schatten schon blau wie Veilchen, deren Düfte das ganze Mauergärtchen erfüllten. Etwas von Italien war in der Luft, etwas von Renaissance war darinnen —

Clemens Glantas Herz pochte, aber vor Schrecken darüber kam das Teufelchen noch einmal hoch. „Monika, bist Du mir keine Genugtuung dafür schuldig, daß Du den anderen geheiratet hast?“

Sie fuhr zusammen, als ob sie aus tiefen Gedanken erwachte. Dann ergriff sie die Falten ihres langen Kleides und ging wie eine Prinzessin an ihm vorüber.

Clemens Glanta hatte wieder verloren! Er sprang auf und vertrat ihr den Weg, ihm war, als müsse er sie mit seinen Händen festhalten. Aber in der großen Angst fand sein trotziges und verzagtes Herz nur drohende Worte: „Monika, wenn Du noch einmal gehst, ohne mir's zu sagen, ich komme nie wieder! Bei der Muttergottes von Lana, ich schwör' Dir's, nie wieder!“

Und dabei erblaßte er vor seinen eigenen Worten. Ganz hilflos von Leidenschaft und Liebe sah der starke, übermütige Clemens Glanta aus.

Sie hatte ihn anfangs kalt und dann aufmerksam angeblickt. Auf einmal wurde ihre Gestalt seltsam groß. Mit einer Bewegung, wie sie Menschen eigen ist, die ein Geschenk bringen, trat sie auf den Verzagten zu und küßte das Gesicht, gegen das sie noch eben im Zorn die Hand hatte aufheben wollen.

Er stand einen Augenblick lang betäubt. Dann riß er sie bebend vor Glück an sich. „Nun bist Du mein, mein, mein!“ stammelte er.

Da klang es wie leises Lachen in seinen Armen.

„Dein? Dein?“ fragte eine schwankende Stimme. „Ja, woher denn?“

Sie machte sich los und ergriff den alten Brief, der noch auf dem Tisch lag. „Was glaubst Du wohl,“ fuhr sie mit einem reizenden Spiel von Sieg und Verwirrung fort, „was glaubst Du wohl? Hier ist mein Privilegium, das ich mir nicht nehmen lasse! Oder hab' ich Dich etwa gefragt?“

Nun fing auch Clemens an zu lachen. „Monika,“ rief er, „o Monika, Du hoffnungsloser Starrkopf! Muß ich es dennoch sein, der bittet? Lassen kann ich Dich nun nicht mehr, soll ich noch niederknien, damit Du auf Dein Privilegium verzichtest? Oder was willst Du?“

Ihr Lachen war noch immer wie ein Licht in der Dämmerung. Aber auf einmal sank es blitzartig in einem Strom von Tränen unter, in dem sich all das Verhaltene, Sehnsüchtige so vieler Jahre löste.

„Dich will ich, Dich!“ flüsterte sie und umschlang ihn mit beiden Armen.

❀ ❀ ❀

An diesem Abend erhielt Doktor Joseph Glanta, als er drunten im Edelhof behaglich an seinem Arbeitstisch saß, einen Brief, der Dame Ludmillas Handschrift fast täuschend nachahmte. Er möchte, stand darinnen, doch so schnell wie möglich nach dem Schloß herauf kommen, es sei droben ein großes Unglück geschehen.

Doktor Joseph aber, der eben mitten in einer fabelhaften Geschichte steckte, antwortete kurz und bündig, er verbäte sich, daß man ihm ins Handwerk pfusche. Denn die „umgekehrten Wahrheiten“ wären sein Privilegium, das ebenso zu respektieren sei, wie das der Damen von Glanta.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wanderfahrten eines Vortragsredners.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Vorträge halten ist ein ziemlich kostspieliges Unternehmen, sofern man die geopferte Zeit materialisiert. Die Reise nach dem betreffenden Ort und die Rückfahrt, das sind schon zwei Tage; und drei bis vier Tage vor dem Vortrag läuft man in seinen Zimmern oder in der Veranda auf und ab, bis man ihn „hat". Auch wenn man den Stoff noch so sicher beherrscht. Gerade zu einem Thema, das wir gut, allzugut kennen, fallen uns, indem es wieder durchgegangen wird, eine Anzahl weiterer Gedanken ein und interessieren dann lebendiger als der alte Vorrat, Erkenntnisse blitzen auf, und neue Beziehungen funkeln kreuz und quer, wie die Sternschnuppen im Weltall; da heißt es also wieder ordnen und bestimmt im voraus abgrenzen. Denn der Hörer verträgt die Sternschnuppen nur, wenn er ihretwegen nicht die mathematisch genau sich rundende Bahn des Themaplaneten verliert. Die konstruktive Form eines Vortrags muß sicher in dem Redner aufgebaut sein, die Disposition muß feststehen von Absatz zu Absatz, Gedanke zu Gedanke; nur so gilt das Wort, daß Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vortragen und ungekünstelt die Wirkung zu der des geistigen Kunstwerks machen werden.

Fünf fleißige Arbeitstage, materiell gewertet und ausgenutzt, bringen aber mehr ein, als ein durchschnittliches Vortragshonorar. Besonders wenn der Redner zu denen gehört, die immer im voraus gerührt sind über eine Stadt, die sie zu hören wünscht, und geniert, daß sie dafür eine Entschädigung verlangen sollen. Was übrigens leicht nur eine ungeprüfte Gutmütigkeit, also Schwäche ist, eine falsche Logik gegenüber der Situation, ein prüdes Nichtbekennen zu dem, was man tut und leistet. Was bleibt von der rechten Freude des schönen Impulses übrig, wenn man einem weitorganisierten nationalen Verein erklärt, die erbetene Rede bei der großen Festtagung nehme man selbstverständlich als eine Ehrenpflicht ohne Vergütung auf sich (einschließlich Reisekosten), und wenn man nachher dann wochenlang von Kollege Hinz und Oberpatriot Kunz lüstern gefragt wird: „Na, dort hat man Ihnen aber ein sehr anständiges Honorar gezahlt? Sagen Sie mal, was macht der Verein eigentlich mit seinen Bombengeldern?" Und wenn man, nebenbei gesagt, sich die Frage in der Stille selber schon manchmal vorgelegt hat.

Schließlich wirkt in unserm neuesten Deutsch- und Geldmacherlande — in unserer von den europäischen sich am geschwindesten yankeesierenden Nation — ein Diogenes in der Tonne, der Menschen sucht, bei vielen sogar lächerlich und ungebührlich beschränkt. Der Redner, der sein Licht für drei- bis fünfhundert Mark leuchten läßt, um den sitzen die Herren des Vorstandes beträchtlich viel chinesischer herum, als um den, der erklärte, das tue er selbstverständlich umsonst oder billig. Übrigens gibt es da auch sehr bemerkenswerte Ausnahmen, was Unabhängigkeit von der Inszenierung und den Kontakt von Mensch zu Menschen anlangt. Es ließe sich davon gewissermaßen eine Landkarte aufstellen. — Soviel über die materielle Nebenfrage, da dies manchen interessiert.

Man kann es nun auch anders machen, als daß man, wie oben, in der Veranda herumläuft und zu jedem Vortrag einzeln ausführt. Man kann ihn Wort für Wort aufschreiben, ein paarmal durchlesen und dann vor dem Publikum ablesen. Oder, was nichts viel anderes ist, ihn auswendig hersagen. Ich begreife nur immer nicht, weshalb man solche „Redner" sich erst auf die Bahn bemühen läßt. Ein genügend gutes Grammophon würde denselben Effekt tun, und da man überall Lichtbildapparate hat, könnte man auch in effigie den berühmten Mann während der Rezitation erscheinen lassen, in der vorteilhaftesten Denkerpose mit gekreuzten Armen und vergeistigtem Augenniederschlag.

Damit will ich nun keineswegs das Manuskript in allen Fällen verurteilen. Es kann der Bequemlichkeit oder Beschränktheit entspringen, aber auch der unwiderstehlichen Scheu der trefflichsten Leute vor dem lebendigen Wort. Sie haben vielleicht sehr Wertvolles zu sagen, aber behaupten steif und fest, sie seien keine Redner. Bis zum erstenmal, daß man wohl oder übel reden muß, behauptet das eben so ziemlich jeder. Es ist aber durchweg nur ein falsch verstandenes Lampenfieber. Bei manchen kommt es auch aus der Erfahrung, daß sie keine Toaste auszubringen imstande sind. Beides hat aber nichts miteinander zu tun. Gewöhnlich sind die eindrucksvollsten Redner schlechte Causeure und Dineramüseure durch Tischreden, und umgekehrt. Aus welchen inneren Gründen, liegt ja auf der Hand. Wenn jene tüchtigen Wohlberufenen nun um ihrer Schüchternheit willen, die ihrer Gewissenhaftigkeit entspringt,

ein kluges, schönes, originales Manuskript nicht ungeschickt herunterlesen, so ist auch das immer für die Hörer gewinnreich und genußreich; sie erhalten auch so etwas Gutes aus schöpferischer erster Hand. Aber was hat es für einen Zweck, daß jemand die ungenannten Schriften eines andern, der viel feiner als er ist, in einen papiernen Vortrag umtrivialisiert? Nicht zu Empfängnis gewordene und damit fremdbleibende Gedanken kann man eben schlechterdings nur aus einem gemachten Manuskript vortragen, sei es lesend oder hersagend. Aber man verhindert so, daß der bessere Autor gelesen wird. Es gehen ja nicht wenige aus dem Motiv in Vorträge, weil sie dann nichts zu lesen brauchen.

Sehr beliebt ist es, mit einem wohlhergerichteten Manuskript eine ganze kombinierte Rundreise anzutreten. Alte Routiniers verstehen es, den Vortragskomitees sechs verschiedene Themata vorzuschlagen, die aber, bei Licht besehen, immer dieselben sind, nur der Eingang ist zum sechsfachen Auswechseln hergerichtet. Indessen auch die freier Sprechenden sind ja nicht durchaus gehindert, eigentliche Rundfahrten anzutreten. Sämtliche Verabredungen werden also aneinandergehäkelt, und in Ausführung dessen spricht man zwei bis drei Wochen fortgesetzt an einem neuen Ort und sinkt an jeden Abend in das Bett eines anderen Gasthauses. Das System hat den Vorteil, daß man einen gerundeten Beutel mit Zechinen nach Hause bringt und für etliche Zeit keine Nahrungssorgen hat. Oder daß man sich ein Haus davon erbaut; ich könnte manches hübsche behagliche Heim nennen, welches Stein für Stein aus solchen Vortragsgeldern zusammengetragen worden ist. Ein solches Erringen hat Sympathisches und Anerkennenswertes genug. Gerade deshalb, weil nicht jeder ermißt, was für eine ausdauernde Ertragungsfähigkeit, mehr noch seelisch als physisch, dazu gehört und wie man sich tagtäglich die Spannkraft dafür erkämpfen muß. Man ist ja kein Handlungsreisender, der das im Hauptberuf treibt und der — was wesentlich ist — tagsüber, morgens, nachmittags, seine Ziele verfolgt. Die Tage sitzt, läuft, liegt man, fern vom häuslichen Herd, von Weib und Kindern, oft nur allzu tatlos, zeittotschlagend herum. Es ist Winter, denn im Sommer gibt es keine Vorträge; November bis Februar, bestenfalls März. Durch die abscheulich gepflasterten Kleinstadtstraßen treibt der nasse Schnee, schwärzlicher Nebel der lichtlosen Tage mengt sich mit der Atmosphäre der Fabriken, der roh zurechtgemauerten Arbeiterviertel, die man auf der Suche nach ein wenig Anschauungsgewinn resigniert durchpilgert. Denn viel, wenn nicht der meiste Eifer für Entschädigung durch Bildung ist ja gerade in den gewerblichsten Gegenden; wie viele, viele Vorträge habe ich einst — und immer wieder gerne — in solchen sächsischen Kohlen- und Fabrikstädten gehalten oder in den Gegenden von Elberfeld, Essen, Mühlheim, St. Johann-Saarbrücken. Solche Orte mögen manches Interessante bieten, aber sie drücken doch tagsüber vielfach auf das menschliche und vom Unästhetischen gequälte Gefühl. Insbesondere ist noch in den Hotels dieser geschäftsreichen Orte ein je ne sais quoi von Unerträglichkeit, besser Nichthingehörigkeit zu überwinden. Man könnte ja etwas arbeiten. Aber höchstens schreibt man Briefe. Sonst gehören die Gedanken doch dem Abend. Man muß an diesem frisch sein, für eineinhalb, ja, wenn die Hörer gerne folgen, zwei Stunden freiformendes Reden und für die oft sehr interessante Sitzung hinterdrein mit Herren von ganz fremder, tüchtiger Lebenssphäre. Deshalb ist es auch eine zweischneidige Wohltat, wenn man in das Haus von gefälligen lieben Gastfreunden am Ort oder von Vortragshonoratioren aufgenommen wird. Man ist zerstreut und fühlt das selber.

Übrigens frisch bei der Sache zu sein ist weniger leicht bei Vorträgen, die man an Tagen vorher schon gerade so gehalten hat. Man hat sie geistig schon wieder hinter sich; man kämpft mit einer heimlichen Scham und kommt durch sie in die Gefahr zu improvisieren. Die Erfahrung ist auch sonst bekannt. Der spannkräftige Schwung der Generalprobe wird nachher selten wieder erreicht. Dies ist ein Einwand gegen die Rundreisen. Denn ein Dutzend immer verschiedener Vorträge zu halten, übersteigt auch wieder die praktische Möglichkeit.

Noch eines: Die Sonntage fallen für Vorträge durchweg aus. Sie müssen dann in winterlichen fremden Städten mit geschlossenen Läden und überfüllten Cafés überstanden werden, bis zum Abend, wo man ins Theater geht, ins Weiße Rößl oder in ein Drama von Kadelburg. Oder es überfällt uns nach eben angetretener Reise die greuliche Influenza. Dann müßte man zwölf Vorträgen abschreiben, den Vereinen das Programm umwerfen, und man befindet sich so lahm, so übel, daß auch nur hierzu die Energie fehlt; dazu denkt man, es muß ja morgen schon wieder besser werden, und außerdem steht schon die schöne Summe wohluntergebracht im häuslichen Budget. Kurzum, man verliegt vielfach die vierzehn Tage in der Fremde im Bett, jeden Tag im andern, und abends steht man von Schauern geschüttelt auf dem Podium, selbst wenn es schließlich nicht mehr anders durchzuführen ist — wegen der Stimme noch mehr als wegen der Stimmung — als daß man auf dem Pult ein starkes Glas voll heißem Glühwein mit hat, wie ich das einmal vor den argwöhnischen Lübeckern mußte.

Und bei alledem: Ich habe von Hunderten von Vorträgen die allermeisten mit frohem akutem Vergnügen gehalten, mit dem sicher nachbleibenden Gefühl von Gewinn, einer starken, feinen Lebenswonne, mit vielseitig angenehmer und hübscher Erinnerung. Nicht immer verhängen Wetter und Gegend über diese Tage der winterlichen Fahrt die vor-

hin geschilderte Ratlosigkeit. Da habe ich gemächliche Stunden für die romanischen Kirchen und gotischen Dome gehabt, drinnen und draußen an ragenden Türmen und aussichtsschönen Galerien, für wundervolle Rathäuser und nahe bergthronende Schlösser und Burgen, für entlegene Residenzchen mit alten Belvederen und Gärten, für die Werther- und Lotteerinnerungen Wetzlars, die oranischen von Dillenburg, die patrizischen von Bremen, Nürnberg, Augsburg oder den kleinen oberschwäbischen Reichsstädten, die Architekturen, die schönen Geschichts- und Kunstsammlungen von Westpreußen und Schlesien bis über den Rhein, die Schlachtfelder von Saarbrücken und von Metz, auf dem Krümperwagen in kundiger Führung, die Silberbergwerke Deutschlands, gewaltige Eisenhämmer, heiße Glasbläsereien, lehrreiche moderne Druckereien, glänzende Fabriken oder die menschlich wohltuende Einrichtung moderner Irren- und anderer Fürsorge- oder auch Unterrichtsanstalten. Hier kommen uns, wie sonst nicht ohne weiteres dem Reisenden, die Anknüpfungen zugute, die mit der Begrüßung und Aufnahme durch die angesehenen Vereinsvorstände gegeben sind. Bald sind wir am fröhlichen lendemain durch bunte Herbstwälder zusammen ins Werratal gefahren, bald mit dem klingenden Schlitten über des Erzgebirges Schneeeinsamkeiten nach Böhmen. Winterwandertage in verschiedensten deutschen Mittelgebirgen schließen sich zum Ring, für manchen freien Zwischen-Abend ward der behagliche Kachelofen auf einsam entlegener Bergrasthöhe im tiefen Schnee mit gefütterten Stiefeln erwandert; nie wäre ich ohne die Vorträge vorbeigekommen am heiligen Peter zu Walporzheim und noch so manchem berühmten und romantischen Einkehrort. In Mailand, wo ich zwei Vorträge mit freiem Tag dazwischen hatte, ward mir, ich konnte nicht erfahren von welchem der liebenswürdigen Landsleute, ein Fahrrad zur Benutzung ins Hotel gesandt. Da flog ich um in den geschichtsreichen Städten wie Pavia, Lodi, Monza, verbrachte genußvolle Stunden in der mit erdenklichstem Schmuck und Kunstwerk erbauten Certosa; um mich flutete die grüne Ebene in erster Frühlingsregung mit hochgefüllten Bächen und Kanälen, und in glitzender Wintermajestät, von der Sonne des Südens angestrahlt, hoben sich die Alpen über das grüne und silbernde Bild der Lombardei mit ihren Römer-, Langobarden-, Barbarossa-, Visconti-, Sforza- und Landsknechtserinnerungen. Wie viele immer neue Gegenden gibt es, wohin unsereins so selten anders, als durch einen Vortrag, kommt! Wilhelmshaven, wo ich im Kasino die Trophäen der Buschirikämpfe sah, wo vom Leben in der Südsee erzählt ward und der Koch exotische Gerichte zum Kosten bereiten mußte; wo soviel Feines über Bücher gesprochen wurde, die sich in die lange, lange Heimatferne mitnehmen lassen, wo ich ein ganzes großes Stück unserer Flotte Schiff für Schiff durfte kennen lernen, von dem berühmten alten „König Wilhelm" an. Oder Leer, wo über die von Gänsen und Schwänen belebten überschwemmten Marschen der Nordseesturm novemberlich heulte, die Windmühlen, hoch in der Stadt erbaut, rasend und pfeifend die Flügel umschwangen, das windgepeitschte Wasser von der See viele Meter hoch die Ems und die Leda hinaufjagte; wo die Haustüren noch vielfach die alten Mauerrillen haben, um sie mit Schotten gegen die Sturmflut dicht zu machen, wo man sich klar macht, wie einst vor 1000 Jahren die Seeschiffe der Friesen binnenseits der Küste durch das Land hindurchfuhren, aus Seeräuberangst, wo merkwürdige alte Backsteinschlösser, Tieflandsburgen stehen und wieder auch Groningen nahe ist, die stattliche und wunderhübsche niederländische Altfriesenstadt. O ja, welche Bilder odysseischer Weltfahrten kann allein dieses Wort Vorträge in einem einzelnen Menschen zusammenhäufen, von Warthe und Weichsel bis an den Itamaraty und Tieté, zu hesperischen Gärten Südamerikas, Reitertagen im Farnhochwald von Bahia, schimmernd geselliger Lust und Tänzen in lauen Tropennächten von Petropolis und Santos, Aufnahme in gastlichen Fazenden im Innern, gastlich dem deutschen Reisenden sich öffnenden Gesandtschaften Deutschlands, Österreich-Ungarns, Nordamerikas — schier zu reich scheint sich's zu drängen fürs richtige ganze Erleben und dankbare Festhalten, was sich da von Bildern, Erinnerungen, persönlich herzlichem Gedenken zu einander häuft.

Jucundi acti labores. Das Wort, daß zum frohesten Besitz werde, was Plage schien, gilt auch von den geistigen und menschlichen Strapazen, die mit dem Wirken vom Reisekatheder herab verbunden sind, das Wort, welches der homerische Odysseus seinem Eumaios erwiderte: daß hinterher es dem Manne zum Ergötzen wird, wenn er sich manches ermüht' und das Leben ihn tüchtig herumtrug.

Es ist so vieles mit den Vorträgen verbunden, was das Kräftegefühl ganz außerordentlich erhalten hilft. Und nicht bloß das subjektive Gefühl, nein, die Kräfte, das Jungbleiben selbst. Gar so leicht gewöhnt man sich an das gemächliche Aufstehen, die Pedanterien der Hausväterlichkeit, des Frühstückstisches, des Arbeitsbeginns. Hier heißt es erfrischend wieder: heraus, wenn der Hausknecht klopft. Oft hat man abends bis zwölf Uhr, ja länger im lebhaften Gespräch noch zusammengehockt, aber der einzige gescheite Zug geht früh um 5[50], im tiefen Januar. Und vorher soll noch rasch in das Album des Vereins ein Gedenkverslein geschrieben werden (das dann, weil man immer wieder solches officium honestum nicht vorher bedacht hat, nach dieser Morgenstunde bei frostiger Gasflamme ausfällt, die kein Gold im Munde hat).

Ferner rechne ich nicht am wenigsten als lohnend und gesund das prachtvolle physische

Gefühl, dieses wahre Austurnen der Lungen, das eine Rede in größeren und großen Räumen mit sich bringt. Säle, wie die Mannheimer Stadthalle, die Philharmonie und Kroll in Berlin, oder gar im Freien auf windüberkämmten Bergeshöhen.

Dasselbe gilt aber auch in geistiger Beziehung: von diesem Auf- und Durchrütteln, hinter dem ein bestimmtes, nicht gleich begnügtes Wollen steht. Sprechen wir von allen Seiten der Sache ehrlich und unverzagt, wie ich es hier will. Bei literarischen Arbeiten beginnt man einmal mit dem Schreiben. Dann steht's da und hat schon etwas Stereotypiertes an sich. Am Ganzen zu ändern gibt es da nicht mehr, der Buchstabe tötet auch auf diese Weise. Da heißt es, wenn man's wieder vornimmt, Papierkorb oder Stehenlassen; viel Flicken nützt gar nichts, zerstört es nur. Beim mündlichen „Vortragmachen“ dagegen geht man frei wieder die geplante Darlegung durch, Besseres fällt einem ein, ungesehene Wege, Erkenntnisse, Dispositionen tun sich auf; in einem gehaltvollen Vortrag steckt wieder ein neuer, ja ein ganzes originales und ausgereiftes Buch.

Was aber doch das deutlichste von elastischem Lebensgefühl gibt, das ist das Sprechen selbst vor dem wildfremden Publikum. Ich weiß nicht, ob das so der Schauspieler, der Virtuose, der sich selbst vorlesende Dichter, der Rezitator haben kann. Ihr Pensum steht in jeder Silbe, jeder Note fest. Sie erlebten persönlich als Künstler es vorher, jetzt nicht mehr. Im Konzert eines feinen Geigers denke ich unwillkürlich immer: wie müssen wir ihn stören! Gewiß, der rauschende Beifall nachher, das ist schon nichts Geringes, auch ganz ohne Eitelkeit empfunden. Bei den Vorträgen ist aber noch etwas anderes da: die Summe von ganz momentanen Eindrücken und Wechselwirkungen, die vorher noch gar nicht in Rechnung zu stellen waren.

Man kann das wieder nur persönlich erzählen, denn anders kennt man es ja nicht. Vielleicht, recht oft, ist der Vortrag im Saal des Hotels, wo man deshalb wohnt. Man hat das opulente Zimmer, über dem Eingang, an der Treppe, nach der Straße (nicht das geräuschloseste also; aber die Wirte tun es nicht anders). Die Stunde kommt, die Stunde naht, das Publikum strömt herbei, man geht zuweilen ans Fenster und sieht zu. Die Damen im Theatermantel und Schleier, die Herren stattlich; Droschken und Wagen fahren vor. Alle diese Menschen kommen unsertwegen, es gibt sie also wirklich. Am drastischsten ist dies Gefühl in jenen gewissen Städten, die man nachmittags an Wurstlädchen und Kleinenmannswohnungen vorbei durchirrt hat: „Wo in aller Welt soll hier bloß ein Publikum herkommen?“ Oder wenn zwei Stunden vor Beginn ein nasses Schneegestöber einsetzt und die Straßen schrecklich macht. Viel schlimmer aber ist es, wenn in der gleichen Stadt nachträglich auf denselben Abend ein schönes Konzert, ein neues Theaterstück angesetzt ist, man trifft mit Weingartner im selben Hotel zusammen, ein europäischer Star ist zugereist gekommen oder eine Barfußtänzerin. Wir denken in Berlin so leicht ja immer, das gäbe es alles nur in Berlin. Auch in solchen Hinsichten sind die Vortragsfahrten geeignet, den Redner selber etwas aufzuklären.

Im allgemeinen erfolgt aber das bekannte Zusammenströmen durch den Saaleingang. Und plötzlich, im letzten Moment, überkommt uns ein schreckhaftes Gefühl: „Mensch, ist denn dein Vortrag auch gut genug??“ Eine verrückte, impulsive Überschätzung dieser gutgekleideten Menschen mit und ohne Zwicker da unten, als kämen sie, um etwas ganz Unerhörtes zu hören, als verständen sie alle mindestens so viel wie ich von der Sache, und ich müßte in aller Eile noch blendende letzte Neuheiten des Geistes auftreiben, Scheinwerfergedanken, die weit über das bisher Gekannte hinauszeigen. Das kommt natürlich, weil uns das, was wir sicher und schon länger kennen, durch Selbsttäuschung leicht als ein allgemeinstes Wissen, ein Auffassen aller erscheint.

Tatsächlich spricht man in dieser Verfassung eher ein wenig zu hoch und sagt zu viel noch Neues. Es kann einem passieren, daß nachher bei seiner ehrenden, wohlabgemessenen Anrede im engeren Kreise der geistige Selbstherrscher loci einfließen läßt, der geehrte Redner habe sich nicht in allen Punkten im Einklang mit den und den Autoritäten befunden. Das kommt davon, wenn man selber nie Zeit hat, umzirkelte Autorität zu werden. „Du mußt es dreimal sagen,“ sagt Mephisto; mehr: man muß zehn Jahre dasselbe sagen, schreiben und schreiben lassen, und der Verleger muß auch sein Teil tun, dann wird's erreicht. Aber dann darf man eben wieder all die Zeit nichts Anderweitiges und Besseres sagen.

Mit dem lebendigen Publikum verständigt man sich dagegen recht gut über langsam vertrocknende Autoritäten und über das ewig Gestrige hinweg. Es hat es auch ganz gern, wenn man ihm scharfes Aufmerken und Folgen zumutet und lieber ein bißchen „zu hoch“ ist, als das Gegenteil. Was man hier immer voraussetzen kann, ist das Menschliche und Wirkliche, sind Wind und Wetter der Gegenwart, der Sinn für Vergleichbarkeiten, für Entwicklung und Bedingtheiten; von da aus lassen sich die kompliziertesten kultur- und geistesgeschichtlichen Vorgänge in unmittelbare Nähe rücken. Das beste Publikum im Durchschnitt sind übrigens die Damen. Erstlich weil in der Frauenwelt heute vieles lebendig vorgeht, zweitens weil sie von tagsüber weniger abgespannt, auch die Gedächtnisse weniger verbraucht sind; und drittens weil ihre Art Schule immerhin mehr eigenes Denken übrig läßt, als die der männlichen Jugend und vollends die mörderische Examenswirtschaft. Dies von den Damen ist freilich wieder einer von den Sätzen, die gegen die konventionelle und daher „richtige“ Meinung gehen.

Ich sprach vom Verständigen mit den Hörern. Man sucht hierfür ja auch im voraus das Geeignete zu tun. D. h. man schlägt im Konversationslexikon nach, was es in der Stadt, wo man noch niemals war, alles gibt. Da findet man, außer der Zahl der Evangelischen, Katholiken und Juden, was für Unterrichtsanstalten, Behörden, Industrien. Daraus sucht man ein Bild der zu erwartenden Gesellschaft zu gewinnen. — Nun sitzt diese, uns noch unbekannt, im Saal, und es kommt der Moment des Vortragbeginns. Die Herren vom Vorstand begleiten den Delinquenten aufs Schafott — in das Nebenstübchen der Bühne oder hinter die Kulissen der letzten Theateraufführung. Sie tun die letzten Fragen: ob das Licht auf dem Pult brennen bleiben soll, ob ein Glas Wasser erwünscht ist? Sie atmen schon zuversichtlicher, wenn man für beides dankt. „Anfangen?" — „Ja, bitte!" Es ist trivialkomisch, aber in diesem Moment fällt mir regelmäßig die gute alte Heidelberger Hirschgasse ein: „Mensu-a, fertig, los!" Ein Glück nur, daß heute der Hals nicht in der Paukbinde steckt! Übrigens hängt man auch psychisch tatsächlich von der Kleidung ab. Der Frack ist nun einmal wie ein eleganter kühler Geradehalter der richtigen Stimmung. Man malt sich zuweilen aus, der Koffer käme unterwegs abhanden, man müßte im Reiseanzug sprechen. Es würde ein anderer Vortrag. Es waren durchaus feine Instinkte, die den Talar des Geistlichen und des ernsten Richters gefordert haben.

Man ist aufs Podium hervorgekommen, steht nun hinter dem Tisch oder Pult. Das bekannte Säuseln im Publikum. Kein gelehrtes Männchen, keine goldene Brille, keine Mommsenlocken. Ob der auch wohl was weiß? Man spürt das aber nicht unangenehm. Die Herren vom Vorstand gehen leise auf ihren Platz neben ihre Damen. Inzwischen sieht man sich so unbemerkt wie intensiv das Publikum an. Das Gesicht da — man kann nicht dafür, aber unbewußt wird man immer wieder auf dieses Gesicht gerichtet sprechen, ohne deshalb die anderen aus den Augen zu verlieren. Denn man sieht unheimlich viel, alles, in so einem schweigenden Saal, während man es beim Sprechen gar nicht will, nimmt jedes Mienenspiel wahr, deutet sich, falsch oder richtig, jede Bewegung, jedes Köpfezueinanderneigen. Man liest fortwährend aus den Gesichtern, wie man's sagen, akzentuieren, knapper oder ausführlicher begründen soll.

Die stumme Revue in der Viertelminute, bis es mäuschenstill geworden ist, birgt ihre Überraschungen und Enttäuschungen. Manchmal fällt die ganze Voraus-Vorstellung als Pfannkuchen in die Asche. Man hat in erster Linie an die Unterrichtsanstalten des Ortes gedacht, weil sie das Wesentliche schienen — kein pädagogisches Gesicht im ganzen Saal. Ihre lokale Würde schließt den Besuch so eines Vortrags aus. „Wir unterrichten ja selbst diese Leute," nämlich die Vortragenden, antwortete ein Herr auf die Frage, weshalb denn sie niemals kämen, dem Vorsitzenden, der es mir wiedererzählt hat. Doch ist dies durchaus nicht typisch und gilt wohl nur für Orte mit sehr wenig ausgeglichenen Verhältnissen. Häufig hat man die Freude, gerade vom Gegenteil Anregung und Dankbarkeit mitzunehmen, und längst nicht alle Schulvorstände sind gesonnen, sich die Bemühung um die Bildungsinteressen des Publikums von den kaufmännischen Vereinen wegnehmen zu lassen. Vor zwanzig und weniger Jahren war es noch recht selten, daß man die Garnisonen in den bürgerlichen Vorträgen vertreten fand, nur hier und da sah man einen Uniformkragen mit einem klugen, unabhängigen Gesicht. Heute sind oft die ganzen Reihen der vorderen Stühle mit Offizieren und ihren Damen gefüllt, Infanterie, Artillerie, Marine; hohe Generäle sind im Vorstand von wissenschaftlichen Ortsvereinigungen, die Vorträge veranstalten. Auch das sind Zeit-Zeichen. Ein anderes Momentbild. Auf dem inneren Eckplatz der ersten Reihe ein einzelner, vornehm aussehender Herr mit vielleicht sehr gutem Kopf, neben ihm eine Respektlücke von zwei oder drei Stühlen. In Residenzen kann es geschehen, daß da ein paar Sammetsessel stehen und — nicht leer sind. Dies wird dem Redner dann übrigens vom Vorstand vorher mitgeteilt. Alle solche Dinge sind absolut nicht belanglos. Sie geben ein erhöhtes Plus an Stimmung, Freudigkeit, oder im entgegengesetzten Falle zwingen sie, daß man das Minus durch rasche Anstrengung überwindet. Und gerade darin liegt ein famoses Siegesgefühl.

Man hat auch Widrigkeiten. In der zweiten Reihe sitzt ein Herr, der alle paar Sätze der Gattin etwas halblaut zuraunt. Es ist pure Selbstgefälligkeit, Unverschämtheit, weiter nichts. Da hilft dann endlich ein jähes Aufhören mitten im Wort, ein festes Hinsehen, immer länger, peinlich lange, bis der ganze Saal begriffen hat, weshalb. Nach Schluß sagt dann der Vorstand: „Sind wir froh, daß sie dem — endlich auf den Mund geklopft haben! Er spielt sich jedes mal so auf." In einem Orte unweit der Lahn saßen unmittelbar vor meiner Rednertonne, die auch noch ohne Podium auf den platten Boden gestellt war, was nicht angenehm ist, auf der ersten Bank ein junger Mann in Forstuniform und ein strahlendes, schönes Mädchen. Die tuschelten, tändelten, lachten den ganzen Vortrag über und schauten sich an. Aber es war etwas darin, daß es nicht beleidigte. Nach dem Vortrag kamen Entschuldiger von allen Seiten: die beiden hatten sich in dem Moment, wo der junge Forstmann die Familie zum Vortrag abholte, verlobt. Da gehen die Unglückskinder in einen Vortrag über die Sittlichkeit des Nationalgefühls! Aber der Mensch tut ja auch sonst im Leben das, wozu er einmal die Eintrittskarten hat. — Es werden gar mancherlei Humore bei solchen Reisen in Bewegung gesetzt. In einer großen Stadt

am Rhein — nicht Mainz, wo es sehr nett ist — leitete der zuständige Herr das gemütliche Zusammensein nach dem Vortrag im Halbdialekt ein: „Nun, Herr Professor, jetzt sollen Sie mal einen Wein kosten, wie Sie noch keinen getrunken haben!“ Es ist sehr bezeichnend, an welchen Orten man der Dubois-Reymond, der Vischer, der Oncken sagt, die man „auch hat kommen lassen“. Im allgemeinen aber sind es sehr hübsche, sympathische Beziehungen, die so entstehen. Jeder Redner hat seine Orte, mit denen er schlechtweg freundschaftlich und treu verwachsen ist.

Man hat — auch wenn man schnell spricht, um recht viel zu geben — auf der Pultbühne nicht das Gefühl des Läufers, der zum Ziel rennt. Es ist das Gefühl des stehenden Wagenlenkers auf der Quadriga: eine eigentümliche Empfindung, als halte man die Linien, die von jedem einzelnen Gesicht von da drunten heraufkommen, zu schimmernden Zügelleinen vereinigt in zuckender Hand mit ausgestrecktem Arm und mit ihnen — fahre man. Auf scharf gemessener Bahn, an Barrieren hin, die meta im Auge, um die herum zu lenken ist. Manchmal bleibt man innerlichst gelassen, wird nicht warm, ja ärgert sich, daß man nicht zu Hause geblieben ist — was wieder zu Unrecht geschehen kann —, viel öfter aber wird's zur heimlich starken Lust. Zum Beispiel, wenn man alles anders sagen und ausdrücken muß, als man es eigentlich vorhatte, und sieht dann: so geht's, nun ist's recht. Oder wenn uns ungewollt ein Impromptu überkommt und mitnimmt, daß dies oder das eine Schande, eine blödsinnige Fruchtlosigkeit sei, so manches im zeitgenössischen deutschen Wesen oder in der Bildungserziehung, im Unterricht, in blinden, unwürdigen Moden, und es mitflammt und zuckt in aufmerksamen Augen da unten: dann stürmt es durch die Rosse an der unsichtbaren Leine .... Das Hören, was der Saal hören will, ist es ja, was insbesondere den großen nationalen und festlichen Reden die starke Resonanz verleiht. Aber wie ein elementares Aufrauschen geht es doch erst durch diese resonant gespannten Saiten, wenn nicht alles Gesagte das ganz zu Erwartende ist, wenn durch die Fanfaren ein heller Ton hindurchhält von Individualität und Freiheit, von Männlichkeit, von Warum und Kritik in unserm hingebungsbereiten Müssen, Wollen und Lieben.

Ich habe mich vor einer Reihe von Jahren von den Verbandslisten, auf denen ich als verfügbarer Redner stand, absetzen lassen, weil mir andere Dinge scharfe Arbeit gaben und mir dieser Listenbetrieb auch nicht in allem gefiel. Ich weiß gar nicht mehr, wer jetzt die Listen führt. Seitdem sind es, außer ein paar festhaltenden altbefreundeten Vereinen, nur noch diese oder jene, die lächelnd fragen: „Wollen Sie nicht zu uns kommen?“ Zuerst fühlt man sich dann unvermutet unterbrochen, gestört. Aber schon regt sich jenes Unverlorene, Unverlierbare, bewußter, wollender als in allzu jungen Jahren, ein summender Marschrhythmus, ein seelischer Kontrabaß wie aus „Freude, schöner Götterfunken“; schon hat man, sofern man keine Gegengründe hat, „ja“ gesagt, und wenn's soweit ist, packt man seine Sachen in den Ledersarg und saust aufs neue durch das deutsche Vaterland.

Paßwanderung.

Von

Ad. Holst.

Aus triefenden Blöcken, meerdonner-umblaut,
Madonnen vorüber, kapellen-umbaut,
Bis an die Achseln in Myrtenkraut,
Höher empor!

Adlerpfiff, kreisend am Römerturm,
Vorprallend schon packt mich der Alpensturm,
Zerren und Zürnen: Wohin? Du Wurm!
Höher empor!

Hei — meine Kappe! Was fliegt, das fliegt!
Gletscher und Klippe ertrotzt und ersiegt!
Muß heute noch sehen, wo Deutschland liegt,
Wo mein Deutschland liegt —
Höher empor!

Villa Thiem & Töwe.
Architekten Lehmann & Wolff in Halle a. S.

Die Grundlagen des Einfamilienhauses.

Von Regierungsbaumeister Wentscher.

Eine komfortable Mietswohnung in einem vornehmen Stadtviertel ist für viele die idealste Behausung, die man sich denken kann; aber wohl ebenso zahlreich sind die, welche das eigne Haus, selbst im Vorort, über alles schätzen und es gar nicht verstehen, wie sich jemand im Mietshause wohl fühlt, zusammen mit wildfremden Parteien, deren Anwesenheit unter demselben Dache meistens mit Gleichgültigkeit, oft genug mit Mißfallen empfunden wird. Nun läßt sich ja über den Geschmack nicht streiten, und die Anhänger und Freunde der Mietswohnung lassen sich in ihrer Ansicht so leicht nicht beirren. Wer aber das Wohnen in der städtischen ganzen oder halben Etage nur als notwendiges Übel betrachtet, ist zu dieser Auffassung in der Hauptsache wohl dadurch gekommen, daß er die Mängel der Mietsräume aus eigner betrübenden Erfahrung kennen gelernt hat.

Wir wollen darüber hinwegsehen, daß sich sämtliche Etagenwohnungen einer Preislage einander fabelhaft in Anzahl und Anordnung der Räume ähneln; das liegt in der Natur der Sache und erschwert freilich die, wenn man so sagen darf, persönliche Ausgestaltung solcher Räume. Doch findet sich der Mieter hiermit im allgemeinen am leichtesten ab, weil er nun einmal in der Zwangslage ist. Bedenklicher erscheint dagegen ein anderer Mangel vieler Mietswohnungen: die Lage der Wohnräume nach Norden, in die dann niemals der belebende Sonnenstrahl eindringt. Ja, die Mieter auf der Straßenseite gegenüber, die haben Sonne, soviel sie wünschen, zuweilen auch ein bißchen mehr. Du fühlst förmlich, wie behaglich es drüben ist, wie wohl dort die Sonne tut, die Dich nur blendet, wenn Du von Deinem Arbeitsplatz am Fenster die Blicke zum Gegenüber sendest. Im Hochsommer ist ja das Zimmer nach Norden erfrischend und kühl, doch der Nachbar drüben hilft sich und zieht die Vorhänge zu. Und die liebe Sonne hat dann das Nachsehen! Zum Frühjahr und Herbst aber wird es recht ungemütlich, namentlich wenn die liebende

Gattin das Heizen noch nicht so ganz für nötig erachtet. Auch ist die Wintersonne in den Zimmern nicht zu verschmähen.

Dieser Mangel an Sonnenbeleuchtung verdirbt dem Mieter die beste Wohnung. Er braucht sie ja nicht zu mieten, allerdings, wenn er nämlich eine andere findet, die ihm sonst ebenso zusagt. Aber da fehlt es dann vielleicht an anderer Stelle. Recht stiefmütterlich werden nämlich selbst in größeren Etagenwohnungen die Wirtschafts- und Nebenräume wie Küche, Speisekammer, Bad usw. behandelt. An Größe und Geräumigkeit stehen sie fast nie in richtigem Verhältnis zu den Wohnräumen, und oft genug sind sie auch an ganz ungeeigneter Stelle untergebracht. Denn für die Grundrißanordnung der Mietswohnung ist größtmögliche Ausnutzung des Grundstücks unter gleichzeitiger Schaffung recht vieler zusammenhängenden Wohn- und Empfangsräume die Hauptsache; Küche und Wirtschaftsräume mögen sehen, wo sie bleiben. So wünscht es immer noch die Mehrzahl der Mieter, und der Erbauer richtet sich natürlich nach ihren Wünschen. Auch der Mieter, dem eine Wohnung nach diesen Grundsätzen nicht so recht behagt, nimmt sie schließlich doch, weil ihm nichts anderes übrigbleibt. Eine Wohnung, die auf die Anforderungen einer gewisser Vornehmheit nicht entbehrenden Lebensführung zugeschnitten ist, findet er wohl kaum im Mietshause. Sondern nur im eignen Hause, im Einfamilienhaus.

Und das ist einer der Hauptunterschiede zwischen dem für persönlichen dauernden Gebrauch nur einer Familie erbauten Haus und dem taubenschlagmäßig bewohnten Mietshause: hier muß der Mieter zwei sehr bedenkliche Übelstände in Kauf nehmen, Mangel an Sonnenlicht und unzulängliche Nebenräume. Diese Fehler kann er dort in weitem Bogen umgehen.

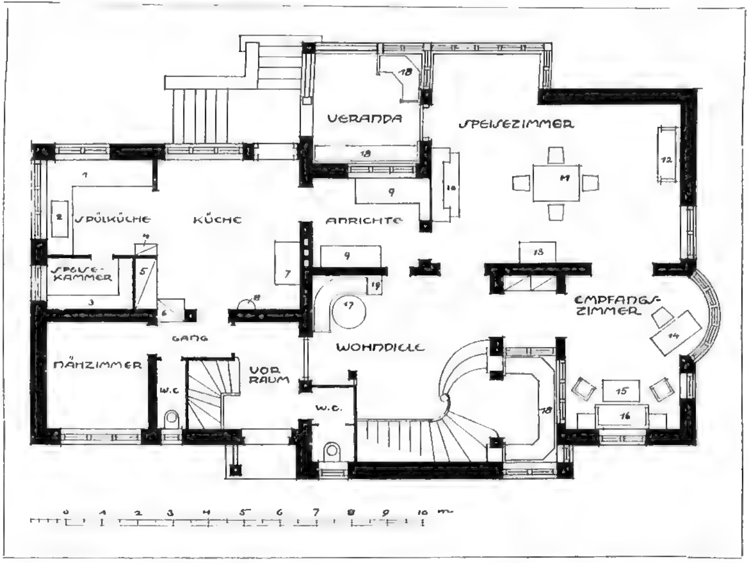
Damit haben wir die Grundlagen gefunden, auf denen die Planung des Einfamilienhauses beruht, das jene beiden Hauptmängel der Mietswohnung vermeiden will. Seine Grundrißentwicklung wird stets von diesen Gesichtspunkten aus zu erfolgen haben. Hierauf beruhen die Vorzüge des Einfamilienhauses, und wenn man will, kann man hieraus das Schema herleiten. Wie das Haus im übrigen zu stalten ist, wird von Fall zu Fall zu entscheiden sein. Darin gipfelt die schwierige Aufgabe des Architekten, ohne dessen Mitwirkung der Bau eines brauchbaren Hauses überhaupt nicht denkbar ist.

⌘ ⌘ ⌘

Das Einfamilienhaus liegt, wenigstens in seiner idealsten Form, allseitig frei und ist von einem Garten umgeben, der Luft und Licht ungehindert Zutritt zum Hause gestattet. Nur dann können sämtliche Räume des Hauses so gelegt werden, daß jeder so viel Sonne bekommt wie er braucht; nicht mehr und nicht weniger. Schlafzimmer verlangen die reinigenden und desinfizierenden Strahlen der Morgensonne: man legt sie also nach Osten. Für die Wohnzimmer ist die West- und Südseite des Hauses die geeignetste. Küche und Wirtschaftsräume ordnet man zweckmäßig nach Norden an; denn die dort tätige Hausfrau soll zur Sommerszeit nicht noch unter zu reichlicher Sonnenwärme zu leiden haben; in der Küche ist es ohnehin schon warm genug. Allenfalls kommt noch die Westlage in Betracht, weil die Küche in den Nachmittagsstunden weniger benutzt und eintretendes Sonnenlicht dann nicht so störend empfunden wird.

So wird das Haus auf dem Bauplatz, wie man es nennt, orientiert. Dazu ist notwendig, daß der Bauplatz eine solche Orientierung zuläßt oder doch wenigstens erleichtert. Und so verschiedenartig auch die Gründe sein können, die den Bauherrn zu der Wahl seines Bauplatzes bestimmen: gemeinsam müßte ihnen allen die Überlegung sein, das Bauland so auszusuchen, daß die Längsrichtung des dort zu errichtenden Hauses ungefähr von Süd nach Nord weist, damit möglichst viel Räume an der Ostseite und Westseite liegen können.

Nach diesen Grundsätzen wäre der Bauplatz auszuwählen und die Lage des Hauses darauf zu ermitteln. Leider machen baupolizeiliche Vorschriften in ihrer oft höchst überflüssigen Engherzigkeit die besten Vorsätze zuschanden. Wer nicht gerade in der Wildnis baut, sondern in der Nähe seiner Mitmenschen, muß es sich gefallen lassen, daß er auf seinem eignen Grund und Boden das Haus nicht so stellen darf wie es ihm nach reiflicher Überlegung zweckmäßig erscheint. Fast immer wird nämlich



Grundriß des Hauses Dr. Wentscher in Braunlage im Harz. Vom Verfasser. 1. Spültisch. 2. Versenktes Spülbecken. 3. Speiseborte. 4. Besenschrank. 5. Küchengrund. 6. Eisspind. 7. Herd. 8. Ausguß. 9. Abstelltisch. 10. Bufett. 11. Tisch. 12. Truhe. 13. Kredenz. 14. Schreibtisch. 15. Tisch. 16. Sofa. 17. Frühstücksplatz. 18. Eingebaute Sitze. 19. Standuhr.

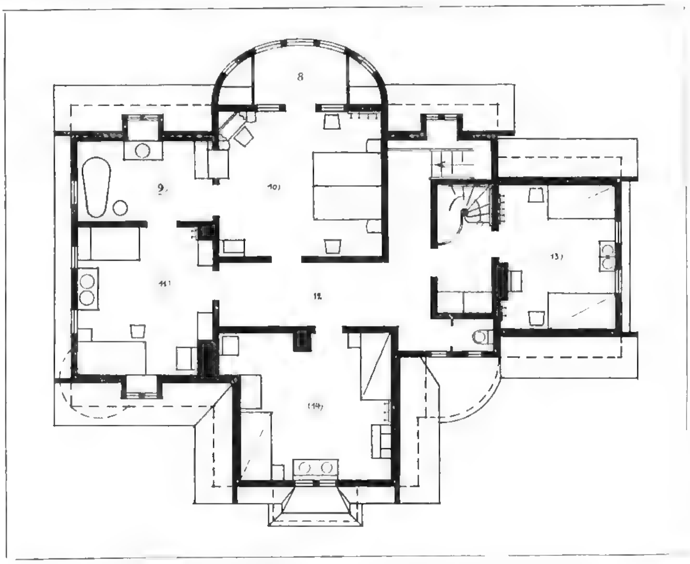
dem Bauenden innerhalb eines gewissen Abstandes seines Hauses von der Straßengrenze des Grundstücks, der sogenannten Bauflucht, die Hauptrichtung des Gebäudes polizeilich vorgeschrieben, und zwar parallel zur Bauflucht. Natürlich wird eine vernünftige Orientierung des Hauses dadurch in vielen Fällen unmöglich. Daß eine derartige Vorschrift in Straßen mit Reihenhäusern ihre Berechtigung hat, wo ein Haus am andern klebt, wird niemand bestreiten. Was sie aber bei landhausmäßiger Bebauung der Straßen soll, wo ausreichende Gartenflächen die einzelnen Häuser voneinander und von der öffentlichen Straße scheiden, das kann nur der wissen, der diese treffliche Verordnung ausgedacht hat. Es war sicher kein wirklicher Baumeister! Wie dem auch sei: wer an der Straße baut, muß diese unnötige Beschränkung seiner Bewegungsfreiheit nun einmal hinnehmen.

In jedem Falle ist die richtige Wahl der Baustelle von der allergrößten Bedeutung für die brauchbare Gestaltung des Hauses. Daher sollte sie nur nach reiflicher Überlegung erfolgen, und der Bauherr tut gut daran, den Bauplatz nicht nur danach auszusuchen, ob er bequeme und reichliche Verbindung ins Stadtinnere, zum Bureau oder zum Geschäft aufweist. Bereits in diesem Stadium der Angelegenheit muß der sachverständige Rat des Architekten gehört werden, um dadurch einen Kardinalfehler zu vermeiden, dessen Folgen später nur mit den größten Schwierigkeiten, oft genug überhaupt nicht mehr zu beseitigen sind.

Damit ist die eine Grundlage geschaffen, auf der das Haus ruht, das seinen Bewohnern behagliche Zufriedenheit verspricht. Bleibt nunmehr die zweite zu untersuchen, nämlich die wohldurchdachte Anordnung und die zweckmäßige Größenabmessung derjenigen Räume, die nächst den Schlafzimmern als der Hauptbestandteil des Hauses anzusehen sind: Küche und Wirtschaftsräume. Die Mietswohnung steht hier freilich auf einem ganz anderen Standpunkt; sie betrachtet diese Räumlichkeiten als „Nebenräume" und behandelt sie demgemäß.

Nebenräume heißen sie aber entschieden zu Unrecht. Zwar sind die Schlafräume von noch größerem Einfluß auf das Wohl und Wehe der Hausbewohner; doch übt ihre Lage im Obergeschoß des Hauses keinen besonders merklichen Einfluß auf seine Grundrißbildung aus, vorausgesetzt, daß die bereits mehrfach erwähnte Orientierung des Hauses richtig war. Dagegen erlaubt die Anordnung der Wirtschafts- und Nebenräume im Einfamilienhaus die verschiedensten Änderungen der Gesamtdisposition, und hieraus läßt sich eine gewisse Berechtigung ableiten, sie an erster Stelle zu berücksichtigen.

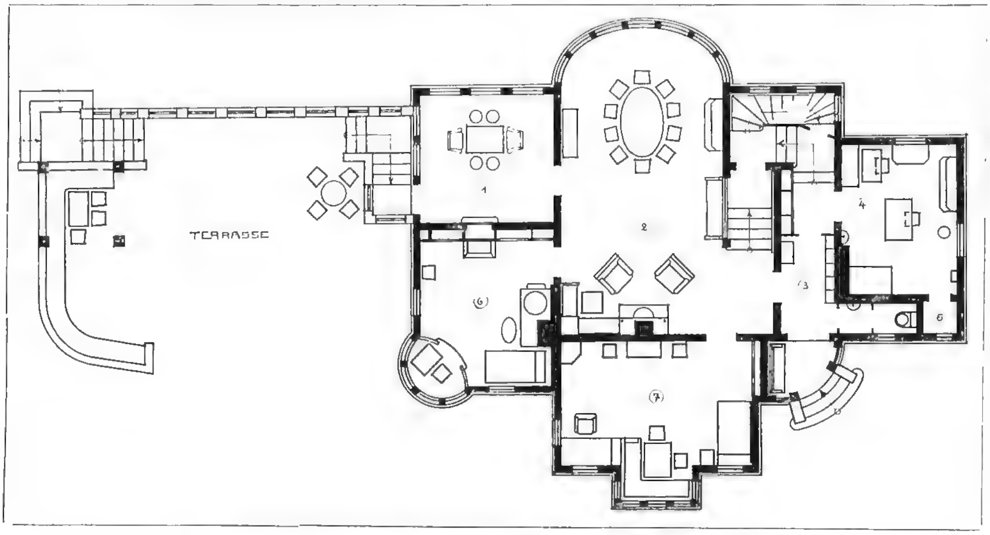
Spielt sich hier doch die segensreiche



Obergeschoß der Villa Haenert in Oberhof in Thüringen.
8. Loggia. 9. Badezimmer. 10. Schlafzimmer. 11. Fremdenzimmer. 12. Flur. 13. Mädchenzimmer. 14. Fremdenzimmer.

Tätigkeit der sorgsamen Hausfrau ab, deren Wirken dem Hause Frieden und Behagen schafft. Es ist also nur billig, ihr durch reichliche Anzahl und Abmessung, sowie zweckmäßige Anordnung der Räume ihres eigentlichen Reichs jede nur mögliche Bequemlichkeit zu gewähren. Deshalb müssen Küche und Wirtschaftsräume in jedem Hause, das auf Lebenskultur hält, eine gehörige Grundfläche haben, und jegliche Beschränkung in diesen Räumen zugunsten von Prunkzimmern und „Salons“, die beim Mietshause allenfalls erklärlich wäre, muß hier dem Erbauer als Mangel an Verständnis für die kulturellen Aufgaben des Einfamilienhauses recht nachdrücklich angekreidet werden. Leider gibt es noch viele Bauherren, die von der Richtigkeit dieser Ausführungen im konkreten Falle gar nicht so leicht zu überzeugen sind, und so finden sich häufig noch „Villen“, bei denen die Wirtschaftsräume mit Küche, Speisekammer, Bad und Abort bereits erledigt sind; ja sogar die recht geschmacklose Vereinigung von Bad und Abort in einem Raum ist hier häufig noch anzutreffen.

Eine kleine Abschweifung und der Hinweis auf die vielfach geradezu vorbildliche Ausdehnung und Anordnung der Wirtschafts- und Nebenräume im englischen Landhaus sei gestattet. Man muß sich wundern, welchen Raumaufwand — für



Erdgeschoß der Villa Haenert in Oberhof in Thüringen.
1. Veranda. 2. Diele. 3. Vorraum. 4. Küche. 5. Speisekammer. 6. Zimmer der Frau. 7. Herrenzimmer.

unsere Begriffe beinahe schon Raumverschwendung — selbst das bescheidene englische Landhaus mit Küche und Wirtschaftsräumen treibt. Fast die Hälfte der Grundfläche wird von ihnen eingenommen. Selbst dem flüchtigen Beobachter wird klar: der englische Bauherr verlangt von seinem Architekten ein Haus, das in vornehmer Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt lediglich seinen und seiner Familie Zwecken dient; der deutsche Bauherr hat dagegen stets noch den Hintergedanken, oder sagen wir offener die heimliche Hauptabsicht, mit seinem Hause dem Nachbar, ja sogar dem lich so genannten Nebenräume einige höfliche Auskunft erteilt hat. Er hat ihr auseinandergesetzt, daß in der Küche die Speisen nur zubereitet werden, während man im Anrichteraum, der Küche und Speisezimmer zweckmäßig verbindet, die einzelnen Teile des Mahles zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügt; daß ferner eine auch nur ein wenig auf Korrektheit sehende Hausfrau niemals in der Küche selbst, sondern nur in der dafür bestimmten Spülküche das Geschirr reinigen läßt, und daß es endlich nur recht und billig ist, den dienstbaren Geistern des Hauses — und

Villa Haenert in Oberhof in Thüringen.
Architekten Lehmann & Wolff in Halle a. S.

gleichgültig Vorübergehenden ganz gewaltig zu imponieren. Daher die Bevorzugung von Gesellschaftsräumen gegenüber solchen, die den weniger pompösen Nützlichkeitszwecken dienen, und als unmittelbare Folge die Beschränkung dieser so wichtigen Räume des Einfamilienhauses auf das unumgängig Notwendige.

Es war bereits angedeutet, daß der Architekt hierzulande oft auf Schwierigkeiten mit seinem Auftraggeber stößt, wenn es sich um Anlage und Ausdehnung der Wirtschaftsräume handelt. Am schnellsten kommt er zum Ziel, wenn es ihm gelingt, die Hausfrau auf seine Seite zu bringen, nachdem er ihr über die Bedeutung der fälsch- seien dies auch nur zwei muntere Mädchen — einen kleinen Raum zuweisen, in dem sie ungeniert und bei fröhlichem Geplauder ihre Mahlzeiten halten können. Darüber, daß die Größe der Speisekammer den darin hantierenden Personen gestatten müßte, sich nach allen Seiten frei zu bewegen, war ebenfalls ein Einvernehmen hergestellt.

Schließlich ist die gnädige Frau mit den Vorschlägen des Architekten einverstanden, und es ist nur noch über die Lage der Küche und Wirtschaftsräume eine Einigung zu erzielen. Sollen sie zu ebener Erde, also im Hauptgeschoß, liegen, oder bringt man sie besser im Sockel unter?

So allgemein läßt sich diese Frage kaum

Villa für Prof. v. Blume in Halle a. S.
Architekten Lehmann & Wolff in Halle a. S.

beantworten. Beide Möglichkeiten der Lösung haben ihre Vorzüge und ihre Nachteile. Oft wird die Ansicht gehört, daß die Lage der Küche im Hauptgeschoß, in unmittelbarer Nähe der Wohn- und Empfangsräume den nicht immer lieblichen Küchendüften ungehinderten Eingang in jene Räume gewähre, und aus diesem Grunde wird die Verlegung der Küchenabteilung in das Sockelgeschoß vielfach gefordert. Wohl nicht ganz mit Recht; denn bei geschickter Anordnung dieser Räume haben die Hausbewohner auch dann für ihre empfindlichen Geruchsnerven nichts zu befürchten. Anderseits hat die Anordnung der Küche im Hauptgeschoß den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß der Hausfrau, die sich gern persönlich um den Wirtschaftsbetrieb kümmert, die ermüdende Last häufigen Treppensteigens genommen wird: ein in der Tat höchst schätzbarer Vorteil! Doch ergibt sich aus dieser Anordnung eine oft recht unliebsame Erweiterung der bebauten Grundfläche des Hauses; unliebsam insofern, als die Baukosten von der Flächenausdehnung des Hauses in erster Linie abhängen. Werden dagegen die Wirtschaftsschaftsräume in das Sockelgeschoß verwiesen, so steht ihrer räumlichen Ausdehnung von seiten der Baukosten nichts im Wege. Also hat auch diese Anordnung ihre guten Seiten, und sie wird sich namentlich dann empfehlen, wenn bei dem auf größerem Fuße eingerichteten Haushalt eine geeignete Hilfskraft vorhanden ist, die als erprobte Schaffnerin die Wirtschaftsangelegenheiten in mehr oder minder treue Obhut nimmt. Immerhin ist diese Frage von großer Bedeutung und wird daher im einzelnen Falle mit gebührender Aufmerksamkeit beantwortet werden müssen.

Zu den Nebenräumen des Hauses sind ferner auch die Treppen und Vorräume zu rechnen, besonders aber die Diele, deren Anlage der moderne Bauherr wohl ausnahmslos wünschen wird. Auch hieran lassen sich einige allgemeine Betrachtungen knüpfen.

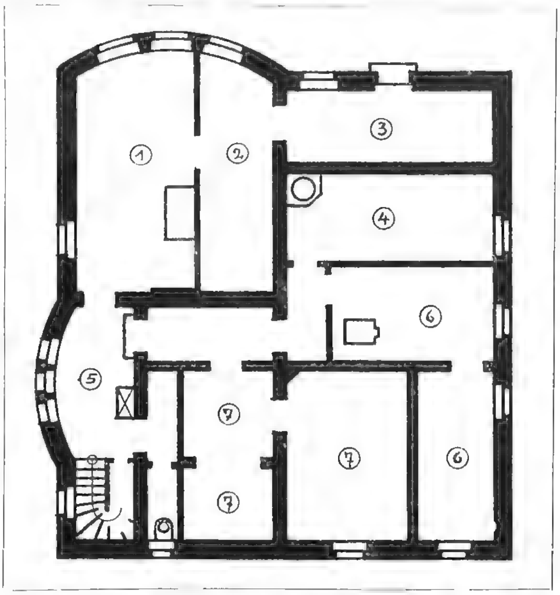
Oft wird nämlich diese Diele, vielleicht ungewollt, zum Hauptraum des Hauses, namentlich wenn sie in ihrer Höhe durch zwei Geschosse hindurchreicht. Es versteht

sich von selbst, daß dann auch eine angemessene Grundfläche vorhanden sein muß, wenn dieser Raum nicht den etwas peinlichen Eindruck einer hochkant stehenden flachen Kiste machen soll. Trotzdem birgt die Anordnung einer solchen Diele zwei nicht unerhebliche Fehler in sich, die aus ästhetischen und praktischen Gründen besser vermieden werden. Zunächst ihre Lage im Verhältnis zu den übrigen Empfangsräumen. Es wäre das Natürliche, wenn sie den würdigen und erhebenden Abschluß dieser ganzen Raumfolge bildete. Statt dessen ist sie aber aus anderen, ihrer Art nach ebenso wichtigen Gründen meist der Raum, den die Gäste des stattlichen Hauses zuerst betreten. Daraus ergibt sich also nicht eine von künstlerischen Gesichtspunkten aus wünschenswerte Steigerung der Eindrücke vom Einfachen zum Erhabenen und Prächtigen, sondern im Gegenteil eine Abschwächung, deren ästhetische Wirkung wohl nie eine befriedigende sein wird, selbst bei prunkvoller Ausstattung der auf die Diele folgenden Gesellschaftsräume.

Um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, wird in eine solche Prachtdiele oft eine prächtige Treppe zum Obergeschoß hineingebaut. Hier befinden sich, wenigstens beim Einfamilienhaus, für gewöhnlich nur die Schlafzimmer der Familie. Ist es denn nun wirklich berechtigt, diese intimen Räume mit den Empfangszimmern in engste Verbindung zu bringen, und zwar durch eine Treppe, deren Opulenz nur dadurch zu erklären ist, daß sie sich in die prunkvolle Ausstattung der Diele gut einfügen muß? Wohl kaum, und allein aus diesem Grunde scheint die zweigeschossige Diele in das behagliche, aber nicht prunksüchtige Einfamilienhaus nicht so recht hineinzugehören. Weit richtiger ist es vielmehr, der Diele nur die gewöhnliche Geschoßhöhe zu geben und sie ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß als Vorraum auszubilden, der, anheimelnd genug, den Eintretenden freundlich aufnimmt und ihm schon hier einen Begriff von der im Hause wohnenden Behaglichkeit gibt. Wir betreten keinen dunklen Korridor, an den sich rechts und links die Wohnräume anschließen, mehr abweisend durch ihre grämlich

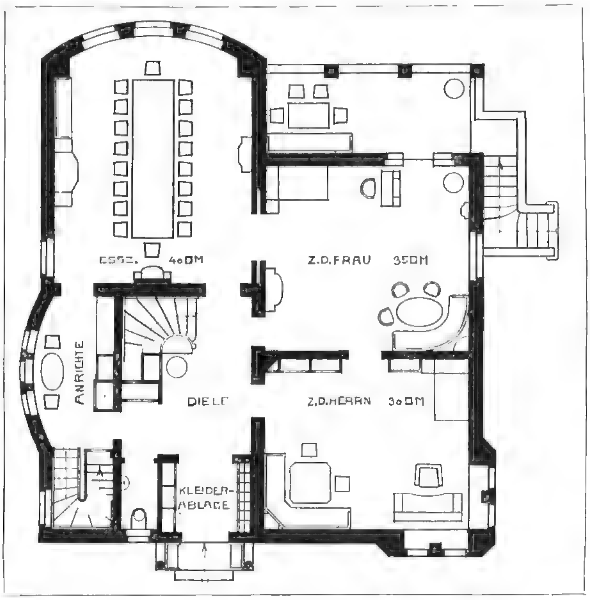
Diele der Villa v. Blume in Halle a. S.
Architekten Lehmann & Wolff in Halle a. S.

nebeneinandergereihten Türen als zum Nähertreten einladend. Wir gelangen in einen freundlichen, tageshellen Raum, wo wir fröhlich begrüßt werden, ehe wir im Familienkreise Aufnahme finden. Anspruchslos und bescheiden ist eine solche Dielenanlage, über deren weichen Teppich der Fuß lautlos schreitet; doch gut fügt sie sich selbst dem kleinen Hause ein, und irgendwo aus der Ecke lugt das weißlackierte Geländer der Holztreppe hervor, die den Weg zu den oberen Räumen weist und hier im Vorraum ihren richtigen Platz findet.



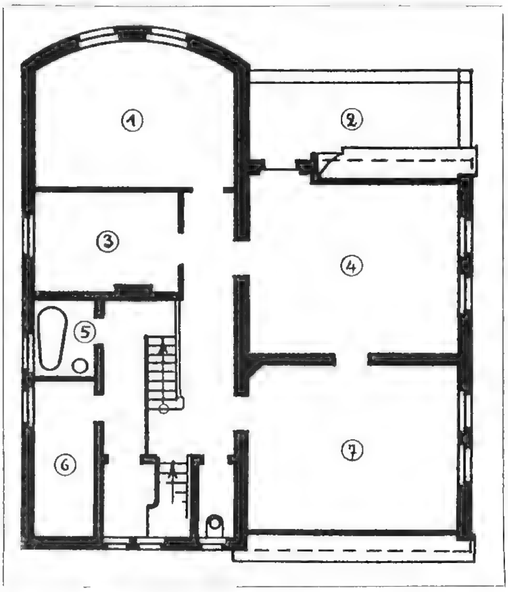
Kellergeschoß zu einem Einfamilienhaus.
1. Küche. 2. Plättstube. 3. Geräteraum. 4. Waschküche.
5. Anrichte. 6. Heizung. 7. Kellerraum.

Die in diesen Zeilen kurz angedeuteten Grundsätze müssen bei der Planung des Hauses zum Ausgangspunkt gemacht und bis ins kleinste entwickelt werden. Daraus ergibt sich ein guter Grundriß. Für die Bewohner des Hauses heißt das: ein brauchbares Haus, in dem jeder notwendige Raum vorhanden, jeder überflüssige vermieden ist. Ein Raum schließt sich an den andern in bequemer Benutzbarkeit an, da alle auf diesen Endzweck hin erdacht wurden. Und aus dem wohlüberlegten Grundriß erwächst beinahe von selbst die ansprechende, ja sogar künstlerische äußere Gestalt des Hauses; darum braucht der Erbauer sich kaum zu kümmern. Nur überflüssiger Aufwand muß auch jetzt peinlich vermieden werden. Weise Beschränkung in der Wahl der künstlerischen Ausdrucksmittel verrät den Meister und schont das Geld des Bauherrn. Lediglich durch seine Masse, deren einzelnen Teile mit feinem Empfinden gegeneinander abzuwiegen sind, wirkt das Haus auf den kunstverständigen Beschauer. Bereits im Rohbau zeigt es die künftige Schönheit. Große, ruhige Wandflächen, in warmer Putztönung, deren alleinigen Schmuck richtig verteilte Fenster mit weißem Holzwerk bilden, umschließen seine Räume. Darauf ein einheitliches Ziegeldach ohne unruhige Maurermeistertürmchen, und in einfacher Bescheidenheit steht das Haus vor uns.



Erdgeschoß zu einem Einfamilienhaus.
Über den Anrichten liegt die Mädchenkammer.
Architekten Lehmann & Wolff in Halle a. S.

Und nun das Wichtigste der ganzen Baufrage: der Kostenpunkt. Was kostet das Grundstück, was kostet das Haus? Bald mehr, bald weniger, je nach Größe und Ausstattung. Hier können bestimmte Angaben erst dann gemacht werden, wenn der Bauplan bis ins letzte ausgearbeitet vorliegt. Bis dahin läßt sich mit einiger Zuverlässigkeit allenfalls die Mindestsumme ausrechnen, für die ein Einfamilienhaus zu haben ist, das seinem Namen Ehre macht und etwas mehr bietet, als nur eine Sechszimmerwohnung unter dem eigenen Dach.



Obergeschoß zu einem Einfamilienhaus.
1. Schlafzimmer. 2. Austritt. 3. Fremdenzimmer. 4. Schlafzimmer. 5. Badezimmer. 6. Schrankzimmer. 7. Schlafzimmer.

Die Baukosten des Hauses sind, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine Funktion von zwei Größen, einer veränderlichen und einer bleibenden. Erstere wird dargestellt durch den kubischen Inhalt des Hauses, also in Kubikmetern; sie ergibt sich aus der Multiplikation der bebauten Grundfläche mit der Gesamthöhe sämtlicher bewohnten oder nutzbaren Geschosse. Die bleibende Größe ist der „Einheitspreis für den Kubikmeter umbauten Raumes"; sie wird aus der Erfahrung gewonnen und läßt sich in gedachtem Falle etwa mit 18 bis 20 M. in Rechnung stellen. Vorausgesetzt ist dabei die massive Ausführung des Hauses in Ziegelstein; gestatten die örtlichen Verhältnisse die Verwendung eines leichteren und billigeren Baumaterials, vielleicht Holz, so kann dieser Einheitspreis auch auf 14 bis 16 M. herabgesetzt werden. Doch tut der Baulustige gut, ihn nicht allzu gering anzunehmen, um bei der späteren Rechnung schmerzliche Enttäuschungen zu vermeiden.

Bleibt noch die Veränderliche zu bestimmen, also der räumliche Inhalt des projektierten Hauses. Dazu sollen wir das Produkt aus der bebauten Grundfläche und der ganzen Geschoßhöhe bilden. Um mit unseren Berechnungen nicht völlig in der Luft zu schweben, müssen wir zunächst den Typus des kleinsten, für leidlich komfortable Lebensweise noch eben ausreichenden Einfamilienhauses feststellen.

Das Haus hat drei Geschosse übereinander; das etwa zur halben Höhe in den Boden versenkte Sockelgeschoß, das Erdgeschoß, dessen Fußboden einen bis anderthalb Meter über Terrain liegt, und endlich das Obergeschoß, dessen Räume noch allseitig von senkrechten Wänden, oder aber schon von den schrägen Wänden des Daches umschlossen sein können. Hier befinden sich vier oder fünf Zimmer, die den Hausbewohnern und ihren Gästen zum Schlafen und Ankleiden dienen, ferner Badezimmer und Abort an geeigneter Stelle. Die Höhe aller dieser Räume ist mit höchstens drei Metern ausreichend bemessen. Im Erdgeschoß sind die Wirtschaftsräume der Hausfrau angeordnet, zum mindesten Küche mit Spülküche, Anrichteraum und geräumige Speisekammer. Diese Räume sind unbedingt erforderlich. Können wir noch ein kleines Zimmer in der Nähe einrichten, das den Mädchen als Aufenthalts- und Speiseraum dient und dann und wann als Nähstube benutzbar ist, so wird es der Hausfrau sehr willkommen sein. Im übrigen enthält das Erdgeschoß die Wohndiele, die durch einen windfangenden Vorraum von der Straße her betreten wird, ein kleines Empfangszimmer und ein nicht zu enges Speisezimmer. Eine Höhe von 3,2 m

Villa Dr. Brandes in Halle a. S.
Architekten Lehmann & Wolff in Halle a. S.

reicht für dieses Geschoß aus. Im Sockelgeschoß Vorratsräume verschiedener Größe (darunter der Weinkeller des Hausherrn, um es nicht zu vergessen!), Waschküche, Plättstube und Heizungsraum. Die Höhe dieses Geschosses beträgt 2,20 m. Die Gesamthöhe des Hauses, die für unsere Berechnung in Betracht kommt, ist demnach ungefähr 9 m unter Einschluß der erforderlichen Deckenstärken.

So wäre denn nur noch die bebaute Grundfläche festzustellen. Dazu gehen wir vom Erdgeschoß aus, weil es die Haupträume enthält und die übrigen Geschosse seine Grundfläche nicht überschreiten können. Um zu sparen, geben wir den einzelnen Räumen die kleinsten noch brauchbaren Abmessungen. Rechnen wir: Küche mit etwa 18 qm Grundfläche, an sie anschließend die Spülküche mit vielleicht 10 qm. Gegenüber der Anrichteraum von 6 qm Fläche. Von der Spülküche ist die Speisekammer zu erreichen; sie mißt 4 qm. In der Nähe der Küche das bereits erwähnte irgendwie nutzbare Zimmerchen von 9 qm Größe. Weiterhin Abort mit Waschraum und Vorraum mit zusammen 12 qm. An Wohn- und Empfangsräumen die Wohndiele von etwa 30 qm Grundfläche, ein Empfangszimmer von 16 qm und das ungefähr 33 qm Bodenfläche messende Speisezimmer. Die Verbindung von Speisezimmer und Küche durch den dazwischen liegenden Anrichteraum ist bequem und unbedenklich.

Nach der sinnreichen Methode des Adam Riese ergeben die aufgezählten Einzelmaße eine Summe von 137 qm als bebaute Grundfläche des komfortablen Einfamilienhauses. Durch einige hier und dort vorzunehmende Streichungen wird sie sich vielleicht auf 125 qm herabdrücken lassen. Weniger kaum, allein schon deswegen, weil, was bisher noch nicht berücksichtigt wurde, für Treppen und Mauerstärken auch noch einige Quadratmeter Grundfläche erforderlich werden. 125 × 9 ist 1125. Das Haus hat also 1125 Kubikmeter Inhalt. Als Einheitspreis können wir nach dem

oben Gesagten ungefähr, eine angemessene Einrichtung vorausgesetzt, zwanzig Mark für den Raummeter annehmen; wir werden gut tun, an diesem Satz nach Möglichkeit festzuhalten.

Nun ist 1125 × 20 = 22500. Es stellen sich also die Baukosten eines massiven Einfamilienhauses, das, ohne besonders opulent zu sein, doch den Anforderungen einer in gewissen Grenzen vornehmen Lebensführung genügt, auf etwa 25000 M. in runder Summe. Dieser Betrag, der einen jährlichen Zinsaufwand von 1250 M. bedeutet, wäre an sich nicht übermäßig hoch, da eine brauchbare Mietswohnung von vielleicht sechs Zimmern in der Großstadt erheblich mehr kostet, ohne auch nur annähernd den Komfort des eigenen Hauses zu bieten. Doch darf nicht vergessen werden, daß es mit den Baukosten des Hauses allein nicht abgetan ist. Hinzu kommen noch die Grundstückskosten, und diese sind, namentlich in der Nähe der Großstadt, oft bedeutender als die Baukosten selbst. Allgemeine Angaben lassen sich hierüber kaum machen, da die Kosten des Baulandes je nach seiner Lage durchaus verschieden sind. Auch spielt die Größe des Grundstücks eine in jedem Falle andere Rolle. Als Anhaltspunkt für diese Kalkulation möge dienen, daß die Berliner Terraingesellschaften 90 Quadratruten (zu je 14 qm) als durchschnittliche Größe des Landhausgrundstücks ansehen. Nun sind 90 Quadratruten oder 1260 qm als ein Rechteck von 25 m Breite und 50 m Tiefe zu denken. In solcher Fläche hätte man zu beiden Seiten seines Hauses sowie als Vorgarten einen schmalen Streifen von 4 m Breite und hinter dem Hause noch eine Gartenfläche von 35 m Tiefe. Wie man sieht, nicht gerade überraschend viel.

Und die Kosten? In einigen westlichen Vororten von Berlin wird man die Quadratrute heute vielleicht für den Preis von 250 Mark als seltenen Gelegenheitskauf erstehen können; in den östlichen Vororten kostet sie an 180 M., während in den nördlichen der Preis etwa 150 M. beträgt. Daraus ergibt sich für Groß-Berlin ein Durchschnittspreis von annähernd 200 M. der Quadratrute Bauland, und es ist nicht zu befürchten, daß dieser Durchschnitt zu hoch gegriffen sei; im Gegenteil. Ein Grundstück von

Diele der Villa Brandes.
Architekten Lehmann & Wolff in Halle a. S.

90 Quadratruten kostet somit mindestens an 20000 M. Die Baukosten des Hauses betrugen 25000 M.; wir erhalten als Endergebnis unserer Rechnung das artige Sümmchen von 45000 M., d. h. einen jährlichen Zinsaufwand von 2250 M. Wer diesen Betrag als Jahresmiete anwendet, kann sogar vor den Toren der Weltstadt auf eignem Grund und Boden unter dem eignen Dache wohnen. Anderswo im lieben Vaterlande mag das Wohnen im eignen Hause billiger, zuweilen auch noch teurer werden; doch läßt sich nicht annehmen, daß jemand für geringere jährliche Kosten als etwa 1200 M. irgendwo das eigne Haus bewohnen kann. Natürlich cum grano salis!

Wir sind am Ende unserer Betrachtung. Ihr Zweck ist ein doppelter. Einmal soll der Baulustige, dem diese Zeilen vielleicht im rechten Augenblick zu Gesicht kommen, in die Lage versetzt werden, den Plänen seines Architekten mit größerem Verständnis zu folgen, als es für gewöhnlich der Fall ist. Dann aber soll auf der anderen Seite dem Architekten seine Aufgabe insofern erleichtert werden, als er es nunmehr mit einem Bauherrn zu tun hat, der die grundlegenden Elemente, die Bestandteile, die jeder gute Bauplan unbedingt aufweisen muß, einigermaßen kennt. Sind Bauherr und Baumeister sich auf diese Weise über die Hauptpunkte des Bauprogramms einig, dann gestaltet sich das weitere Zusammenarbeiten wesentlich angenehmer. Der Architekt findet bei dem so vorgebildeten Bauherrn das nötige Verständnis für seine wohldurchdachten Vorschläge, und der Bauherr erschwert dem Baumeister seine ohnehin schwierige Aufgabe nicht dadurch, daß er dessen Pläne immer wieder durchkreuzt und allerlei häufig recht unmotivierte Wünsche und Ansichten vorbringt, die meistens nur auf unrichtigen Vorstellungen und mangelhafter Sachkenntnis beruhen. Zweifellos ist es das Recht des Bauherrn, seine persönlichen Wünsche in jedem einzelnen Falle zu äußern und ihre sorgfältige Berücksichtigung vom Architekten zu erwarten. Nur darf es nicht soweit gehen — und das kommt leider nur zu häufig vor —, daß der Bauherr dem Baumeister mit positiven Vorschlägen gegenübertritt und sich durchaus nicht eines Besseren belehren lassen will. Schließlich bleibt letzterem nichts weiter übrig, als zu retten, was noch zu retten ist. Hierauf mag es vielleicht zurückzuführen sein, daß sich zahlreiche Einfamilienhäuser finden, die nicht einmal den elementarsten Anforderungen, die an sie zu stellen wären, genügen. Dem Arzt redet der Patient niemals in seine Verordnungen hinein, der Klient dem Rechtsanwalt ebensowenig; nur dem Baumeister glaubt jeder mit Vorschlägen kommen zu müssen. Allerdings sind sie vielfach auch danach!

Tottänzerin.

Sie kam vom Berg gegangen,
Und wies auf Firn und Schnee,
Wenn Frager in sie drangen,
Wo ihre Hütte steh'.

Sie kam durch Wind und Wetter
Und tanzte, wo sich's fand. —
Blutrote Ahornblätter
Trug sie wie rotes Band.

Die silbergoldnen Haare
Trug sie wie einen Kranz. —
Sie kam einmal im Jahre
Ins Rebendorf zum Tanz.

Sie hatte der Wolkenbilder
Schneeglanz. — Und Glut des Föhn. —
Es tanzte keine wilder
Und keine halb so schön.

Sie machte die Dirnen weinen,
Beschämt ob Tracht und Pracht. —
Und tanzte immer Einen
Todmüd in halber Nacht.

Und lachte Eines Wangen
Schneeblaß und fieberrot. —
Wer ihr noch nachgegangen
Ins Schneefeld, fiel sich tot.

Frida Schanz.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Emil Strauß, Hans und Grete (Berlin 1909, S. Fischer). — **Gabriele Reuter**, Sanfte Herzen. Ein Buch für junge Mädchen (Ebenda). — **Bernhardine Schulze-Smidt**, Die Tat. Eine vergessene Geschichte (Dresden Carl Reißner). — **Timm Kröger**, Des Reiches Kommen (Hamburg 1909, Alfred Janssen). — **Johannes Höffner**, Der scharfe Weingesang (Heilbronn, Eugen Salzer). — **Frieda Freiin von Bülow**, Die Schwestern (Dresden, Carl Reißner). — **Sophie Hoechstetter**, Frieda Freiin von Bülow (Ebenda).

Emil Strauß, der Dichter des in achtzehn Auflagen verbreiteten „Freund Hein", hat unter dem Wald- und Wiesentitel „Hans und Grete" ein neues Buch veröffentlicht (Berlin 1909, S. Fischer), das vier ungewöhnliche Novellen enthält. Man hat darauf hingewiesen, daß auch über ihnen der Sinnspruch stehen könnte, der die Schwabengeschichte vom „Engelwirt" begleitete: „Ein unversucht Kind ist vor der Welt wie ein Rind." Und wenigstens für die beiden ersten Novellen mag man das akzeptieren. Es sind Versuchungen. Es sind Gefühlsverwirrungen, die schöne und stolze Menschenkinder jäh überfallen und sie in den Abgrund treiben. Es ist weniger noch eine Schuld, als eine Furcht vor der Schuld, die zur Katastrophe führt. Das Musterstück dafür — zugleich aber auch ein Meisterstück, in dem für mich das ganze Buch gipfelt — ist die Eröffnungsnovelle „Der Laufen", die in diesen Heften übrigens zuerst erschien.

Vor den Stromschnellen von Laufenburg, vor dem tosenden Wassersturz und dem Schaumgeschleuder des Rheins erzählt ein alter Herr einem jüngeren Bekannten das stärkste Erlebnis seiner Jugend — eine „einfache, harte Geschichte" aus der Studentenzeit. Er erzählt von seinem Freunde Albiez, dem Tüchtigen, Hochstrebenden und Strengen, in dem zuweilen eine kalte, ihn halb sinnlos machende Leidenschaft aufspringt, daß wir von Anfang an vor ihm auf der Hut sind. Dieser Albiez verlobt sich mit Siddy Graf, dem Nachbarkind und der Spielgefährtin seines jüngeren Kommilitonen Rudi, und dadurch wird zwischen Rudi und der blutjungen Braut das alte harmlose Neckverhältnis wieder aufgefrischt, in dem die beiden nun nach Lust und Kraft albern und dalbern. Eines Tages begehrt und erhält das Studentlein von Siddy zum Abschied und Andenken einen Kuß, aber trotzdem sie wie Geschwisterkinder aufgewachsen sind, fängt dieser „Kuß in Ehren" das Mädchen gleich darauf zu quälen an. Sie fühlt, er war bei der strengen Denkungsart ihres Verlobten ein Unrecht. Sie will es Albiez gestehen und gesteht es nicht. Sie wird unsicher und nimmt auch ihrem Kameraden die bisherige Unbefangenheit. Bis es dann dem Bräutigam auffällt, wie hinterhältig die beiden sind, bis ihm bei einer Kahnfahrt eine Ahnung aufdämmert, die natürlich über das Geschehene weit hinausgeht. Da reißt er in der kalten Leidenschaftlichkeit seiner alles zu schwer nehmenden Natur die Ruder aus den Pflöcken und läßt das Boot gegen die Stromschnellen treiben, daß sie in wilder Todesfahrt die Fälle hinunterschießen. Nur einen, den Erzähler eben, gibt der Strom wieder ...

Nach dieser magren Inhaltsangabe könnte man wohl auf den Gedanken kommen, daß die Vernichtung zweier blühender Menschen in keinem Verhältnis stünde zu der Schwankung und „Schuld" eines Augenblickes. Selbst wenn man annehmen wollte, daß dieser Kuß über den Zaun fort nicht ganz so harmlos war, wie er den Beteiligten zunächst erscheinen mochte, werden die Konsequenzen vielen zu hart und grausam dünken. Aber in der Darstellung des Dichters kommt dieses Gefühl nicht auf. Wir sind mit den Untiefen, die im Charakter des Albiez schlummern, so früh und so geschickt vertraut gemacht worden, daß wir von der Katastrophe nicht mehr überrascht und empört werden, sondern sie begreifen und ihr erschüttert zusehn. Sie bestätigt unsre Ahnungen, und indem sie Früheres, Zerstreutes und scheinbar Absichtsloses in eine neue Beleuchtung rückt und in einen inneren Zusammenhang bringt, zeigt sie uns die sichere Führung eines zielbewußten, künstlerisch schaffenden Erzählers. Vielleicht wäre Emil Strauß trotzdem an der Klippe dieses Mißverhältnisses zwischen Ursache und Folge nicht so glatt vorübergekommen, wenn er nicht noch einen andern Meisterzug getan hätte. In echter Novellenart nämlich hat er die drei Menschen, zwischen denen die Geschichte spielt, abgelöst von ihrer gesamten Umgebung. Sie stehn in keinem häuslichen Kreise, wir hören nichts von Eltern, Geschwistern, Bekannten, sie sind gleichsam die einzigen Menschen auf der Welt, sie stehn nur sich gegenüber und der großen Natur. Das Ablenkende und Zersplitternde des Alltags ist ganz ausgeschaltet, und so hat „jede Regung Schicksalswucht". Eine besondere Freude bereitet der Stil: er hat Tonfülle und eine schöne Klarheit, er ist ruhig und fest und faßt stark zusammen. Am Ende hätte sich die Einleitung etwas kürzer geben lassen, aber in allem Eigentlichen und Übrigen ist, ich wiederhole es, der „Laufen" ein Prachtstück.

Auch die zweite Novelle hat ungewöhnliche Eigenschaften. Ihre Heldin ist eine englische Prinzessin, die jüngere Schwester

des „schwarzen Prinzen“, des Siegers von Maupertuis. Mit aller Kraft ihres unbändigen Herzens hängt sie an dem strahlenden Bruder, bis sie in Schreck und Jubel erkennt, daß es nicht Schwesterliebe ist, sondern ein leidenschaftlicheres Gefühl, was sie zu ihm treibt. Da entweicht sie, als Magd verkleidet, vom Hof ihres Vaters, fährt nach Deutschland und kühlt in niedrigen, ermüdenden Diensten Sinne und Sehnsucht. Zuletzt tritt sie in das Kloster der büßenden Frauen und findet im härenen Hemd scheinbare Ruhe. Doch als die Nachricht zu ihr dringt, daß der schwarze Prinz sich vermählt habe, jagt Eifersucht die eingeschlafene Glut von neuem empor, und die sich blutig Geißelnde muß erkennen, daß ihre Flucht, ihre tapfere Buße, ihre Ruhe und Rettung nur Täuschung, Selbstbetrug waren und daß „die Träume, in denen sie nun brannte, jederzeit in ihrem Blute um Leben geworben hatten.“ Das bricht sie vollends. Hier glaubt man manchmal eine alte Legende zu lesen: besonders die Partien, in denen erzählt wird, wie Philippa als Magd dient, wie sie als vermeintliche Diebin im Halseisen büßt und von dem jungen Flößer in sein Schwarzwaldhaus geleitet wird, haben das Großzügige eines Holzschnittes.

Die beiden letzten Stücke erzielen die reine Wirkung ihrer Vorgänger nicht mehr ganz. Im „Vorspiel“ mag uns noch die alles überwindende Treue des herumgestoßenen Mädchens ergreifen, doch der etwas abenteuerliche exotische Einschlag bezwingt uns nicht. Eine noch stärkere, exotisch-brasilianische Färbung trägt die Schlußnovelle „Mara“, — eine Fieberphantasie, zu der ich kein Verhältnis finde. Man muß doch wohl auch diesem Schwaben sagen, daß die starken Wurzeln seiner Kraft in der Heimat liegen und daß wir ihm lieber begegnen, wenn er die Finken durch Schwarzwaldtannen huschen, als wenn er schillernde Kolibris über Asusennablüten schweben läßt.

Auch die in Alexandria geborene Gabriele Reuter, die ja zuerst mit Romanen aus Ägypten und Argentinien debutiert hat, gibt als Dekoration und Farbe ihren Schöpfungen gern einen exotischen Einschlag. Und bei ihr, der leicht etwas Blassen, wirkt diese Farbe fast immer erfreulich. Übersee und allerlei Tropenvolk spuken auch durch ihren neuesten Band: „Sanfte Herzen“, der den Untertitel trägt: „Ein Buch für junge Mädchen“ (Berlin 1909, S. Fischer). In einem schönen Geleitwort sagt die Dichterin, was sie damit beabsichtigte. Sie macht erst den kühnen und kampfesmutigen Mädchen dieser Tage ihre Verbeugung, — den Tapfren, Angreifenden, mit dem Leben Ringenden, die nicht viel Zeit für Gefühle haben und denen ihre Bewunderung, Freude, Hochachtung gehört. „Aber es gibt in unserem Lande noch eine andere Mädchenart, die Zagen, Zarten, deren Innigkeit, von engen Kreisen eingeschlossen, nicht ins Weite sich ergießen darf, die ihre Lebensflamme gleichsam zwischen geschlossenen Händen verborgen tragen müssen. Sie stehen schüchtern und verstummt bei den Lauten und Klugen, — sie scheinen sich selbst arm und unnötig in der Gegenwart unter all diesen Wirkenden, Schaffenden. Und in der Tat, sie sind nicht sehr angesehen, sie werden sogar ein wenig verachtet. Sie sollten sich's nicht anfechten lassen und in Frieden ihre Zeit erwarten: Es kommt auch für sie die Stunde, da sie ihren Reichtum einem darbenden Menschen als rettendes Lebensbrot reichen dürfen. Ihnen — denen meine Sympathie und vielleicht meine beste Liebe gehört — schrieb ich das Büchlein von den sanften Herzen. Ich weiß, sie werden die bescheidenen Helden verstehn, die da leiden, weil ihr Gefühl stärker war als ihr Verstand. Sie werden sich trösten durch die Betrachtung der Gestalten, die in ihrer zarten Demut siegen und auf heitren Höhen wohnen dürfen. Und am Ende wird manch ein schüchternes Mägdlein wieder Freude gewinnen zu der Schönheit seiner eignen Natur, der es nicht gegeben wurde, im Streite die Waffen zu führen, sondern nur in der Verborgenheit zu lieben. Die Welt braucht sie beide: Die Kämpfenden und die Liebenden.“

Sehr schön. Aber ist es nicht ein kurioses Zeichen der Zeit, daß eine Frau sich beinahe entschuldigen muß, wenn sie die weiblichen Tugenden der Sanftmut, der opferfreudigen Liebe, der Zartheit und Demut verherrlicht? Wenn sie Heldinnen wählt, die nicht im Hörsaal sitzen und Broschüren über soziale Pflichten schreiben, sondern nur ihr scheues, reiches Herz haben, das einen engen Kreis als reine Flamme erwärmen und durchglühen kann? Dieses Geleitwort wird viele nachdenklich machen, und es ist fast stärker und charakteristischer als die nachfolgenden zwölf Geschichten. Sie sind offenbar erst nachträglich unter die leitende Idee gestellt worden, und die verkündete Tendenz ist in diesem und jenem Stück schwer oder gar nicht zu entdecken. Um so deutlicher kommt sie in anderen Skizzen zum Vorschein. Da wird durch eine Laune der Fürstin die scheue zarte Brasilianerin zum Hofball geladen, und das Aschenputtel macht sich auf diesem einzigen Hofball ihres Lebens unmöglich. Aber da Gabriele Reuter die sanften Herzen ja nicht noch mehr verschüchtern, sondern sie trösten und erheben will, so schüttelt sie als rechte Märchenfee das Bäumchen, — und siehe, das Aschenputtel steht plötzlich im schimmernden Gewande der großen Künstlerin vor uns, das den meisten jungen Mädchen von heut begehrenswerter erscheinen mag, als die Staatstoilette und Courschleppe. Oder es wird von einem anderen Aschenputtel erzählt, das ihr „Hinausweh“, ihre Sehnsucht nach dem größeren Leben still dem kranken Bruder, dem engen Pflichtenkreis zum Opfer gebracht und immer die ältere Schwester glühend benei-

det hat, die an der Seite ihres Mannes die halbe Welt kennen lernt. Da kommt diese Schwester zu Besuch, und das Aschenputtel merkt, daß sie in der großen Welt klein, in der Weite eng geworden ist. Sie erkennt, daß sie in ihrer Stille, ihrem bescheidenen Pflichtleben das bessere Teil erwählt hat, daß die andere zwar nach Paris und Indien geht, daß ihr aber die Welt gehört. Heiter und neidlos sieht sie sie abfahren. Ähnliche Gegenüberstellungen tauchen in den kleinen Erzählungen noch ein paarmal auf. Da ist der „Goldsohn", der nach drüben zog, um Millionär zu werden, von dem seit 40 Jahren in der Familie geredet wird und der endlich zurückkehrt, um an das Sterbebett seiner uralten Mutter zu treten, ein zermürbter, zerarbeiteter, besitzloser Mensch. Oder die Beamtenwitwe erhält tropischen Besuch aus Indien, — einen Besuch, der ihre Sparpfennige kostet. Daneben steht der seltsame Lebenslauf eines Paschasohnes von Memphis, der am Ende als Dorfschulmeister unter einem mecklenburgischen Strohdach sitzt, steht die Geschichte eines allzu sensitiven jungen Mädchens, das dem Glücke nicht die Hand zu bieten wagt. Andere Blumen und Blümchen flechten sich in den Kranz, — nichts Aufregendes, nichts, was sich zwingend einprägt. Und blättert man noch einmal zurück, so mutet der Untertitel „Ein Buch für junge Mädchen" doch fast wie ein Entschuldigungszettel an, — ein Entschuldigungszettel, den Gabriele Reuter mit halbem Lächeln denjenigen literarischen Kritikern in die Hand drückt, die das Buch zu harmlos finden und etwa meinen könnten, sie müßte sich ihre Ziele ein wenig höher stecken.

Wenn die Kunst von Gabriele Reuter aus einem Mangel an jener Antriebskraft, die nur ein starkes inneres Erleben verleiht, in letzter Zeit etwas am Boden zu schleifen schien, scheint das Talent von Bernhardine Schulze-Smidt durch Erfahrungen und Umstände, die sich dem Fernerstehenden verschließen, allmählich eine neue, fruchtbare Fahrtrinne und -richtung gefunden zu haben. Wenigstens hat mich ihr jüngstes Buch „Die Tat", eine vergessene Geschichte (Dresden, Carl Reißner) schon um seines Stoffes willen überrascht. Bernhardine Schulze-Smidt hat sich oft als eine vortreffliche Erzählerin erwiesen, aber sie wirkte manchmal zu satt. Sie streifte zuweilen jene Selbstgerechtigkeit und „Deftigkeit" der alten hanseatischen Patrizierfamilien, vor deren Bürgerstolz unser feudalstes Adelsgeschlecht die Segel streichen muß. Natürlich kam das bei Bernhardine Schulze-Smidt nur verdeckt und versteckt heraus, aber es war da oder schien doch da zu sein. Und einem Dichter kann nicht leicht etwas Schlimmeres passieren, als daß er zu satt und zu bourgeoishaft wird. Wir alle kennen und lieben Gustav Falkes Dichtergebet: „Herr, laß mich hungern dann und wann, Satt sein macht stumpf und träge." Und wahrlich, der Hunger macht den Poeten, jener Hunger, der den Raabeschen Pastor durch die Welt geführt hat. Wenn ich auch, schon aus verständlichen persönlichen Gründen, dem menschenfreundlichen Vorschlag des verstorbenen Berliner Kritikers Leo Berg nicht zustimmen kann, der alle Dichter ins Gefängnis stecken wollte, weil dort die wahre Freiheit sei und weil sie dort herrlich aus Sehnsucht singen würden — etwa wie geblendete und gefangene Kanarienvögel —, so verstehe ich doch, was der Antragsteller meinte. Dieser Hunger, dünkt mich, hat Bernhardine Schulze-Smidt oft gefehlt, sie war zu zufrieden mit der „gottgewollten Ordnung" der Dinge, mit sich und der sozialen Gliederung, die ihr einen Trumpf in die Hand gab, mit Deutschland und vor allem mit der Republik Bremen. Wenn ich darin irre, so mag mir die Dichterin verzeihen. Ich fixiere nur einen Eindruck.

Diesen Eindruck rennt nun ihr neues Buch ziemlich glatt um. Sie beugt sich darin zu verlorenen Kindern hinab, sie nimmt ohne Scheu einen Zuchthäusler und eine Dirne auf, sie erkennt das Menschliche auch in Formen, vor denen der normale Steuerzahler sich bekreuzigt. Die „vergessene" Geschichte, die sie erzählt, ist eine jener alten Geschichten, die ewig neu bleiben. Cassen Heinks, der Geiger, hat in rasender Eifersucht seinen Nebenbuhler erstochen, dem seine Braut, die schöne Jedina, zu heiße Augen machte. Und während er zwölf Jahr im Zuchthaus verbüßte, verdarb Jedina draußen in der Welt, bis sie verbraucht und zerbrochen von ihrer Ziehmutter Heike Ommen nach Wangeroog zurückgeholt wird. Und nach Wangeroog, seiner kleinen Heimatinsel, nach dem einzigen Ort, wo er nicht ausgewiesen werden darf, strebt auch der entlassene Sträfling, so daß sich die beiden Menschen, die sich gegenseitig vernichtet haben, hier treffen: Die einstens so schöne Jedina, die jene Saat säte, aus der die Mordtat erwuchs, Cassen Heinks, dessen Tat für das Mädchen wieder zur Saat des Unheils ward — „Saaten sind Taten, Taten sind Saaten". Wer von ihnen ist schuldiger? Menschliche Güte und Teilnahme, charakteristischerweise personifiziert in einer alten gelähmten Frau, hebt den Mann sachte empor. Die Gütige vertraut dem Mörder, weist ihm ein Ziel, händigt ihm ihre ganze Barschaft aus, daß er drüben in Südamerika nach einem Verschollenen suche. Cassen Heinks der Zertretene macht sich auf den Weg, vorher aber tritt er Jedina gegenüber. In einem Meer von Haß ist ihre Liebe ertrunken, und langsam erst sieht ihr wildes, unseliges Herz ein, daß Cassen nicht nur an ihr, sondern daß sie auch an ihm gefrevelt hat. Da rafft sie sich auf, läuft ihm nach, erreicht noch das Schiff, das ihn hinaustragen soll: „Nimm mich mit, laß uns arbeiten — zusammen — vergib mir; — ich habe die Schuld!"

Das einzige Bedenken, das sich vor dieser Erzählung einstellt, knüpft an den Schluß an. Bernhardine Schulze-Smidt hat die beiden Menschen, die gleichsam ausgespien von der menschlichen Gesellschaft an den Strand ihrer Heimatinsel geworfen werden, vielleicht gar zu sehr gedrückt. Sie sind so zermürbt, zertreten, ausgehöhlt, so in ihrem Willen gebrochen, so sehr ausgebrannte Kohlen, daß man nicht glauben kann, hier würde noch einmal etwas werden, würde noch einmal ein wärmendes Flämmchen aufzucken. Man hat keine Zuversicht. Man schüttelt den Kopf: Die beiden haben nicht die Kraft mehr, sich in einem Leben der Arbeit voreinander zu entsühnen, sich noch eine Zukunft zu zimmern. Aber bis auf dieses Bedenken kann man wohl Ja und Amen zu dem Buche sagen.

Ungleich schwerer fällt mir das Ja und Amen vor der jüngsten Erzählung Timm Krögers „Des Reiches Kommen" (Hamburg 1909, Alfred Janssen). Der holsteinische Justizrat, der nach langem Berufsleben in später Stunde nun mit verdoppeltem Eifer seine poetischen Ernten einzubringen trachtet, hat niemals kompositionelle Energie besessen. Mit kleinen Skizzen kann er uns entzücken, besonders wenn der Abglanz einer schönen, im Dorfe verlebten Kindheit darauf ruht, ein bißchen Lyrik um Stimmung wirbt und der Humor liebenswürdig hineinlächelt. Dann ist es, als ob ein Sonnenstrahl für einen Augenblick die ferne Wohnung des Glückes beleuchtet, und wir behalten Freude und Sehnsucht zurück, wir wissen, daß ein Dichter zu uns sprach, ein Sonntagskind, vogelsprachkundig und begnadet. Aber wie gesagt: nur in kleinen und allerkleinsten Skizzen kommt alles Gute, was Timm Kröger in die Wagschale zu werfen hat, so recht zum Ausdruck. Er versagt, wenn es gilt, eine größere Handlung zu erfinden, alle ihre Teile ins Gleichgewicht zu setzen, kunstvoll zu steigern und energisch vorwärtszuführen. Er kann es einfach nicht. Und er hilft sich so, daß er besagte Handlung in lauter kleine Stückchen zerschlägt und jedes Stückchen skizzenmäßig behandelt. So macht er es auch in der neuen Erzählung. Dabei ergibt sich wohl hier und da hübsches Detail, ein erfreuliches Kapitelchen, aber das Ganze bleibt matt, und statt eines Stromes, der uns tragen könnte, sehen wir doch nur Rinnsale, die zerlaufen. Das ist sehr betrüblich, und den Dichter mag es wohl schmerzen, dergleichen zu hören. Aber was hülfe es, wenn es der Kritiker verschwiege? Diese Erbschaftsgeschichte, in der ein geringer Stoff übermäßig gedehnt wird, setzt matt ein und klingt matt aus. Da ist der Bauer, der falsch schwört und dann bereut und sühnt, da sind Dorfleute und Winkelkonsulenten, da ist der Pastor, der Justizrat, der Kutscher: die drei Räsoneure, die den Chor bilden. Aber sie stehen alle so unvermittelt da, so zusammenhanglos; sie treten auf und gehen ab; sie halten Reden und gucken zu; sie haben gleichsam große Lücken zwischen sich und sind nicht notwendig mit dem Kreise verbunden, sondern als Figuren, die etwas sollen, in den Kreis hineingestellt. Nein, wir wollen warten, bis Timm Kröger uns anders kommt, bis er wieder seine feinen, kleinen Bildchen strichelt und bis wir dem Dichter, der auf 200 Seiten zerfahren wirkt, auf 20 Seiten wiederfinden, in denen er fein füllt und rundet.

Die Freude, die mir hier entgangen ist, hab' ich ein Haus weiter gefunden, da, wo ich es gar nicht so recht erwartet hatte. Der sie hervorgerufen hat, heißt Johannes Höffner. Etwas zag und mit heimlichen Zweifeln hab' ich mich vor sein Novellenbuch „Der scharfe Weingesang" gesetzt (Heilbronn 1910, Eugen Salzer). Denn Höffners erste erzählerische Leistung, die an dieser Stelle nicht besprochen ward, ließ trotz mancher Vorzüge nicht vermuten, daß uns da ein Talent heranwüchse. Die Menschen darin waren merkwürdig unfrei, mit einem schwächlichen, überempfindlichen Gewissen belastet, bedrückt und allzu eng gebunden. Und nun, in dem neuen Buche, ist der Erzähler einen ganz gewaltigen Schritt vorwärts gegangen! Es ist, als ob er Vertrauen gewonnen hätte zu der eigenen Natur und zu der Schönheit der Welt, als ob er ins Freie getreten wäre und es dankbar genießt, als ob er in sich selber frischer und fröhlicher geworden wäre. Er hat da zuletzt eine Geschichte, „Die Landfahrt des Herrn Thaddaeus", die in diesem Zusammenhange fast wie ein Symbol wirkt. Es wird von dem Stadtschreiber erzählt, der Jahr für Jahr oben auf dem Rathaus über das Pult gebückt gesessen hat, an dem Frühling nach Frühling vorbeigegangen ist, der unterm Joch und in festumgrenzter Enge Traum und Sehnsucht seiner Jugend begraben hat. Und dieser Stadtschreiber fährt nun an einem Sommermorgen in Gottes herrliche Welt hinein. „Hoch oben in der Höhe des Himmels wogte rötlich und golden schon das Licht; über den weiten, ebenen Feldern lag der feine, silbrige Sommermorgendunst; ein paar Krähen flogen, ein Fuchs schnürte über den Acker, und dann schossen die Strahlenbündel der Sonne wagrecht über das Land, über die zarten, grünen Spitzen des Roggens, über Flachs und Klee, und das Posthorn empfing sie weihevoll, andächtig." Dem Stadtschreiber jedoch wird, er weiß selber nicht, wie; er läßt die Hände schlaff in den Schoß fallen, als wollte er sich ohne Bedingung in all das Wunderbare ergeben, das auf ihn zukommt. Eine ganz neue Erkenntnis dämmert ihm, die Erkenntnis, wieviel er bisher verloren und versäumt hat, und brausend gebiert sich der Entschluß, das Leben zu leben und wenn die Welt unterginge! Ob zwar der Mut, der in der Brust seine Spannkraft übt, vorhalten wird, wenn Herr Thaddaeus zu Hause wieder seinem Eheweib, der „heftigen Henriette" alias Alwine gegenübersteht, das ist eine zweite Frage.

Genug, wir freuen uns des Freiheitshauches, der durch die eingeengte Brust zieht; wir freuen uns des Dichters, der da mit so zärtlicher Liebe und mit so schöner Andacht zum Kleinen die Natur umfaßt; wir freuen uns des Humors, der bescheiden noch wie ein zages, grünes Spitzchen zum Vorschein kommt, und wir möchten wieder meinen, diese Stoffwahl sei vielleicht nicht zufällig, sondern die Befreiungsnovelle stehe in einem Zusammenhang mit der freieren Entwicklung, die Johannes Höffner genommen hat und zu der man ihn wahrlich beglückwünschen darf.

Die originelle Titelerzählung „Der scharfe Weingesang" ist den Lesern gewiß erinnerlich: sie stand in diesen Heften. Es weht uns in ihr ein leises Lüftchen aus der Welt Wilhelm Raabes an, und der krumme, hinkende Schuster, der vom Vater Haus Handwerk und die Finkenliebhaberei geerbt hat, der zum Dieb und armen Narren wird, rührt in seiner Narrheit, der wunderlichen Verkleidung menschlicher Sehnsucht, unser Herz. Dabei ist jede Sentimentalität vermieden, was man z. B. von der folgenden Geschichte, der schwächsten des Buches, nicht sagen kann. Hier blieb ein Rest der früheren Überempfindlichkeit und Empfindsamkeit hängen, und es grüßt Storms erste Periode mit der schwächlichen, lyrisch umrankten „Immensee"-Wehmut. Jedenfalls: das ganze Buch ist nicht nur ein erstaunlicher Fortschritt gegen das vorhergehende, es hat auch rein für sich betrachtet soviel Gutes und Schönes, daß ich es nur herzlich empfehlen kann.

Bliebe von erzählenden Werken noch der letzte Roman von Frieda Freiin von Bülow: „Die Schwestern" (Dresden 1909, Carl Reißner). „Wen Gott recht lieb hat," heißt es in dieser Geschichte einer Mädchenjugend, „den nimmt er frühe zu sich." Ob die Erzählerin, als sie diese Worte schrieb, geahnt hat, daß auch sie kurz vor dem irdischen Ziel stand? Wir haben an ihr ja keine große Dichterin verloren, aber eine tüchtige, klare und kluge Schriftstellerin, die zeitlebens allen groben Effekten aus dem Wege ging und stets, ob sie uns auch in unsere afrikanischen Kolonien führte oder in italienisches Dorfleben, eine Tochter der nüchternen norddeutschen Ebene blieb.

Die Grenzen ihres Talentes, die in ihrer bestimmten Klarheit und Klugheit lagen, treten in ihrem letzten Werk sichtbar zutage. Ein Stück Lebensbeichte im Ich-Ton. Gotthelfe von Schönbuch schreibt ihre und ihrer Zwillingsschwester Lille Geschichte: wie die Halbwaisen in einer herrenhutischen Kolonie erzogen werden, wie sie sich die Wirklichkeit phantastisch umschaffen, wie sie später in backfischmäßige Schwärmereien verfallen. Aber erst im letzten Teil, wo von Lilles schwerer Liebe zu dem verheirateten Onkel Jasper berichtet wird, bekommt das Buch größere Wärme und Tiefe. Auch hier jedoch wird eine Liebe und Leidenschaft ohne jedes leidenschaftliche Wort geschildert und von einer nicht direkt beteiligten Zuschauerin dargestellt. Man wird nicht in das Zentrum des Kreises geführt, sondern an der Peripherie festgehalten. Für Frieda von Bülow ein charakteristischer Zug, — es mag mit daran liegen, daß die Erzählung im ganzen etwas mager bleibt und Fett und Fülle vermissen läßt.

Überhaupt hat sich die Persönlichkeit gerade dieser Erzählerin nicht in ihren Werken ausgegeben. Um wieviel größer sie war, als alles, was sie künstlerisch geschaffen hat, das sagt in Liebe und Wärme ein Buch von Sophie Hoechstetter: „Frieda Freiin von Bülow" (Dresden 1910, Carl Reißner), — ein Lebensbild, dem persönliche Erinnerungen eine überall durchschlagende Grundfarbe gegeben haben. Eine Freundin spricht da, die an die Spitze ihrer Biographie Goethes schönes Wort gestellt hat: „Gegen die großen Vorzüge eines anderen gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe." Eine Freundin, die Frieda von Bülows Spuren nachging, in der Darstellung der Jugendzeit uns verrät, wieviel Autobiographisches der letzte, eben besprochene Roman verwertete, die uns weiter auf Grund von Tagebüchern die „heroische", afrikanische Epoche im Leben der stark national gerichteten Frau erschließt und uns über die „Taten des Herzens" fort zum schweren Tode ihrer Heldin führt. Es ist kein Buch der Bülow genauer analysiert, bewundernd oder ablehnend besprochen. Denn diese Bücher sind gestorben oder werden sterben, weil kein einziges wie in einem Spiegel die Persönlichkeit, die wirkenden Kräfte und Fähigkeiten dieser Frau auffängt. Alles Licht fällt auf den Menschen. Und das ist gut so; ein feiner und richtiger Instinkt hat Sophie Hoechstetter da geleitet. Was tut es, wenn ein Wort mal zu hoch greift? Es ist ja von vornherein gesagt, daß Liebe die Darstellung geboren hat, Liebe, die nicht zählt und rechnet, die aber von der aufgespeicherten Wärme abgibt. Besseres kann uns eine solche Biographie nicht bieten, und ich möchte all denen, die eine Vorstellung von Frieda von Bülow gewinnen wollen, doch raten, sich nicht zu den Romanen der Erzählerin zu wenden, die nur Splitter ihres Wesens geben, sondern zu dem Buche über die Bülow zu greifen, das die Totalität ihres Wesens in schöner Wärme zu spiegeln versucht. —

⊠ Heuernte. Gemälde von Hermann Kauffmann. (Galerie Kalkmann in Hamburg.) ⊠

Illustrierte Rundschau.

Von der Galerie Kalkmann in Hamburg. — Kleinplastik von Johann Vierthaler in München. — „Quadrille à la cour": Tafeldekoration von Victor A. Seifert, ausgeführt von der Porzellan-Manufaktur Gebr. Heubach in Lichte. — Zu unseren Bildern.

Von der reichen Entwicklung der bildenden Kunst und im Besonderen der Malerei in Hamburg unter dem Einfluß und der Anregung Alfred Lichtwarcks gibt eigentlich neben der Kunsthalle nur die reiche Sammlung Kalkmann eine rechte Vorstellung. Wer die junge kampffrohe Malergeneration Hamburgs in ihren frühen und besten Werken kennen lernen will, der findet hier ein Material, das mit ebensoviel Liebe wie Verständnis zusammengetragen ist. Die Namen der „jungen Hamburger" Arthur Illies, Siebelist, Schaper, Eitner, Hansen, v. Ehren, Kayser kehren häufig und an charaktervollen Werken wieder. Dazu gesellen sich Werke des älteren Hamburger Realisten Hermann Kauffmann, dessen hundertjähriger Geburtstag jüngst gefeiert wurde. Und zur Vervollständigung des Bildes hamburgischen Kunstgeistes um 1900 schließen sich jene Künstler an, die durch häufigen Aufenthalt, Verbindung mit Lichtwarck und der Kunsthalle eine besondere Bedeutung für Hamburgs Kunst erhalten haben, lange bevor sie, wie z. B. Liebermann und Kalckreuth, die allgemeine Anerkennung Deutschlands fanden; weiter sind z. B. der Däne Laurits Tuxen, der Norweger Viggo Johansen, der Pariser J. F. Raffaëli (Blumenstücke), der Holsteiner Momme Nissen, Hans Olde und Ludwig von Hofmann, die jetzt in Weimar wirken, hier mit vorzüglichen Frühwerken vertreten. Der in Amerika verschollene Holländer Koeremann-Leiden zeigt in einem „alten Ehepaar" und seinem romantisch aufgeputztem „Selbstbildnis" seine starke Begabung.

Von den jungen Hamburgern finden wir naturgemäß meist Landschaften, nur die Blumenmalerinnen Helene und Molly Cramer pflegen speziell das Stilleben. Große Blumenstücke und ein Bildnis „Mütterchen bei der Handarbeit" zeigen ihre besten Seiten. Wie rein und liebevoll ist dies Porträt der Mutter, voll friedlicher Intimität, recht ein trauliches Eckchen fürs Mütterlein. Außer den heimatlichen Landschaften der Hamburger fällt ein großes Figurenbild „Viere beim Abendbrot" aus der Münchener Zeit v. Ehrens auf. Welch reiche Beobachtung, wieviel Interesse an Menschen und Menschenleben steckt doch in solchem Bilde; und auch im Malerischen welch tüchtige Kraft!

Aus den Liebermanns der Sammlung erwähnen wir die reizende „Eva" (Mädchen mit Blumen), die „Landschaft mit der Schaf-

Abend am Dampfbootsteg. Gemälde von Arthur Illies.

zeigen wir die feine stimmungsvolle Abendlandschaft mit dem „Dampfbootsteg", ein Motiv, das der Künstler gerade jetzt nach langen Jahren wieder aufgenommen hat. — Anmutig und frisch ist das Bildnis des Fräulein Kalkmann von Sophus Hansen.

Außer der reichen Gemäldesammlung ist aber auch die Ausstattung des Hauses Kalkmann für jeden Kunstfreund von höchstem Reiz. Denn die ganze Einrichtung der Zimmer und Säle besteht aus alten künstlerisch vollendeten Möbeln. Und doch ist der Eindruck eines Kunstgewerbemuseums klug vermieden. Alles ist gleichzeitig Kunstwerk und Gebrauchsgegenstand. Unter ehrwürdigen Hamburger Schapps und zierlichem Rokoko-, vornehm graziösem Empire- und wohnlich schlichtem englischem Meublement spielt der friedensvolle Geist moderner Bildkunst seine lieblichen Tänze, seine schwermütig-melancholische Musik und seine heiteren Frühlingsweisen in Sonnenglanz und bunter Farbenfülle. Das ganze Haus ist erfüllt von künstlerisch abgestimmten Interieurs, die alle mit vornehmem Geschmack und feinem Gefühl zusammengestellt sind. Und feierlich

herde", „Mutter und Kind", sowie den „Blasenden Knaben", der schon in Weimar 1869 entstand. — Wir bringen hier zunächst die „Heuernte", ein beliebtes und häufig wiederholtes Motiv von Hermann Kauffmann. Um den hochgetürmten Heuwagen gruppiert sich malerisch die Schar der Landleute. Ein zweiter Wagen mit einem Paar kräftiger Pferde bespannt, eilt in lebhaftem Tempo herbei, von den Anwesenden freundlich begrüßt. Das Hündchen springt den Gäulen bellend entgegen, während die Mutter, mit den Kindern spielend, im Heu ausruht. —

In wirksamer Vereinfachung kehrt das Thema der Heuernte bei einem Jüngeren, bei Arthur Siebelist, wieder. Seine „Heimkehr vom Felde" zeigt uns vor der hellen sonnigen Weidelandschaft des Hintergrundes, vorne im Schatten mächtig aufragend die Silhouetten zweier Frauen, von denen die eine mit starken Armen eine vollbepackte Heukarre schiebt, während die zweite, tüchtig ausschreitend, sich dem Wehen des Windes entgegenzustemmen scheint. Ein Anklang der Bewegung und Silhouette an Liebermanns „Netzflickerinnen" in der Hamburger Kunsthalle ist deutlich zu spüren.

Von Arthur Illies, der unter den jungen Hamburgern noch immer als stärkste malerische Potenz gelten darf,

Bildnis von Fräulein Kaltmann. Gemälde von Sophus Hansen.

Frühling. Gemälde von Ludwig von Hofmann.

keit Platz gemacht, die erst unter dem Einfluß der neuen Wohnungskunst allmählich zu weichen beginnt. Das hat auch auf die Schaffenden belebend gewirkt, und wir haben unter unseren heutigen Bildhauern immerhin schon einige, die sich gerade der Kleinplastik mit besonderer Liebe widmen. Zu ihnen muß man auch den Münchener Johann Vierthaler zählen, von dessen Kleinbronzen wir schon vor einiger Zeit mehrere zeigten, darunter die lustige Gruppe des auf einem Ziegenbock reitenden kleinen Bacchus. Der Bock ist

still ist's in den weiten Räumen. Eine alte Wanduhr tickt vernehmlich durch die Ruhe hin; der Geist der alten gemütlichen Zeit schwebt in ihren Tönen. Das Gewicht ruckt im Gehäuse und — wieder ist tiefe Stille. Eine ferne Kuckucksuhr läßt ihren hellen Lockruf ertönen. Dumpf und schwer hallt das Schlagwerk der großen Kastenuhr. Dazwischen nebenan das helle, silberfeine Klingen einer Marmor-Empireuhr. Der Geist schaffenskräftiger Gegenwart und traulich-neckischer Vergangenheit mischt sich aufs heimlichste in den Räumen. —

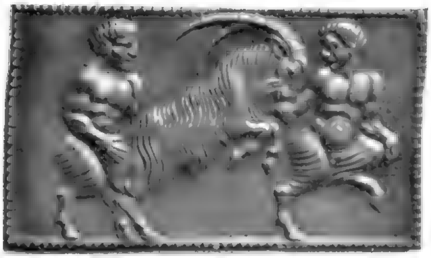
Heimkehr vom Felde. Gemälde von Arthur Siebelist.

Das sichere Gefühl für den „Stil" der Kleinplastik, das die Künstler des XVIII. Jahrhunderts auszeichnete, ist in unserer heutigen Generation nur selten zu finden, und man greift wohl nicht fehl, wenn man dieses Versagen gewissermaßen auf einen Mangel an Werkübung zurückführt. Diese wiederum aber hatte ihren Grund in dem Mangel an Verständnis in Künstlerkreisen, das die Künstler von einem Arbeitsfeld abschreckte, auf dem sie wenig Gegenliebe fanden. Die zärtliche Schwärmerei des XVIII. Jahrhunderts für die zierlichen Porzellan- und Elfenbeinfigürchen jener Zeit hatte einer bedauerlichen Interesselosig-

Bronze-Plakette.
Von Johann Vierthaler in München.

überhaupt ein von dem Künstler bevorzugtes und auch für die Kleinplastik besonders dankbares Motiv, das er auch in der neuen Gruppe der Mänade geschickt verwandt hat. Von einer anderen Seite zeigt er sich in der trotz ihrer geringen Größe monumental wirkenden Bronze eines Stiers, ein Bild gebändigter Ruhe und verhaltener Kraft. Interessant sind auch die nach ursprünglich in Messing getriebenen Platten gegossenen Bronze-Plaketten, die ziemlich groß und als Wandschmuck gedacht sind. Die Aufgabe,

dem sprießenden Laub der Baumwipfel, dem leuchtenden Rotbraun der Ackerkrume, über dem der blaue, von leichten Windwolken durchsetzte Himmel so prächtig steht. Wuchtig gibt sich der zweite Künstler aus Weimar: Prof. Max Thedy, der diesmal einen Ausschnitt holländischer Landschaft wählte. Eine Düne bei Katwyk, im Hintergrund ein paar Dächer, links einen Bretterzaun und rechts, kraftvoll sich abhebend, eine stehende Frauengestalt in den groben Holzschuhen des Landes (zw. S. 336 u. S. 337). — Von Prof. Otto Sinding findet der Leser zw. S. 344 u. S. 345 den „Sturmabend in den Lofoten“, eine energische Marine. Stark bewegte See, Dampfer gegen die Wellen ankämpfend, im Abschluß hoch, weißleuchtend, gefahrdrohend die Bergesmassen! Es ist eins der letzten Gemälde des norwegischen Meisters, der kürzlich die Augen, die so scharf zu beobachten wußten, für immer schloß. — Einige Bildnisse seien hier angereiht: zw. S. 376 u. S. 377 ein frisches Frauenbildnis des jungen talentvollen Berliners Joseph Oppenheimer; dann — man darf es wohl auch ein Bildnis nennen — die sonnigen „Rosen“ von Prof. Walther Georgi (zw. S. 328 u. S. 329); modern in jeder Linie, voll Leben und anmutiger, als es sonst die Moderne liebt. Ein trefflicher László: Graf L. Széchényi im flotten ungarischen Magnatengewand (zw. S. 408 u. S. 409) und endlich einen Lenbach: Paul Heyse, der im März seinen 80. Geburtstag begeht. Auch an dieser Stelle bringen wir ihm als unserm treuen, hochverehrten Mitarbeiter herzlichst unseren Glückwunsch dar!


Bronze-Plakette. Von Johann Vierthaler.

Von dem Berliner Bildhauer Edmund Gomansky schalten wir zw. S. 416 u. S. 417 die Reproduktion einer feinen Bronze, einen rhythmisch bewegten schönen Frauenakt, ein. Zwischen S. 432 u. S. 433 aber fand ein Gemälde Platz, das besonderes Interesse verdient: die berühmten „Damen im Garten“ des großen Franzosen Claude Monet, dessen Wiedergabe uns die Freundlichkeit der Verlagsanstalt F. Bruckmann ermöglichte, die es in ihrem Buch „Die Mode im XIX. Jahrhundert“ reproduzierte. Uns hier interessieren freilich die Kostüme der Damen aus den sechziger Jahren nicht, sondern uns fesselt das Gemälde an sich mit den sonnenüberstrahlten Frauengestalten auf dem Hintergrund der dunklen Bäume. Das ist ganz Claude Monet, dem Lichtprobleme alles waren; so sehr daß er dieselben Heuschober in einem Zyk[illegible] von 15 Bildern behandelte, jedesmal [illegible]n anderer Beleuchtung. — Nun endlich [illegible]ser Titelbild. Farbig selbstverständlich, im [illegible]aksimiledruck. Ein holländisches Wa[illegible] mädchen in der schlichten und [illegible] so fein und farbig abgestimm[illegible]ten [illegible]cht des Landes. Überaus kleidsa[illegible] is[illegible] das. Aber wenige wissen die Valeur[illegible] [illegible]uszub[illegible]ingen, wie Nicolaus va[illegible] [illegible]a[illegible] der Amsterdamer Meister.

Tafeldekoration „Quadrille à la cour“. Von Victor A. Seifert.
Ausgeführt von Gebrüder Heubach A.-G., Porzella[illegible] [illegible]faktur in Lichte bei Wallendorf, S.-M.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

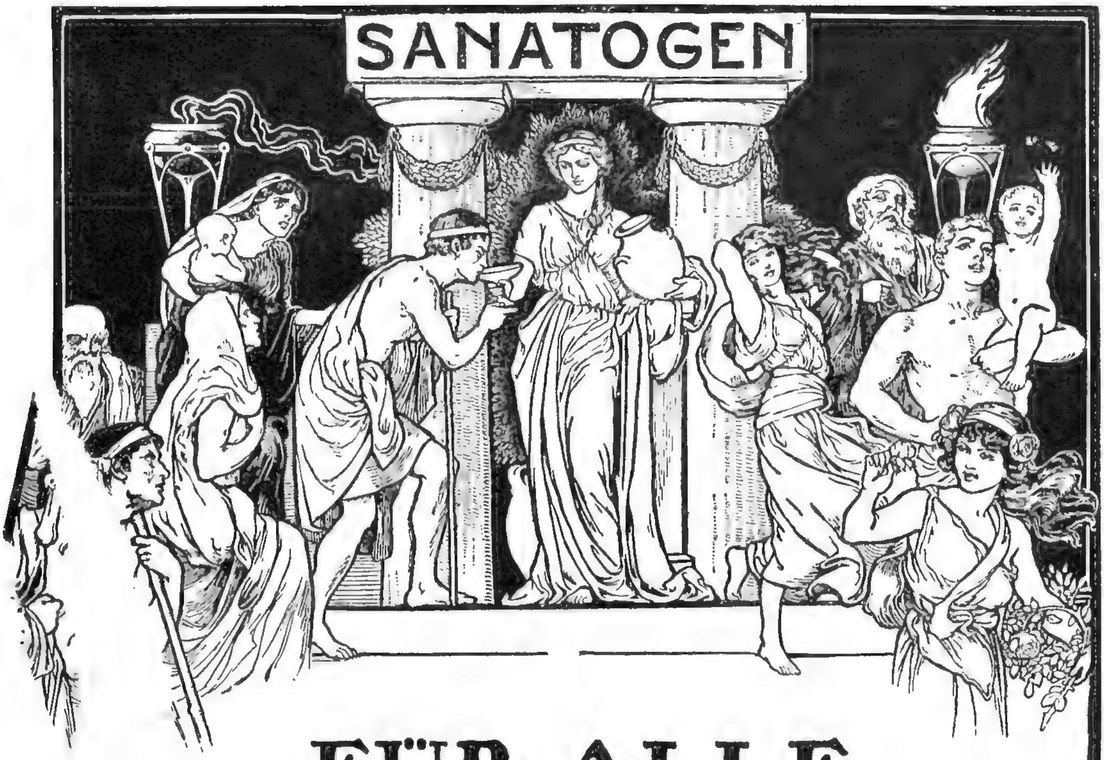
Bronze. Von Johann Vierthaler.

in einem kaum 3 mm hohen Relief und auf eng umgrenzten Raum alles Kleinliche und Detaillierte fernzuhalten und ein harmonisches Gesamtbild von natürlicher Schönheit und lebendigen Linien zu schaffen, ist hier mit großem Geschick und Glück gelöst. —

Im allgemeinen strebt man heute für den Tafelschmuck eine größere Schlichtheit an, als noch vor zehn Jahren. Schlichtheit, obwohl die Kostbarkeit der Materials an sich sich steigerte, und die Anforderungen an die künstlerische Ausgestaltung der Einzelheiten stiegen. Aber die hohen Tafelaufsätze sind nicht mehr beliebt, der Blumenschmuck wird flacher gehalten; bei dem Porzellan vermeidet man ein zu starkes Dekor, die Formen der Gläser sollen ruhig sein. Sehr schön das alles. Aber doch auch wohl wieder mehr Mode, als künstlerische Überzeugung. Solch fast gewaltsames Zurückdrängen eines festlichen Schmucks, an dem Generationen sich erfreuten, hat nie Aussicht auf langen Bestand. Ich will den hochgetürmten Tafelaufsätzen nicht das Wort sprechen, obwohl die Edelschmiedekunst vergangener Zeiten in ihnen ihr Bestes gab: sie versperren wirklich dem Auge den Weg, zumal wenn sie sich mit allzu gewaltigen Blumenaufbauten einen. Aber jene kleinen lustigen Schmuckgeräte der Tafel, die unsere Eltern und Großeltern liebten, hatten doch ihren Reiz: die hübschen Kristallschalen, die zierlichen Salznäpfchen, nicht zuletzt auch eine gefällige Keramik. Meißen hat dafür einst Meisterstücke geliefert, noch Schöneres wohl Sèvres. An Meißen und Sèvres klingt auch, ohne der Eigenart zu entbehren, die allerliebste Tafeldekoration an, die wir am Schluß der Rundschau abbilden: eine Quadrille à la cour in Porzellan. Entworfen sind die feinen graziösen Figürchen von dem Berliner Victor A. Seifert, ausgeführt von der Porzellan-Manufaktur Gebr. Heubach in Lichte (Sachsen-Meiningen). —

Im alten Weimar blüht frisches Leben. Es wird emsig und mit Erfolg gearbeitet im heutigen Ilm-Athen, mehr vielleicht, als in mancher der großen Kunstmetropolen. Wir bringen im vorliegenden Hefte Gemälde zweier Weimaraner Meister. Einmal farbig den köstlich frischen „Frühling am Bach" (zw. S. 320 u. S. 321); wer eine Spur Naturempfinden hat, muß sich erfreuen an dem duftigen Grün der Wiesenränder, an

„Mänade" (Bronze) und „Siegespreis" (Silber). Von Johann Vierthaler.



FÜR ALLE

die sich matt und elend fühlen,

[illegible] ervös und willensschwach sind, deren Schaffenskraft durch Überar[illegible]ng herabgesetzt ist, oder denen Krankheiten und Gemütse[illegible]reg[illegible] Widerstandsfähigkeit nahmen, ist Sanatogen ein wunderb[illegible]ngsmittel. Seine überraschende Wirkung wurde in [illegible] Veröffentlichungen, die zum Teil den bedeutendsten [illegible]nivers[illegible]ken entstammen, nachgewiesen und von mehr als 12000 [illegible]ren und Ärzten beglaubigt. Die untenstehenden [illegible]szüge a[illegible]handlungen in medizinischen Fachzeitschriften liefern d[illegible] unwid[illegible]baren Beweis der hohen Anerkennung, die das Sanatogen gefunden hat.

„Deutsche Medizinische Wochenschrift“:

. . . Sanatogen wurde von mir als Nährpräparat bei den verschiedensten Verdauungsaffektionen, bei Tuberkulose, Herzkrankheiten, Anämie etc. angewandt. In vielen Fällen habe ich eine Steigerung des Appetits nachweisen können. Ein günstiger Einfluss auf das Nervensystem war häufig zu beobachten, oft wich die geistige Depression in kurzer Zeit. In einigen verzweifelten Fällen, wo andere Nährpräparate im Stich liessen, gelang es durch Sanatogen-Gebrauch bei sonst geeigneter Behandlung die Kräfte zu heben und auch das Körpergewicht zu erhöhen . .

„Deutsche Ärzte-Zeitung“:

. . . . Bei zahlreichen Neurasthenikern, bei welchen die völlige Entfernung aus der gewohnten Umgebung, aus dem alltäglichen Getriebe entweder nicht durchführbar war, oder allein nicht zum Ziele führte, gelang es durch mehrwöchentliche oder -monatliche Darreichung von Sanatogen, den Zustand soweit zu heben, dass die Kranken ihren Berufsgeschäften wieder völlig nachgehen konnten. Die Hebung des Appetits, die Zunahme der Körperkraft und des Körpergewichts brachte eine Abnahme der nervösen Symptome, eine Hebung des Selbstvertrauens mit sich . . .

Erhältlich in Apotheken u. Drogerien in Packungen von M. 1.65, 3.20, 7.70 und M. 15.–. Illustrierte Broschüren kostenfrei durch BAUER & Cie., Berlin SW48.

Tell-Chocolade
Hartwig & Vogel
Tell-Cacao

Gebr. Stark, Pforzheim, Bez. 33
langjährige Lieferanten hunderter adeliger und fürstlicher Häuser, empfehlen ihre hochmodernen letzten Neuheiten aller Arten goldener und silberner Schmucksachen, sowie echt silberner und garantiert schwer versilberter Bestecke, Tafelgeräte, Luxuswaren etc. zu allerbilligsten Preisen.
5471. Brosche 14 kt. Gold, 7 Brillanten M. 200.—
6598. Boutons 14 kt. 2 Brillanten, 24 Diamanten M. 300.— bis 600.—
11449. Medaillon 8 kt. Mattgold, 1 Rubin M. 13.60
4/810/357. Serviettenband 1/2 nat. Gr. M. 3.60
6585. Ring 14 kt. Gold, 1 Brillant, 1 Saphir M. 180.—
10167. Mit Goldschild zum Gravieren 14 kt. M. 33.60, 8 kt. M. 18.80
6151. Krawattennadel, 1 Perle, 1 Rubin, 3 Diamanten M. 57.— Gold 14 kt.
1 3500.
12 Tafellöffel M. 96.—
12 Tafelgabeln „ 96.—
12 Tafelmesser „ 62.10
12 Dessertmesser „ 45.50
12 Dessertlöffel „ 72
12 Dessertgabeln „ 72.—
12 Kaffeelöffel „ 41.—
1 Suppenschöpfer 30.—
Bei Stückbezug Dutzendpreis. Bei Dutzendbezug 5%, von 6 Dutzend ab 10% Rabatt.
Damenhalskette 8/1661/1914. 14 kt. Mattgold mit Saphir und Diamant M. 86.—, 8 kt. Gold M. 60.—
8/2487. Herrenkette, 25 cm lang, 14 kt. Gold M. 65.—, 8 kt. Gold M. 12.—, Golddoublé M. 8.—, in Silber M. 6.40
Nur tadellose Arbeit unter Garantie für Feingehalt. — Alte Schmucksachen arbeiten wir zu modernsten Stücken, nehmen Gold, Silber, Edelsteine in Zahlung.
Kataloge mit tausenden Abbildungen gratis und franko! Ansichtssendungen zu Diensten!

Wir trinken

Kasseler Hafer-Kakao

regelmässig
morgens u. abends.

Bei Magen- u. Darmleiden, Blutarmut u. Bleichsucht ärztlich verordnet.

Nur echt in blauen Kartons für 1 Mk., niemals lose.

Münchner Loden-Versand-Haus

Fritz Schulze G. m. b. H.

Königl. bayr. Hoflieferant

Maximilianstraße 40 **München II** Maximilianstraße 40

Vollständige Ausrüstung für

Jagd- u. Touristen-Sport

Herren- und Damen-Wettermäntel

Elegante Lodenbekleidung

Preiskurant u. Muster gratis u. franko.

Cailler's
MAISON FONDÉE à VEVEY 1819
MILCH-CHOCOLADE
B.
Höchster Wohlgeschmack - Höchster Nährwert

A
B C
A·BATSCHARI
CIGARETTES
BADEN-BADEN

Graetzin-Licht

D. R. P. 126135 Mannesmann

42—60% Gasersparnis

Nur echt mit Stempel **Graetzin**
auf Brenner und Zubehör

Zu haben bei allen Installateuren, auch weisen Bezugsquellen nach:

Ehrich & Graetz, Berlin SO. 36

Elsenstrasse 92^a—95^b.

Der Name „Graetzin" ist uns als Warenzeichen gesetzlich geschützt.

Die Mönche Chartreux

aus ihrem Besitztum der „Grande Chartreuse" **vertrieben,** und in Frankreich ihrer **früheren Marken,** welche **öffentlich versteigert** wurden, **entsetzt,**

haben ihr Geheimnis mitgenommen

und stellen nun ihren Likör in **Tarragona** (Spanien) her.

Man verlange diese neue Flasche mit der Bezeichnung: **„Liqueur des Pères Chartreux"** (Tarragona.)

Dr. Lahmann's

Gesundheit ist Reichthum
FABRIK MARKE
Dr. Lahmann

Nährsalz- **Cacao**
Nährsalz- **Chocolade**
Nährsalz- **Biscuits**
Vegetabile (Pflanzen) **Milch**

Allein. Fabrik. HEWEL & VEITHEN, Cöln u. Wien
Kaiserl. Königl. Hoflieferanten.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Neu erschienen:

Geschichte der Weltliteratur

von

Dr. Karl Busse.

Mit vielen Bildnissen, Kunstbeilagen und Faksimiles.

Vollständig in 2 Bänden.

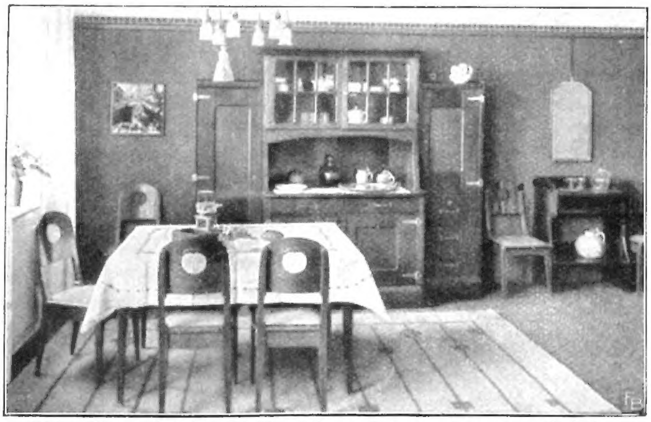
Band I Preis elegant gebunden 12 Mark.

(Band II erscheint noch im Laufe des Jahres.)

Die neue Geschichte der Weltliteratur des durch seine feinsinnigen Literaturbesprechungen in diesen Heften weitbekannten Literarhistorikers Dr. Karl Busse ist ein Buch für das deutsche Haus. In straffer Gliederung sind die großen Perioden der Literaturen aller Völker zusammengefaßt und um ihre bedeutendsten Erscheinungen gruppiert. Die Darstellungsweise darf geradezu als glänzend bezeichnet werden. Nirgends langweilig, immer unterhaltend und fesselnd! Die reiche Illustrierung des Buches bringt eine Fülle bisher noch unveröffentlichter Abbildungen.

Durch alle Buchhandlungen.

Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst



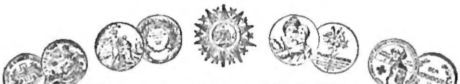
Dieses Zimmer kostet in Massiv-Eiche, geräuchert und mattiert, M. 863.—

Wohnungseinrichtungen deutscher Art in neuer Technik. Klare Formen, edles Material. Originalarbeiten nach Entwürfen erster Künstler. – Vorschläge kostenlos. – Man verlange in jeder Buchhandlung oder von den Geschäftsstellen Dresden-A. 16 oder München die illustrierten Preisbücher M7: Dresdner Hausgerät (Zimmer von 250—950 Mark) 1.80 M., H7: Handgearbeitete Möbel (Zimmer über 900 Mark) 5.— M., K7: Kleingerät 1.20 M., W7: Webwaren 0.75 M., B7: Beleuchtungskörper 0.75 M. Tapetenmusterbücher und Stoffmusterbücher S7 zur Ansicht gegen postfreie Rücksendung und je 0.50 M. in Marken. – Angabe der Art und Verwendung der Stoffe ist erwünscht

Dresden Ringstraße 15 · **München** Odeonsplatz 1 · **Hamburg** Königstraße 15 · **Hannover** Hildesheimerstr. 17 · **Berlin W** Bellevuestraße 10

Wenn Sie leiden

an **Blutarmut,**
Nervosität,
Gallenstein und
Leberleiden,
Fettsucht, Gicht,
Rheumatismus,
Zuckerkrankheit
etc. etc.



Diverse goldene Medaillen.

Schutzmarke

„Die normale Verjüngung des Körpers“,
„Das geordnete Funktionieren aller Organe“,
„Körperliche und geistige Frische“,
„Gesundheit, Schaffensfreude und Arbeitskraft“,
„Dies Alles ist bedingt durch die normale Mineralsalzreiche Beschaffenheit von Blut und Lymphe“.

dann müssen Sie die ausführliche Broschüre über die von ärztlichen Autoritäten begutachtete

Julius Hensel'sche Nährsalztherapie

lesen. — Schreiben Sie **heute noch** eine Postkarte an die Firma **Julius Hensel, Stuttgart D. 3.**

Broschüre gratis und franko. Sie werden erstaunt sein, auf welch rein natürlichem :: und billigem Wege Sie Ihrer Gesundheit unendlich nützen können. ::

◇ HEINTZE & BLANCKERTZ · BERLIN NO 43 ◇

Tintenfässer mit abnehmbarem Klappdeckel

Patentamtlich geschützt durch D.R.G.M.

Leicht auf jedes passende Tintenfass aufzuklemmen

Kein Deckel-Tintenfass ist so **gründlich** zu reinigen wie HEINTZE & BLANCKERTZ Tintenfass mit abnehmbarem Klappdeckel. Der Klappdeckel wird **nicht aufgegipst**, sondern am Halse des Tintenfasses durch eine federnde Klemmschelle selbsttätig festgehalten.

Tintenfass No. 100
Preis das Stück 90 Pf.

Tintenfässer mit Klappdeckel und Spartrichter sind in 4 Grössen zu haben

No.	98	99
Boden-Durchm.	47	74 mm
Preis das Stück	0,80	1,25 Mark

Abb. ca. $^1/_3$ nat. Grösse

Tintenfass No. 100a
weisses Glas mit altkupfernem Klappdeckel, geprägt
Preis das Stück 90 Pf.

Tintenfass No. 100g
grünes Glas mit vergoldetem Klappdeckel, geprägt
Preis das Stück 1,20 Mark

Tintenfass No. 96 ohne Spartrichter

mit Klappdeckel

Form und Grösse genau wie Tintenfass No. 100

Für den Schulgebrauch vorzüglich geeignet

Das Stück 60 Pf.

Kleine Schreib-Ausstattung No. 104

bestehend aus Metallfederschale in Farben Altkupfer und Messing, Tintenfass ohne Klappdeckel, Umsteckhalter und 20 Tintenperlen

Preis 2,— Mark

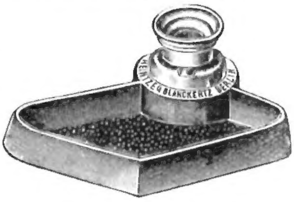


Abb. ca. $^1/_3$ nat. Grösse

Schreibzeuge

Schreibzeug No. 101
Preis das Stück 1,75 Mark

Schreibzeug No. 102
Preis das Stück 2,75 Mark

Schreibzeug No. 103
Preis das Stück 1,50 Mark

Die Tintenfässer sind sämtlich mit Spartrichtern und abnehmbaren Klappdeckeln versehen

Abb. ca. $^1/_3$ nat. Grösse

DAS DREISPITZENSYSTEM HEINTZE & BLANCKERTZ

JEDER HAND EINE PASSENDE FEDER

VIOLETTE SCHIEBESCHACHTEL PREIS: 60 Pf.

Ausführliche Preisliste kostenlos ab Fabrik Berlin NO 43